STUDIEN ZUR GESCHICHTE
UND GESELLSCHAFT
VORARLBERGS
16

Werner Bundschuh

Vom Wandern und vom Ankommen

Biografische Reportagen
aus Vorarlberger Dörfern –
Altach, Tosters, Mäder

VORARLBERGER AUTOREN GESELLSCHAFT

Werner Bundschuh

Vom Wandern und vom Ankommen

Biografische Reportagen aus Vorarlberger Dörfern – Altach, Tosters, Mäder

Ausgabe aus Anlass der Ausstellung
im Jüdischen Museum Hohenems
„... lange Zeit in Österreich. 40 Jahre Arbeitsmigration"
6. Juni bis 3. Oktober 2004

Herausgegeben in Zusammenarbeit mit der
Johann-August-Malin-Gesellschaft

Gedruckt mit Unterstützung des Landes Vorarlberg
und des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur

Werner Bundschuh hat in den vergangenen sechs Jahren Dutzende von lebensgeschichtlichen Interviews mit Frauen und Männern geführt, die in Vorarlberger Dörfer zugewandert sind – aus dem übrigen Österreich, als Umsiedler und Vertriebene während und nach dem Zweiten Weltkrieg oder als Arbeitsauswanderer aus Ex-Jugoslawien und der Türkei.

Geplant waren die Interviews als Beiträge für Heimatbücher der Gemeinden Altach, Tosters und Mäder – herausgekommen ist ein faszinierendes Panorama der jüngeren Zuwanderungsgeschichte Vorarlbergs.

Die Geschichte der Arbeitsmigration nach Vorarlberg in Gestalt biografischer Reportagen: Das ist ein neuer, ungewöhnlicher – und spannend zu lesender – Zugang zu einem Thema, das noch lange nicht Geschichte ist.

STUDIEN ZUR GESCHICHTE
UND GESELLSCHAFT
VORARLBERGS
16

Werner Bundschuh

Vom Wandern und vom Ankommen

Biografische Reportagen aus Vorarlberger Dörfern – Altach, Tosters, Mäder

Mit einem Vorwort von Kurt Greussing

VORARLBERGER AUTOREN GESELLSCHAFT

Titelmotiv: Italienischer Gastarbeiter bei Ankunft im Zielland
(Westfälisches Industriemuseum)

© dieser Ausgabe: Vorarlberger Autoren Gesellschaft
Bregenz 2004
Alle Rechte vorbehalten
Produktion, Lektorat, Titel-Entwurf,
Layout und Bildbearbeitung: Kurt Greussing, Dornbirn
Druck und Bindung: J. N. Teutsch, Bregenz

Printed in Austria
ISBN 3-900754-27-6

Inhalt

Vorwort (Kurt Greussing)

Wie wird man fremd in Vorarlberg –
und wie bleibt man es so lange? 7

Altach

„Fremd fühlte man sich zunächst schon..." 34

Tosters

„Zunächst hat man uns angeschaut,
als wären wir bunte Hunde..." 73

Mäder

"Dass ich in Mäder landen werde..."
Dorfgeschichte als Geschichte von Zuwanderern 128

Literaturauswahl 190

Orts- und Herkunftsregister 193

Personenregister 198

Vorwort

Wie wird man fremd in Vorarlberg – und wie bleibt man es so lange?

In den vergangenen Jahren hat sich mit den nach Vorarlberg zugewanderten Frauen und Männern aus Nicht-EU-Ländern ein stiller, aber revolutionärer Wandel vollzogen: Ihre Aufenthaltsperspektive hat sich stabilisiert. Aus weitgehend beliebig disponierbaren Verschubmassen der Konjunkturen sind Menschen mit Aufenthaltsrecht, ja vielfach österreichische Staatsbürgerinnen und Staatsbürger geworden. Die Frage ist da nur: warum sind sie dann – im populären Diskurs ebenso wie in der öffentlichen Rede – immer noch „Ausländer", „Fremde", „Türken", „Jugos", und eben nicht wie der große Rest: „Vorarlberger"?

Das vorliegende Buch von Werner Bundschuh beschreibt einen guten Teil dieses Wandels und des gegenwärtigen Ergebnisses: Die Wandernden sind angekommen, aber in den meisten Fällen noch lange nicht als „Vorarlberger" zu Hause. Wobei hier gleich angemerkt werden muss – auch dies lässt sich in diesem Buch anhand vieler Lebensgeschichten belegen –, dass die Ankunftsbereitschaft bei zahlreichen Migrantinnen und Migranten merklich größer ist als die Empfangsbereitschaft vieler Angehöriger der Aufnahmegesellschaft.

Die leidige Zuwanderung: Grundierung der Vorarlberger Geschichtsschreibung

Die Geschichtsschreibung in Vorarlberg hat – nicht anders als die Gesellschaft insgesamt – in den vergangenen hundert Jahren immer auf die Zuwanderung und die Zuwanderer reagiert. Auch wenn Migration nach Vorarlberg erst in den 1970er und 1980er Jahren ein ausdrückliches Thema für Historiker geworden ist, gab die massive Zuwanderung von „Fremden" ab der ersten Industrialisierungswelle in den 1870er/1880er Jahren stets eine Grundierung geschichtsschreiberischer Bemühungen ab. Sie war quasi die negative Folie, auf der das Bild von Vorarlberg entwickelt wurde: Je mehr die Vorarlbergerinnen und Vorarlberger real mit Zuwanderern konfrontiert wurden – Männern und Frauen aus dem italienischsprachigen Teil der Monarchie, aus anderen Kron- und nach 1918 aus anderen Bundesländern –, desto „vorarlbergerischer" wurde in der öffentlichen Darstellung durch Zeitungs- und Geschichtsschreiber Vorarlberg. Markus Barnay hat diesen Prozess der Wahrnehmung des „Fremden" und damit der Bestimmung des „Eigenen" – also die Herausbildung eines Vorarlberger „Landesbewusstseins" durch die öffentlich artikulationsstarken Eliten – ab der Wende zum 19. Jahrhundert, vor allem aber ab den 1870er Jahren, bis in die Gegenwart im Detail nachgezeichnet und analysiert.[1]

Die Vorarlberger Geschichtsschreibung spiegelte, nicht immer zeitgleich, aber doch recht getreulich, die herrschende Politik (und die war immer, auch wenn's abgedroschen klingt, die Politik der Herrschenden) gegenüber den Arbeitsmigranten wider. Umgekehrt hat sie aber auch selbst Bilder des und der „Fremden" formuliert, die dann von der (Landes-)Politik zu Leitbildern staatlichen Handelns gemacht wurden.

Deutlich wird das bei einem Rückblick auf Positionen, die in der Nachkriegszeit, bis in die 1980er Jahre, von den Ideologen des Vorarlberger

---

[1] Markus Barnay: Die Erfindung des Vorarlbergers. Ethnizitätsbildung und Landesbewußtsein im 19. und 20. Jahrhundert. Bregenz 1988.

Landesbewusstseins bezogen wurden. Elmar Grabherr etwa, ab 1945 Leiter des Präsidiums des Amtes der Vorarlberger Landesregierung und von 1955 bis zu seiner Pensionierung 1976 Landesamtsdirektor, also höchster Laufbahnbeamter des Landes und als solcher leidenschaftlicher Ausbildner der nachrückenden Landesbeamten, legte 1986 mit seinem Buch „Vorarlberger Geschichte" eine in der Tat merk-würdige Bilanz seines politischen Denkens wie seines bürokratischen Wirkens vor. In dieser damals von den „Vorarlberger Nachrichten" eifrig beworbenen Schrift wusste er nicht nur bezüglich der Zuwanderung aus dem italienischsprachigen Teil der Monarchie – noch satte hundert Jahre später! – mitzuteilen, dass der *„gesunde Sinn des Volkes"* die Hereinholung dieser fremden Industrie-Arbeitskräfte als *„etwas Unnatürliches"* empfunden habe, *„das auch trotz gleicher Staatsangehörigkeit verschiedene Gefahren birgt"*. Er beklagte ebenso die betrübliche Triebpolung der Vorarlberger Akademiker – mit der Folge einer *„durch die aufgekommenen Studentenehen erheblich angestiegene(n) Zahl von Ehefrauen ... aus den Universitätsländern. Nicht genug mit dieser Volksvermehrung durch Innerösterreicher* (recte: -innen; Anm. KG), *holten sich Industrie, Bauwirtschaft und Hotellerie unter alleiniger Bedachtnahme auf betriebswirtschaftliche und nicht auf landespolitische Erwägungen ab 1970 große Mengen von Jugoslawen und schließlich sogar Türken ins Land."*[2]

Unterstützt wurden diese Bemühungen Grabherrs um eine alemannozentrische, ja alemannorassistische Sicht der Vorarlberger Geschichte unter anderen von zahlreichen Verfassern von Heimatbüchern – die sich wiederum der Förderung durch die Vorarlberger Landesregierung erfreuen durften. Es wäre freilich zu simpel, da ein direktes Verhältnis von finanzierenden Vordenkern und dankbaren Nachdenkern anzunehmen. Denn in Wirklichkeit hatte sich eine ganze Elite von heimatforschenden Artikulatoren – vorwiegend Volks- und Hauptschullehrer sowie Mittelschulprofessoren – gebildet, die im Verein mit Zeitungsschreibern (vor allem der „Vorarlberger Nachrichten") diese Geschichtssicht vertraten.

---

[2] Elmar Grabherr: Vorarlberger Geschichte. Bregenz 1986, S. 213 und 297.

Ein besonders hartnackiger Verfechter eines korrekten Blicks auf die Vorarlberger Geschichte war neben Elmar Grabherr der Feldkircher Rechtsanwalt Dr. Theodor Veiter. Er, zuvor ein engagierter Christlichsozialer und Gefolgsmann des austrofaschistischen Regimes, hatte sich bald nach dem deutschen Einmarsch 1938 mit seinem stramm antisemitischen Buch „Nationale Autonomie" den neuen Machthabern als Vordenker eines neuen Volksgruppenrechts – de facto eines strikten Apartheid-Systems eben mittels „nationaler Autonomie" – empfohlen.

Nach dem Krieg hatte er dann natürlich wesentlichen Widerstand gegen die Nazis geleistet, sodass er ohne größere Verzögerungen seine Karriere als (unter anderem durch den Titel eines Honorarprofessors geadelter) Experte für Volksgruppenrecht fortzusetzen vermochte. Aufsätze mit Titeln wie *„Volkstod durch Unterwanderung"* festigten in der Szene – unter anderem in der Chefetage der VN – seinen Ruf als einschlägige Fachkraft. Seine letzten Lebensjahre widmete er hauptsächlich Warn- und Drohrufen gegen „linksextreme" Historiker, die die Vorarlberger Geschichte „umzuschreiben" versuchten[3] – und damit hatte er völlig Recht: Die taten das ja wirklich.

---

[3] Theodor Veiter in den „Vorarlberger Nachrichten" vom 24. September 1983 („Soll Vorarlberger Geschichte aus ‚linker' Sicht umgeschrieben werden?"): *„Diesen Anfängen gilt es zu wehren. So wie in Vorarlberg (Lochau) sich rechtsextremistische Strömungen bemerkbar machen, denen man rechtzeitig zu wehren hat, ist auch der Linksextremismus am Werk. Das geschieht noch in der äußeren Form von Objektivität und Wissenschaftlichkeit, es wäre aber gut, hier Gegengewichte zu schaffen. Diese können nicht in riesigen Kompendien (Bilgeri) bestehen, sondern in kleinen Monographien etwa nach dem Muster jener der Rheticus-Gesellschaft oder der von Christoph Vallaster herausgebrachten Publikationen."*

Eine Würdigung des volksgruppenrechtlichen ebenso wie des historiographischen Lebenswerkes von Theodor Veiter findet sich in: Sperrung – Mitteilungen der Johann-August-Malin-Gesellschaft, Nr. 2, November 1983.

Änderung der Perspektive: Arbeitszuwanderung als Strukturmerkmal Vorarlbergs

Tempi passati – der Rückblick auf Grabherr und Veiter ist bereits Geschichte der Geschichtsschreibung. Mit der Verfestigung der „Gastarbeiter" als Teil der Vorarlberger Sozialstruktur in den 1980er Jahren – aus Zuwanderern wurden nach und nach Einwanderer, auch wenn die Aufenthaltsperspektiven und -rechte des Einzelnen nach wie vor völlig unsicher waren – änderte sich auch der Blick etlicher Historiker auf die Migrantinnen und Migranten. Bahnbrechend waren hier der Bludenzer Geschichtsverein und der Kulturverein allerArt mit einer Veranstaltung im Dezember 1988: „Bludenz grüßt Valsugana – Valsugana saluta Bludenz". Die trentinischen (italienischen) Zuwanderer und ihre Nachkommen befassten sich hier öffentlich mit *ihrer* Geschichte und stellten auf die Probe, was an populären Mythen (und Vorurteilen) in die bisherige Landesgeschichtsschreibung Eingang gefunden hatte. Die historiographischen Erträge dieser Veranstaltung sind in den „Bludenzer Geschichtsblättern", Heft 3+4/1989, die damals unter der Verantwortung von Manfred Tschaikner erschienen sind, nachzulesen.[4]

Die nun folgende Befassung mit Zuwanderung – auf Seiten kritischer („alternativer", „linker") Historiker ebenso wie, noch wichtiger, auf Seiten der Vertreter der Zuwanderungsminderheiten selbst – war durch mindestens diese drei Elemente gekennzeichnet: durch eine Sicht auf die eigene Geschichte auf der Basis einer Neuerschließung von Quellen und nicht auf der Grundlage von kolportierten Geschichten und Vorurteilen; durch ein offensives Bekenntnis zur Existenz als Zuwanderergruppe; und durch ein wachsendes – und öffentlich artikuliertes – Bewusstsein von Vorarlberg als klassischem Einwanderungsland.

---

[4] Siehe auch das weitere, ebenfalls unter der Schriftleitung von Manfred Tschaikner herausgegebene Heft 8+9/1990 der „Bludenzer Geschichtsblätter" („120 Jahre Trentiner in Vorarlberg").

Auf der Ebene der Gesichtsschreibung begann die Bludenzer Initiative weitere Kreise zu ziehen. Gefördert durch Mittel des Landes Vorarlberg, kam ein großes Forschungsprojekt zwecks Erschließung der historischen Quellen zur Auswanderung aus dem Trentino und zur Einwanderung der TrentinerInnen nach Vorarlberg ins Rollen. 1995 erschien der 648-Seiten-Band, der die Geschichte der italienischen Migrationsbewegung nach Vorarlberg von 1870/80 bis 1919 nachzeichnet.[5]

Eine Sonderstellung in der Befassung mit Arbeitsmigration Ende der achtziger / Anfang der neunziger Jahre nimmt der Feldkircher Photograph Nikolaus Walter ein. Er sieht und bezeichnet sich als „Bildberichterstatter". Und er brachte für die Beschäftigung mit Migranten etwas mit, was den wenigsten Sozialwissenschaftlern – und Journalisten erst recht – zu eigen ist: unendlich viel verständnisvolle Geduld und freundliche Beharrlichkeit. Entstanden ist daraus 1991, nach jahrelangen Vorarbeiten, eines der einprägsamsten Dokumente zur Arbeitsmigration nach Vorarlberg: der Band „Landlos – Türken in Vorarlberg", mit Photos von Nikolaus Walter und Texten des nach Vorarlberg eingewanderten Lyrikers Kundeyt Şurdum.[6]

Anfang der neunziger Jahre: Migranten werden öffentlich

Politisch hatte das erwähnte Forschungsprojekt zur trentinischen Zuwanderung jemand angeschoben, der selbst in zweiter Generation aus einer italienischen Migranten-Familie stammt (und immer noch ein sehr guter Italienisch-Sprecher ist): der Zahnarzt – und in der Folge Initiator zahlreicher lokalhistorischer Projekte – Dr. Josef Concin aus Nüziders. Mit der Gründung des Komitees „Trentiner und ihre Nachkommen in Vorarl-

---

[5] Karl Heinz Burmeister / Robert Rollinger (Hg.): Auswanderung aus dem Trentino - Einwanderung nach Vorarlberg. Die Geschichte einer Migrationsbewegung mit besonderer Berücksichtigung der Zeit von 1870/80 bis 1919. Sigmaringen 1995.

[6] Nikolaus Walter / Kundeyt Şurdum: Landlos. Türken in Vorarlberg. Mit einem Nachwort von Kurt Greussing, Salzburg 1991.

berg" 1989, im Anschluss an die Bludenzer Valsugana-Veranstaltung und auf Initiative des Literaten und Malers Ingo Springenschmid, war ein wirkungsvolles Instrument für (kultur)politische Lobby-Arbeit geschaffen worden. Von Anfang an stellten das Komitee und sein Präsident Josef Concin zwei Aspekte in den Vordergrund: eine positive Besetzung der Bezeichnung „Welsche", die bislang ein Schimpfwort gewesen war; sowie die geschickte Berechnung der Zahl der trentinischstämmigen VorarlbergerInnen mit rund 80.000 Menschen, was einen Anteil von über 20 % an der Gesamtbevölkerung ergibt.[7] Auch wenn man um den einen oder anderen Zehntausender vielleicht streiten darf – die Politiker hatten Concins deutliche Botschaft bald deutlich verstanden: Wer die Zuwanderer beziehungsweise deren Nachkommen nicht als *Trentiner* oder *Welsche* zur Kenntnis nehmen will, der könnte angesichts ihrer schieren Zahl künftig bei Wahlen ein kleineres Problem bekommen.

Große Trentiner-Treffen in Vorarlberg, aber auch im Trentino, folgten. Am 27. Juni 1990 versammelten sich in Bludenz 350 ältere TrentinerInnen aus dem ganzen Land zu einem Treffen mit Landeshauptmann Martin Purtscher. Die Sensation dieser Veranstaltung war folgende Schluss-Passage in der Rede des Landeshauptmanns:

„Ich weiß, dass Ihren Eltern, Großeltern und Urgroßeltern, vielleicht auch noch Ihnen selbst in schwerer Zeit viel Unrecht getan wurde. Und als Landeshauptmann von Vorarlberg stehe ich nicht an, Sie heute noch im Namen des Landes für jede Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit um Verzeihung zu bitten."[8]

Ein weitere Großveranstaltung folgte am 20. Oktober 1990 in Bregenz mit 1.200 TeilnehmerInnen. Aus diesen Veranstaltungen entwickelte sich die Idee, weitere Zuwanderergruppen einzubeziehen und regelmäßige Zuwandererfeste durchzuführen. Das erste fand im Herbst 1993 in Bregenz statt – ein interkulturelles Fest (organisiert von dem aus Ober-

---

[7] In Burmeister/Rollinger (wie Anm. 5), S. 9 (Vorwort von Josef Concin).

[8] Neue Vorarlberger Tageszeitung, 29. Juni 1990; Kopie des Redetexts im Besitz des Verfassers.

österreich stammenden Vereinsreferenten der Stadt Bregenz Hans Kallinger) unter dem Motto „Unser aller Ländle". Die Vorarlberger Landesregierung unter Landerhauptmann Purtscher widmete diesem Fest sogar eine eigene Nummer des an alle Haushalte versandten „Vorarlberg-Berichts" (Heft 75/1993).

Interessant sind die auf dem Titelblatt dieser Schrift aufgelisteten Zuwandererminderheiten: Walser, Trentiner, Südtiroler, Osttiroler, Oberösterreicher, Steirer, Kärntner, Burgenländer, Serben, Kroaten, Slowenen und Türken. Das Bregenzer Zuwandererfest wurde, im Zweijahresrhythmus, zur Tradition. Heute (2004) sind dort 17 ethnische Gruppen, die über eigene Vereine verfügen, vertreten – neben den bereits genannten unter anderen Filipinas, Marokkaner, Polen und Schwarz-Afrikaner.

Das ist das Ungewöhnliche an dieser Entwicklung: Die Vertreter der „Trentiner" oder „Welschen" wollten ihre ethnische Gruppe von Anfang an nicht dadurch wohnlicher situieren, dass sie lediglich ihr eigenes Erbe feierten, sich aber von den armen Nachrückern – Türken und Jugoslawen – tunlichst distanzierten. Im Gegenteil: Sie machten sich zum Motor für die öffentliche Präsentation der übrigen Zuwanderer-Minderheiten. Man kann die politische Wirkung solcher Feste nicht hoch genug einschätzen: Zum ersten Mal versteckten sich Zuwanderer nicht mehr oder identifizierten sich lediglich in ihren Traditionsvereinen als Migranten; sondern sie machten ihre Existenz als Zuwanderer öffentlich – und damit im Wortsinn politisch. Denn nun konnte jeder, auch der Vorarlberg-bornierteste Gemeinde- oder Landespolitiker, sehen: Es gibt Zuwanderer in diesem Land, und es gibt viele, sehr, sehr viele...

Der Erfolg des offensiven Auftretens der „Trentiner" war also ein Paradigmenwechsel in der offiziellen Sicht der Vorarlberger Regierung auf die Landesgeschichte – weg vom Alemanno-Zentrismus, hin zur grundsätzlichen Akzeptanz Vorarlbergs als eines recht bunt gemusterten Zuwanderungslands. Auch andere Schritte machten das deutlich: etwa dass die Wanderausstellung „Zwischen den Stühlen – Bild-Geschichten aus dem Leben der Arbeitsmigranten", die im Wesentlichen von August Fleisch (Zuwanderungsgeschichten) und Arno Gisinger (Photos)

konzipiert und kuratiert worden war, im Juni 1990 zuerst im Foyer des Landhauses gezeigt werden konnte.

Auswirkungen solcher Schritte, in Form einer Verbesserung der Situation der Migranten, setzten freilich nur langsam ein (etwa die großzügigere Regelung der Aufenthaltsgewährung und der Vergabe von Staatsbürgerschaften) oder blieben bis heute weitestgehend aus (etwa eine ausreichende Sonderförderung lern- und sprachschwacher Migrantenkinder im Normalschulsystem). Aber die Zeit, da Zuwanderer gleichsam als Ausschlag am „Volkskörper" klassifiziert wurden, den man tunlichst wieder loswerden wollte, diese Zeit begann zu vergehen.

Nur langsam allerdings ist sie vergangen, und unter heftigen öffentlichen Auseinandersetzungen. Ein Hauptthema war ab der Mitte der achtziger Jahre der Nachzug von Familienmitgliedern, also die Zusammenführung von Migrantenfamilien. Nicht alle, die die vollständige Kernfamilie als Krone der göttlichen Schöpfungsordnung betrachteten, wollten diese Idee auch auf Arbeitsmigranten angewendet wissen. *„Die Notbremse hat gegriffen: ‚Türken-Invasion' gestoppt"*, titelten etwa die „Vorarlberger Nachrichten" vom 27. Jänner 1987, dabei den damaligen Landesstatthalter Siegfried Gasser zitierend, der sich so in einem VN-Gespräch ausgedrückt haben soll. Vorarlberg werde, so argumentierte er, von Türkenkindern „überschwemmt", was sich daraus ergebe, „dass zwar über 15.000 Türken hier leben, aber nur 6078 Beschäftigte mit türkischer Staatszugehörigkeit hierzulande ausgewiesen sind". Mit anderen Worten: Das Problem bestand für den christlichen Politiker und die „Vorarlberger Nachrichten" darin, dass jeder in Vorarlberg beschäftigte Türke beziehungsweise jede Türkin mit exakt 1,5 nichtbeschäftigten Angehörigen eine Familie zu bilden versuchte.

Solches Denken war nicht das Privileg allein von ÖVP-Politikern. Hofrat Norbert Neururer zum Beispiel, SPÖ-Landtagsabgeordneter und dazu noch Leiter des für die Arbeitsmigranten entscheidenden Landesarbeitsamtes, gab einer Gruppe von besorgten Bürgern (unter ihnen der Kennelbacher Pfarrer Werner Witwer), die sich für mehr Toleranz gegenüber

türkischen Gastarbeitern einsetzten, per „Vorarlberger Nachrichten" folgenden Rat mit auf den weiteren Lebensweg:

„Vielleicht kommen Sie, wenn Sie sich in Ihrer Gemeinde etwas genauer umsehen, zum Ergebnis, daß es auch bei zahlreichen Vorarlberger Familien arge soziale Probleme gibt, für die sich Ihre Gruppe einsetzen könnte. Echte Humanität ist sicher ein erfreuliches Zeichen menschlicher Größe, doch sollte sie sich nicht nur auf Ausländer beziehen, sondern auch auf unsere eigenen Landsleute."[9]

Mehr solcher erfreulicher Zeichen menschlicher Größe setzte dann die FPÖ mit ihrem Ausländervolksbegehren, das im November 1992 anzurollen begann. Im Rückblick war die dadurch ausgelöste Debatte – und der relative Misserfolg des Volksbegehrens mit einer gesamtösterreichischen Unterzeichnerquote von 7,4 % der Wahlberechtigten – ein wichtiger Schritt zur Formierung von Kräften, selbst in SPÖ und ÖVP, gegen die intregrationsfeindliche Ausländerpolitik der Großparteien und gegen den ausländerfeindlichen Populismus der Haider-FPÖ.[10]

Die öffentliche Befassung mit dem Thema Zuwanderung war also alles eher als unumstritten. Umso wichtiger war der langsame, doch spürbare Paradigmenwechsel der Vorarlberger Landespolitik in dieser Frage – egal, ob er von guter Einsicht, von der Sorge ums Wählerpotential oder von beidem motiviert war. Jedenfalls: Das vom Finanz- und Kulturlandesrat Guntram Lins geförderte (übrigens im Regierungsgebäude in Bregenz lozierte) Großprojekt „KultUrsprünge" des Multi-Artisten Ulrich „Gaul" Gabriel in den Jahren 1991-1994 oder der vorrangig von der Stadt Hohenems und vom Land finanzierte Aufbau des Jüdischen Museums Hohenems 1990/91 setzten hier jeweils eigene Zeichen: für ein offeneres, seinen vielen Zuwanderer-Minderheiten zugewandtes, sich nicht mehr aufs „Alemannische" verengenden Vorarlberg.

---

[9] Vorarlberger Nachrichten, 28. November 1986, S. 24 (Antwort auf einen von mehreren Vorarlberger Frauen und Männern unterzeichneten Appell für mehr Verständnis gegenüber Gastarbeitern in den Vorarlberger Nachrichten vom 26. November 1986).

[10] Zur damaligen Debatte in Vorarlberg siehe vor allem das Schwerpunktheft der Zeitschrift „Kultur" vom Februar 1993 (Heft 1/1993).

Geschichten aus dem Leben – und die im Dunkeln?

Die neueren historischen Analysen der Zuwanderung nach Vorarlberg wählten, soweit sie nicht der Grabherr-Veiterschen Tradition verpflichtet waren, im Wesentlichen einen sozio-strukturellen oder einen sozio-kulturellen Zugang: Das heißt, sie betrachteten die Arbeitsmigration entweder unter dem Gesichtspunkt ihrer Notwendigkeit für und ihrer Auswirkung auf die soziale und wirtschaftliche Entwicklung des Landes; oder sie untersuchten, welchen Effekt sie auf die Herausbildung von (durchwegs positiven) ethnischen Selbstzuschreibungen und von (fast immer negativen) Fremdzuschreibungen bezüglich der Zuwanderer gehabt hatte.[11] Das Gemeinsame aller dieser Arbeiten ist, dass sie die individuellen Lebensgeschichten der migrierenden Frauen und Männer, also die subjektive Dimension ihrer Wanderungserfahrung, fast völlig ausblenden. Eine Ausnahme ist da lediglich Meinrad Pichler – doch bei dem geht es in unserem Zusammenhang leider nicht um Einwanderer nach, sondern um Auswanderer aus Vorarlberg.[12]

Werner Bundschuh schlägt nun mit seiner hier vorliegenden Publikation einen neuen, bislang in der Vorarlberger Geschichtsschreibung nicht beschrittenen Weg ein. Er erzählt aus der Innenperspektive der Zuwanderer (ohne die sozio-strukturelle zu vernachlässigen). Er gibt der Zuwanderung ein Gesicht – nämlich das der Menschen, die diese Zuwanderung wagen, erleiden, ihre Unwägbarkeiten durchleben (müssen) und erfolgreich – mit dem „Ankommen" in Vorarlberg – für sich oder zumindest für ihre Kinder abgeschlossen haben. Er präsentiert somit eine „Innen-

---

[11] Zu den Analysen auf der Basis eines mehr sozio-strukturellen Ansatzes zählen u.a. Kurt Greussing: 100 Jahre „Gastarbeit" in Vorarlberg, in: Bludenzer Geschichtsblätter, Heft 3+4/1989, S. 3-18; Karl Heinz Burmeister / Robert Rollinger 1995 (siehe Anm. 5); besonders aber Erika Thurner: Der „Goldene Westen"? Arbeitszuwanderung nach Vorarlberg seit 1945, Bregenz 1997. Für einen mehr sozio-kulturellen Ansatz grundlegend Reinhard Johler: Mir parlen Italiano und spreggen Dütsch piano. Italienische Arbeiter in Vorarlberg 1870-1914, Feldkirch 1987, sowie natürlich Markus Barnay (siehe Anm. 1).

[12] Meinrad Pichler: Auswanderer. Von Vorarlberg in die USA 1800-1938, Bregenz 1993.

sicht" der Arbeitsmigration, wie es auch (zum ersten Mal in Vorarlberg und mit anderen Mitteln) die Ausstellung „Lange Zeit in Österreich – 40 Jahre Arbeitsmigration" im Jüdischen Museum in Hohenems getan hat, aus deren Anlass das Buch mit Bundschuhs Wanderungsreportagen erschienen ist.

Doch Bundschuhs Darstellung (wie auch die Ausstellung) ist „ein-seitig": Sie berücksichtigt diejenigen, die – wenn auch unter Leid und Schwierigkeiten – es geschafft haben „anzukommen". Dabei greift Werner Bundschuh weit aus – nämlich nicht nur die üblichen Migrantengruppen (Türken, Jugoslawen) erfassend, sondern (fast) das gesamte Spektrum, das aus den – fälschlich für recht homogen gehaltenen – Vorarlbergern in Wirklichkeit einen Flickenteppich von Zugewanderten macht: KärnterInnen, SteirerInnen, sudetendeutsche Vertriebene, Flüchtlinge aus dem stalinistischen Osteuropa, Auswanderer aus Jugoslawien, bei denen sich wirtschaftliche und politisch-religiöse Motive vermengen, und besonders überraschend: Lawinenflüchtlinge aus dem Großen Walsertal, die als Fremde ins Rheintal gekommen und es dort lange geblieben sind.

Das also sind die glücklich „Angekommen" – allen Mühen der Wanderung zum Trotz.

Die anderen sind die, die zurück mussten – weil sie sich nicht mehr gesund genug fühlten oder es (oft) auch nicht mehr waren und die die besten Jahre ihres Lebens dem Glücksspiel der Aus- und Zuwanderung (erfolglos) geopfert haben; vor allem aber jene, die als Verschubmasse der Konjunkturen je nach Bedarf hereingeholt und dann wieder aus dem Land getrieben wurden – ja, getrieben, denn die meisten, die man von einem auf den andern Tag nicht mehr brauchte, sind nicht freiwillig zurückgegangen, nur um das Heer der Arbeitslosen in der Türkei oder in Jugoslawien zu vergrößern.

Ein Rückblick: Gebliebene und Vertriebene

Ein Blick auf die Statistik zeigt eine dramatische Anzahl solcher erzwungenen Rückwanderungen im Laufe der jüngsten Migrationsgeschichte Vorarlbergs: Zu Zeiten der Hochkonjunktur von 1970 bis 1973 war die Zahl der jugoslawischen und türkischen ArbeitnehmerInnen von 14.260 auf 23.835 gestiegen (das waren 22 % der unselbständig Beschäftigten im Lande). In lediglich zwei Jahren (1974-1975) folgte sodann eine radikale Rückführung auf 16.817 Personen, also um rund 7.000 oder fast 30 %. Etwa auf dem Niveau von 1975 stabilisierte sich dann die Beschäftigung von TürkInnen und JugoslawInnen bis 1979, bevor bis 1982 eine weitere Reduzierung auf 15.148 (rund 13 % der unselbständig Gesamtbeschäftigten) erfolgte – also die Entlassung und (in den meister Fällen) Abschiebung von weiteren fast 1.700 „GastarbeiterInnen".[13]

Damals, 1982, nach der massiven Reduzierung der Migrantenbeschäftigung, lebten insgesamt rund 26.000 Menschen mit jugoslawischer oder türkischer Staatsbürgerschaft in Vorarlberg. Heute (Stichtag 31.12.2002) sind es rund 33.000 oder 8,9 % der Vorarlberger Gesamtbevölkerung.[14]

Für mindestens 8.700 „GastarbeiterInnen" in Vorarlberg (sowie für ihre Familienangehörigen, egal ob sie mit- und nachgezogen oder im Herkunftsland geblieben waren) ist das Jahrzehnt von der Mitte der 1970er bis in die Mitte der 1980er Jahre ein traumatisches gewesen: Ihre Hoffnungen, und oft auch das Geld, die sie auf die Arbeitsauswanderung gesetzt hatten, wurden vernichtet. Wer damals, wie der Autor dieses Beitrags, in der Türkei unterwegs gewesen ist, hat sie überall getroffen und konnte mit ihnen reden: traurige Männer jüngeren und mittleren

---

[13] Monika Mayr: Gastarbeiter und Gastarbeiterwanderung in Vorarlberg in der jüngsten Vergangenheit. Hausarbeit am Institut für Geographie an der Universität Innsbruck. Innsbruck 1984, Tab. 4, S. 32 und Tab. 7, S. 44.

[14] Monika Mayr (wie Anm. 13), Tab. 15, S. 67; Amt der Vorarlberger Landesregierung, Landesstelle für Statistik (Hg.): Die Bevölkerung Vorarlbergs im Jahre 2002 (im Internet unter *www.vorarlberg.at/vorarlberg/land_politik/land/statistik/start.htm*, Stand: 1. Juni 2004).

Alters, die in ihren armseligen Heimatdörfern zwischen İzmir und Tunceli herumhingen und von der Rückkehr zu einem besseren Leben in Österreich oder Deutschland träumten.

Die Geschichte *dieser* Arbeitsmigranten hat hierzulande bisher noch niemand geschrieben – obwohl es ebenfalls ein Stück vorarlbergischer, sogar sehr vorarlbergischer, Geschichte wäre. Auch Werner Bundschuh schreibt diese Geschichte (zumindest in diesem Buche) nicht. Das hängt aber nicht nur damit zusammen, dass er Menschen besucht und interviewt hat, die „angekommen" sind. Es hat vielmehr damit zu tun, dass er über diese „anderen" wohl gar nicht hätte schreiben *können* – weil sie üblicherweise nicht sprechen.

Denn unfreiwillige Rückkehrer nach einem Wanderungsversuch sind ja immer in der Fremde erfolgreich gewesen: Da gibt es (wieder zu Hause) keine Enttäuschten, Betrogenen, Verbitterten. Die im Zielland Angekommenen und Gebliebenen hingegen können wenigstens auch über die bitteren Seiten ihrer Wanderungserfahrung reden. Für sie ist Zuwanderung ein lebensgeschichtlicher Erfolg geworden, und zumindest die zweite oder dritte Generation beginnt die Früchte der Mühsal und der Plackerei zu ernten. Die es jedoch nicht geschafft haben, sind aus Scham über den Misserfolg ihren Landsleuten gegenüber meist zum Schweigen verurteilt – und wohl auch gegenüber dem fragenden Historiker und Soziologen.

Vom Ausländerrecht, vom ÖGB und vom unsozialen „Sozialvergleich"

Wie wurden damals also, in den siebziger und achtziger Jahren, diese wahrscheinlich mehr als 10.000 Menschen (ArbeiterInnen und Angehörige) aus dem Land hinausgeworfen? Wie hat das funktioniert? Was waren die Instrumente zu dieser Behandlung der arbeitenden „Gäste"? Und vor allem: Wer aller hielt diese Instrumente in der Hand und hat sie angewendet?

Es gab damals (und es gibt sie in der bestehenden Rechtslage immer noch) drei Instrumente zur passgenauen Erfüllung des Bedarfs an Arbeitsmigranten: das Arbeitsverfassungsgesetz, das Ausländerbeschäftigungsgesetz und das Aufenthaltsrecht. Jedes dieser Gesetze griff wie ein Zahnrad ins andere und hielt die „GastarbeiterInnen" unentrinnbar umklammert.

a) Das Arbeitsverfassungsgesetz:[15] Es enthält in den §§ 105-106 Regelungen zum Kündigungsprocedere. Kurz gefasst, kann der Betriebsrat Kündigungen beeinspruchen und beim Arbeitsgericht (erfolgreich) anfechten, wenn sie sozial nicht zumutbar sind. Dabei ist ein sogenannter „Sozialvergleich" vorzunehmen: Das heißt, der Betriebsrat kann feststellen, welchem Dienstnehmer oder welcher Dienstnehmerin eine Kündigung sozial eher zumutbar ist. Wenn also der Unternehmer beispielsweise eine Fünfzigjährige aus betrieblicher Notwendigkeit – etwa wegen verschlechterter Auftragslage – kündigen will, dann kann der Betriebsrat diese Kündigung beeinspruchen und gerichtlich anfechten mit dem Argument, dass statt dessen einer Zwanzigjährigen gekündigt werden soll, weil diese eher wieder Arbeit findet und ihr die Kündigung deshalb sozial eher zumutbar ist. So weit, so gut.

b) Das Ausländerbeschäftigungsgesetz: Dieses legt fest, dass ausländische Arbeitnehmer (aus Nicht-EU-Ländern) grundsätzlich im „Sozialvergleich" gegenüber inländischen diskriminiert werden müssen – außer sie verfügen über besondere Arbeits- und Aufenthaltsbewilligungen, zum Beispiel einen so genannten „Befreiungsschein". Solche „Befreiungsscheine" allerdings waren noch Ende der achtziger Jahre eine begehrte Rarität, da sie erst nach acht- bis zehnjähriger ununterbrochener Beschäftigung, und dann nur für zwei Jahre gewährt wurden – später galten sie für fünf Jahre und wurden bei fünfjähriger Beschäftigung (innerhalb von höchstens acht Jahren) ausgestellt. Das heißt, wenn der Unternehmer damals einen Inländer zu kündigen versuchte (etwa weil er die erwartete Leistung nicht

[15] Im Internet unter *www.fawien.at/arbvg.pdf* (Stand: 1. August 2004).

erbrachte), flog – wenn es der Betriebsrat wollte – in der Regel aufgrund des Ausländerbeschäftigungsgesetzes erst einmal der Ausländer raus (den der Unternehmer wegen dessen Erfahrung und Loyalität vielleicht gerne behalten hätte).

c) Das Aufenthaltsrecht: Hatte dann der Ausländer, der aufgrund einer Kündigung oder wegen einer (infolge Kontingent-Kürzungen) nicht mehr erteilten Beschäftigungsbewilligung arbeitslos geworden war, seinen Leistungsbezug aus der Arbeitslosenversicherung (maximal ein Jahr) aufgebraucht, so hatte er – im Unterschied zu seinem inländischen Schicksalsgefährten und trotz gleicher Steuerleistung – kein Anrecht auf Notstandshilfe. Er konnte damit nach Auffassung der Behörden seinen Unterhalt nicht mehr selbst bestreiten: ab mit ihm ins Herkunftsland (wenn nicht von selbst, dann eben im Schubverfahren).

Wir hatten in diesem traurigen Spiel somit folgende Akteure: ganz am Schluss den Gendarmen, welcher – wenn der nicht „freiwillig" gegangen war – den „Schübling" bewachte und an die Grenze brachte; sodann den Betriebsrat, der den „Sozialvergleich" zugunsten der Inländer und auf Kosten der Ausländer durchführte; den Unternehmer, der die kalte Logik der kapitalistischen Betriebswirtschaft walten ließ und dem dieser „Sozialvergleich" zwar ein Dorn im Auge war, der den Migranten aber feuerte (oder feuern musste); die Sozialpartner (Gewerkschaftssekretäre und Unternehmervertreter), die Jahr für Jahr die Gastarbeiter-Kontingente für die einzelnen Branchen in Vorarlberg aushandelten; und ganz oben den Gesetzgeber, der auf Bundesebene dieses ganze Regelwerk – unter Mitwirkung des Österreichischen Gewerkschaftsbundes und der Bundeswirtschaftskammer – sich ausdachte und in Kraft setzte.

In diesem Zusammenhang wird nun klar: Die sozialstrukturelle (hier: rechtliche) Diskriminierung war in all diesen Jahren ein Mittel gewerkschaftlicher Politik, um im Wechselspiel der Konjunkturen die Interessen der *inländischen* ArbeitnehmerInnen zu wahren, indem die *ausländischen* als Konjunkturpuffer herhalten mussten. Was die Gewerkschaften hier

bewusst und aktiv betrieben, war eine Spaltung in eine stabile (inländische) Kern- und eine „flexible" (ausländische) Randarbeiterschaft.

Deshalb auch war der ÖGB immer gegen das passive Wahlrecht für Ausländer zu Betriebsratskörperschaften gewesen. Denn ausländische Betriebsräte hätten durch ihre Präsenz ja jenen „Sozialvergleich", der grundsätzlich zuungunsten der „GastarbeiterInnen" vorgenommen wurde, beeinspruchen und bekämpfen können. An einer solchen möglichen Unterhöhlung der Ausländer-Diskriminierung „von innen" konnte der ÖGB natürlich kein Interesse haben.

Es war dies eine Politik, von der die Gewerkschaften unmittelbar, die Unternehmer aber immerhin mittelbar profitierten. Denn ihnen standen auf diese Weise diskriminierte und dadurch *diskriminierbare* Arbeitskräfte zur Verfügung. Arbeitsbewilligungen mussten grundsätzlich vom Arbeitgeber beantragt werden, galten übrigens nur ein Jahr, und wurden gegebenenfalls (im Rahmen der sozialpartnerschaftlich ausgehandelten Kontingente) von der Arbeitsmarktverwaltung gewährt. Somit war für „GastarbeiterInnen" kein freier Arbeitsplatzwechsel möglich, da die jeweilige Arbeitsbewilligung ja an ein bestimmtes Unternehmen gebunden war. Erst mit der Erlangung eines so genannten „Befreiungsscheins", ursprünglich erst nach zehnjähriger Aufenthaltsdauer, konnte der Arbeitsmigrant frei kündigen und seinen Arbeitsplatz selber suchen.

Das heißt, die Mechanismen des „freien Marktes" waren für „Gastarbeiter" systematisch außer Kraft gesetzt. Unter anderem dadurch – aber auch aufgrund fehlender Sprach- und sonstiger Qualifikation, um die sich Unternehmer und Staat tunlichst nicht gekümmert haben – konnten sie auf den untersten Stufen des Sozial- und Gehaltssystems festgehalten werden. *Ein* Ergebnis dieser Interessenallianz von Gewerkschaften und Unternehmerorganisationen war paradoxerweise der hohe gewerkschaftliche Organisationsgrad von „Gastarbeitern".

Und das ging so: Bei den jährlichen, manchmal länger dauernden Verhandlungen um die „Kontingente", also die Zahl der zugelassenen ausländischen ArbeiterInnen pro Branche, kamen Unternehmervertreter und Gewerkschaftssekretäre einander auch persönlich durchaus näher. Da

ging man manchmal schon gemeinsam auf die Jagd oder vergnügte sich beim abendlichen Umtrunk – Klassengrenzen überschreitende Aktivitäten also, die durchaus im Sinne und in der Logik des österreichischen Systems der Sozialpartnerschaft lagen. (Der Autor dieses Vorworts hat ein bisschen davon aus eigener Anschauung mitbekommen: Er war von November 1986 bis Dezember 1987 Bildungssekretär des ÖGB Vorarlberg). Da war es, im Interesse einvernehmlicher Verhandlungsergebnisse, beispielsweise ganz gut, wenn der Personalchef eines Unternehmens dem Gewerkschaftssekretär bei dessen Organisationsarbeit ein wenig half, etwa indem er die Gewerkschaftsbeiträge einzog (was sowieso über den Lohnzettel geschah) und die Mitgliedsbücher gleich in seiner Schublade verwahrte. Auf diese Weise wurden alle glücklich: der Personalchef, weil er dem Gewerkschaftssekretär einen Gefallen erweisen durfte; mancher Gewerkschaftssekretär (es gab ein paar Ausnahmen), weil er einen hohen Organisationsgrad in seiner Branche aufweisen konnte und dafür von den Vorgesetzten in Wien belobigt wurde; der Arbeitsmigrant, weil er sich nicht selbst ums Picken der Mitgliedsmarken kümmern musste – und das alles erfreulicherweise auf der Basis allerstriktester Freiwilligkeit, ganz ähnlich wie bei der Bezahlung gewisser Kommunalabgaben durch Kleingewerbetreibende in Palermo.

Was sich geändert hat – und was geblieben ist

Heute hat sich die Situation hinsichtlich des Aufenthaltsrechts für die Arbeitszuwanderer, wie eingangs erwähnt, geradezu revolutionär verändert.

Zum einen sind zahlreiche ArbeitsmigrantInnen aus Ex-Jugoslawien und vor allem der Türkei österreichische StaatsbürgerInnen geworden: Allein in den Jahren 2001 und 2002 waren es jeweils rund 2.000 Türkinnen und Türken (samt Kindern), bei einer Gesamtzahl von rund 17.300, bezie-

hungsweise 520 und 730 Ex-JugoslawInnen bei einer Gesamtzahl von rund 15.800.[16]

Gleichzeitig, und zum andern, hat sich bei jenen, die (noch) türkische oder ex-jugoslawische StaatsbürgerInnen sind, die Rechtssituation hinsichtlich Aufenthalt und Arbeit gegenüber den 1980er Jahren massiv verbessert. Hier ist nicht der Platz, ins Detail zu gehen. Nur so viel: Rund 50 % der klassischen Arbeitsmigranten (aus Nicht-EU-Ländern) in Vorarlberg verfügen heute über den einst hochbegehrten, jetzt unbefristeten „Befreiungsschein". Sie haben ihn nach fünf Jahren durchgehender Arbeit (oder nach fünf Jahren Arbeit innerhalb von acht Jahren Aufenthalt) bekommen. Weitere circa 30 % haben einen so genannten „Niederlassungsnachweis", der von der Bezirkshauptmannschaft bei Vorliegen bestimmter Voraussetzungen ausgestellt wird, zehn Jahre gültig ist und zur Arbeitsaufnahme und Niederlassung in jedem Bundesland berechtigt. Etwa 15 % haben eine „Arbeitserlaubnis". Sie wird von der Arbeitsmarktverwaltung ausgestellt, ist zwei Jahre gültig und berechtigt immerhin zur freien Wahl des Arbeitsplatzes, allerdings nur innerhalb des entsprechenden Bundeslandes. Und schließlich sind es lediglich noch etwa 5 % der ArbeitsmigrantInnen, die auf der Grundlage der früher allgemein üblichen, auf das Unternehmen (und nicht auf die Migrantin oder den Migranten) ausgestellten „Beschäftigungsbewilligung" im Land ihr Geld verdienen.[17]

Die großen Unternehmen in Vorarlberg haben gar kein Interesse und keine Lust mehr, sich den bürokratischen Aufwand anzutun, der mit der Erlangung von „Beschäftigungsbewilligungen" verbunden ist. Sie stellen heute lieber AusländerInnen ein, deren Aufenthalts- und Arbeitsperspek-

---

[16] Amt der Vorarlberger Landesregierung, Landesstelle für Statistik (Hg.): Die Staatsbürgerschaftsverleihungen im Jahre 2001; dass.: Die Staatsbürgerschaftsverleihungen im Jahre 2002 (wie Anm. 14).

[17] Sämtliche Informationen zum Thema der gegenwärtigen beschäftigungs- und aufenthaltsrechtlichen Regelungen verdanke ich Kasim Aksu (Bregenz–Hard), dem langjährigen ehemaligen Leiter der Ausländerberatungsstelle in Dornbirn. Die Verantwortung für die hier gegebene Darstellung liegt allein beim Autor.

tive schon geregelt ist. Doch selbst die, die immer noch nur durch eine solche „Beschäftigungsbewilligung" in Lohn und Brot stehen, werden heute, bei grundsätzlich unveränderter Rechtslage, weit weniger diskriminiert als ihre Landsleute vor zehn oder zwanzig Jahren. Denn es gibt kaum mehr einen Betriebsrat im Land, der sich getraut, gegen den Unternehmer arbeitsgerichtlich mit einem (ausländerdiskriminierenden) „Sozialvergleich" in den Ring zu steigen. Im Normalfall segnet der Betriebsrat vielmehr eine Kündigung so ab, wie sie der Chef haben will. Was praktisch heißt: durch die Schwächung der Position der Betriebsräte (im Wesentlichen aufgrund der Globalisierung und der damit ständig verbundenen Drohung der Verlagerung von Arbeitsplätzen) ist die reale Existenzperspektive ausländischer Migranten sicherer geworden. So viel zur realen Dialektik des Kapitalismus, die von der idealen Dialektik des Marxismus in dieser Form eigentlich nicht vorgesehen war.

Aus welchem Grund hat sich die Situation der ArbeitsmigrantInnen in der österreichischen Gesellschaft, und damit auch in Vorarlberg, einigermaßen stabilisiert? Bereits Anfang der achtziger Jahre hat sich in den fortgeschrittenen Zuwanderungsländern West- und Mitteleuropas (Großbritannien, Frankreich, BRD) abgezeichnet, dass die Immigranten zu einem eigenen permanenten Element der Sozialstruktur dieser Gesellschaften werden.[18] Dabei war ein Widerspruch schon damals nur zu offensichtlich, und er wurde immer deutlicher und drängender: „die Bedrohung des einzelnen Immigranten, ‚repatriiert', d. h. abgeschoben zu werden, während gleichzeitig die Immigranten in ihrer Gesamtheit für die Ökonomien der Einwanderungsländer (als Produzenten wie als Konsumenten; Anm. KG) unerlässlich geworden sind"[19]. Dieser Widerspruch ist heute durch Einbürgerungen und stabilere Aufenthaltsrechte weitgehend beseitigt – wobei hier die politische Praxis des Staates, die Rechtspragmatik und die Änderung der Klassenverhältnisse zugunsten

---

[18] Als Überblick über die soziologische und klassenanalytische Diskussion in Westeuropa während der späteren siebziger Jahre siehe Jochen Blaschke / Kurt Greussing (Hg.): „Dritte Welt" in Europa. Probleme der Arbeitsimmigration. Frankfurt a.M. 1980.

[19] Ebd., S. 18.

des Kapitals (oder anders herum und weniger marxistisch ausgedrückt: die Schwächung von Betriebsräten und Gewerkschaften) zum Vorteil der ausländischen Zuwanderer zusammengewirkt haben.

Wagt man einen Blick in die Zukunft, so wird sich die rechtliche Situation der Migrantinnen und Migranten durch EU-weite Regelungen im Zusammenhang mit der Türkei und den Nachfolgestaaten Jugoslawiens weiter stabilisieren. Die klassische sozialstrukturelle Diskriminierung der ArbeitsmigrantInnen – vor allem durch die rechtliche Spaltung in eine (inländische) Kern- und eine (ausländische) Randarbeiterschaft – wird dadurch ein Ende nehmen. Ein anderer Typ von sozialstruktureller Diskriminierung wird freilich weiter bestehen: jene durch Sprach- und Bildungsdefizite, die die zweite und dritte Generation der Migranten betreffen. Das wird ein zentraler Faktor sein, der diese Menschen, obwohl rechtlich Inländer, im öffentlichen Diskurs zu „Ausländern" und „Fremden" macht.

Das liegt auch zu einem gewissen Teil im Interesse jener, die eine demographische Anpassung der Arbeitskräftestruktur an den Bedarf einer fortgeschrittenen Industriegesellschaft wünschen. Da niedrig qualifizierte, aber hoch belastbare junge Arbeiterinnen und Arbeiter nicht mehr aus den armen Randregionen Europas importiert werden können, werden sie jetzt eben in den Zuwanderungsländern selbst erzeugt: in Form einer ethnisch definierten Unterschicht von Un- und Halbqualifizierten. Dazu kommen ganz neue Kategorien von Arbeitsmigranten: die so genannten „Saisonniers", also für wenige Monate importierte Arbeitskräfte, die inzwischen in allen Branchen zu finden sind; und eine rapide wachsende neue Unterklasse von illegal und scheinlegal Beschäftigten aus Osteuropa, wobei sich hier Bau- und Fuhrgewerbe als Avantgarde in der Herstellung spätkapitalistischer Arbeitsverhältnisse auf frühkapitalistischem Niveau profilieren.

Allerdings ist ein Unterklassen-Dasein nicht einfach ein unentrinnbares Schicksal, das der hochentwickelte Kapitalismus den Nachkommen der Arbeitsmigranten bereithält. Migrantische Gegenstrategien sind möglich, und es gibt sie auch: etwa im Falle jener türkisch-kurdischen Familie in

Schwarzach, die umfasst: eine Mutter, die kurdischsprachige Analphabetin ist, einen Vater, der sein Vorarlberger Leben lang als einfacher Bauarbeiter gewerkt hat, und sieben Kinder. Nicht unwesentlich (aber nicht notwendigerweise allein entscheidend) ist, dass es sich um alevitische Moslems[20] handelt: In ihrer Interpretation des Islam sind Männer und Frauen in der Öffentlichkeit grundsätzlich gleichwertig, und sie kennen beispielsweise auch kein Verschleierungsgebot für Mädchen und Frauen.

Das älteste dieser Kinder – eine Tochter – musste noch in die Fabrik gehen, doch die zweitälteste, ebenfalls ein Mädchen, wurde schon in die Mittelschule geschickt, und allen anderen wurde von den Eltern und der in der Fabrik arbeitenden Tochter der Besuch einer weiterführenden Schule ermöglicht. Heute sind *alle* Kinder entweder hochqualifizierte Fachkräfte in der Industrie oder haben Berufe, die eine akademische Ausbildung, zum Beispiel als Sozialarbeiterin oder als Jurist, erfordern. Nur die Mutter ist immer noch Analphabetin, obwohl die Kinder ihr gerne Lesen und Schreiben beigebracht hätten. Doch sie lehnte ab – aus einem (für sie) einfachen Grund: Sie, gerade als des Schreibens und Lesens Unkundige, hat einen zu hohen Respekt vor Lehrern, und wenn da ihre Kinder plötzlich *ihre* „Lehrer" wären, würde sie Autorität und Selbstbewusstsein verlieren...

Was geblieben ist – und was wohl kommen wird: Grenzziehung durch „Religion"

Bildung und Sprachbeherrschung sind der eine Faktor, durch den Grenzen zu den Arbeitsmigranten gezogen und als „ethnische" definiert werden. Der andere Faktor wird ein sozio-kultureller (im Gegensatz zu

[20] Etwa 20 % der Bevölkerung der Türkei – darunter ethnische Türken ebenso wie Kurden – gehören der alevitischen Richtung des Islam an. Es ist dies eine priester- und moscheenlose Form der (Zwölfer-)Schia, die vorislamische ebenso wie jüdisch-christliche Elemente aufgenommen hat. Die beste deutschsprachige Darstellung des Alevitentums in der Türkei ist nach wie vor Krisztina Kehl-Bodrogi: Die Kızılbaş/Aleviten. Untersuchungen über eine esoterische Glaubensgemeinschaft in Anatolien. Berlin 1988.

einem sozio-strukturellen) sein. Denn unabhängig von Sprachbeherrschung, beruflicher Qualifikation und akademischer Bildung werden in Vorarlberg (wie anderswo im industriell entwickelten Europa) „Fremde" produziert werden: nämlich durch einen öffentlichen, das heißt politischen Diskurs, der Menschen als „fremd" markiert und Grenzen gegen sie zieht.[21] Das wichtigste Abgrenzungsmerkmal, soviel ist jetzt schon absehbar, wird dabei die Religionsverschiedenheit sein. Vor allem moslemische BürgerInnen – unabhängig von ihrer aus- oder inländischen Staatsangehörigkeit, unabhängig auch von ihrer tatsächlichen Religiosität oder von ihrem Bekenntnis zu einer der vielen Richtungen des Islam – werden nicht „verschwinden" (so wie etwa die – oft katholischen – Ex-JugoslawInnen), sondern sie bleiben sichtbar: durch ihre Namen, Gebräuche, anderen Rituale des Alltags. Sie lassen sich auf diese Weise im öffentlichen Diskurs leicht als „Fremde" und „Andere" markieren.

Diese Markierung erfolgt über das Symbol der Religionsdifferenz, besonders nachhaltig in jüngerer Zeit im Zuge der „Werte"-Debatte über einen EU-Beitritt der Türkei. Hier haben Äußerungen über angeblich unverträgliche Wert-Welten bereits eine prominente Rolle gespielt. Mitgemeint sind da natürlich immer auch die bei uns lebenden Menschen aus der Türkei und deren Kinder. Dieser Diskurs wird uns noch lange begleiten, unabhängig davon, wie sehr Religion in der Lebenswirklichkeit – unserer eigenen und der der Arbeitszuwanderer – tatsächlich eine Rolle spielt.

An dieser Markierung der Migrantinnen und Migranten aus muslimischen Ländern ist gegenwärtig auch die katholische Kirche beteiligt. Dabei braucht man nicht erst auf Bischof Kurt Krenn zu verweisen, der zum Beispiel im „Standard" vom 12. Mai 2004 erklärt hat:

"Der Islam ist eine vitale und auch zum Teil sehr aggressive Art von Religion. ... Islam und Christentum können in einer politischen Einheit einfach nicht zusammenfinden."

---

[21] Solche kulturellen Markierungen und Grenzziehungen können freilich auch von migrantischen Subkulturen selbst vorgenommen werden – etwa durch demonstrative Abschottung aufgrund religiöser Gebräuche (beispielsweise Meidungsgebote) und/oder die Weigerung, die Sprache des Zuwanderungslands zu erlernen.

Krenn hat sich da erheblich weiter aus dem Fenster gelehnt als seine Kollegen im Vatikan. Die hatten am 1. Mai 2004 eine vom Papst approbierte Instruktion mit dem Titel „Christi Liebe zu den Migranten" herausgegeben. Dort werden in Punkt 66 in einem eigenen Kapitel über die „muslimischen Migranten" religiöse und ethische Übereinstimmungen mit den Christen beziehungsweise Katholiken aufgeführt, doch gebe es *„auch Unterschiede, von denen einige die legitimen Errungenschaften der Moderne betreffen. Da wir besonders die Menschenrechte achten, wünschen wir auch, dass auf Seiten unserer muslimischen Brüder und Schwestern ein wachsendes Bewusstsein dafür entsteht, dass die Verwirklichung der grundlegenden Freiheiten, der unverletzlichen Rechte der Person, der gleichen Würde der Frau und des Mannes, des demokratischen Prinzips in der Regierung des Volkes und der gesunden Laizität des Staates unumgänglich ist. ..."*[22]

So werden Grenzen gezogen: Den „muslimischen Brüdern und Schwestern" wird – ganz unabhängig von ihrer jeweiligen islamischen Glaubensrichtung, der pragmatischen Form ihres Glaubens und der individuellen politischen Orientierung – pauschal attestiert, sie hätten ein wachsendes Bewusstsein über die grundlegenden Werte der Moderne nötig, sie seien also (noch) nicht fortschrittskompatibel.

Abend- versus Morgenländer: fundamentalistische Wahlverwandtschaften

Dass dieser Zuruf an die muslimischen MigrantInnen, sie möchten gefälligst die Werte der Moderne achten, ausgerechnet aus dem Vatikan erfolgt, bedarf denn doch einer historischen Zuordnung. 1864 nämlich, also vor 140 Jahren – in kirchlichen Zeiträumen ein Katzensprung –, hatte Papst Pius IX in seinem *„Syllabus der Irrtümer"*, voll auf Beharrung

[22] Im Internet unter *www.vatican.va/roman_curia/pontifical_councils/migrants/documents/rc_pc_migrants_doc_20040514_erga-migrantes-caritas-christi_ge.html* (Stand: 1. Juni 2004)

gegen den aufklärerischen Zeitgeist des 19. Jahrhunderts setzend, jedweder Versöhnung mit Fortschritt, Liberalismus und "neuer Zivilisation" entschieden abgeschworen. Er hatte zuvor schon, als weithin sichtbares Feldzeichen im Kampf gegen den Zeitgeist, das Dogma von der unbefleckten Empfängnis Mariens[23] (1854) und sodann auf dem Ersten Vatikanischen Konzil von 1870 jenes von der Unfehlbarkeit des Papstes verkündet. Als Beispiele für solche Irrlehren, so genannte „geächtete Thesen", deren Verwirklichung dringend verhindert werden müsse, werden vom Papst im „Syllabus" beispielsweise die Trennung von Kirche und Staat (These 55) oder die Zulassung anderer Religionen als der katholischen (These 77) angeführt. Ausdrücklich wird auch die Vorstellung als höchst unkatholisch abgelehnt, *„den* (andersgläubigen) *Einwanderern gesetzlich die öffentliche Ausübung ihres Kultes zu garantieren"* (These 78)[24] – somit auch dies: Kultusfreiheit, Kirchenbau und Friedhöfe für nichtkatholische, beispielsweise protestantische Zuwanderer, eine Irrlehre und folglich nachdrücklich zu verwerfen. In Vorarlberg führte übrigens der Wunsch der (wenigen) Protestanten, Kirchen und Friedhöfe zu errichten, 1861 zu einer Kampagne von katholisch-konservativer Seite, die genau dies zu verhindern suchte.[25] Nicht einmal tot wollte man die Evangelischen hier haben.

Dieser Syllabus ist deshalb bemerkenswert, weil er alles enthält, was heute das ideologische Rüstzeug islamischer Fundamentalisten ausmacht. In Österreich ist dieses Denken im Jahre 1934 staatsmächtig, nämlich mit der ständestaatlichen Diktatur-Verfassung vom 1. Mai 1934 (unter der Verantwortung des damaligen Verfassungsministers und früheren Vor-

---

[23] Papst Pius XII. setzte fast hundert Jahre später noch eins drauf – mit der am 1. November 1950 verkündeten Bulle „Munificentissimus Deus", in der die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel zum unfehlbaren Dogma erklärt wurde.

[24] Im Internet unter *www.domus-ecclesiae.de/magisterium/syllabus-errorum.teutonice.html* (Stand: 1. Juni 2004). Für den lateinischen Originaltext siehe *http://theol.uibk.ac.at/itl/250-51.html* (Stand: 1. Juni 2004).

[25] Wolfgang Olschbaur / Karl Schwarz: Evangelisch in Vorarlberg. Festschrift zum Gemeindejubiläum. Bregenz 1987, hier S. 24-25.

arlberger Landeshauptmanns Otto Ender) festgeschrieben worden. Unbestritten hat dann das II. Vatikanum, vor allem das Dokument *„Dignitatis Humanae"* von 1965, eine grundsätzliche Abkehr von solchen Positionen gebracht. Dass allerdings der Vater des „Syllabus", Papst Pius IX, im Jahre 2000 – nach einem rund hundertjährigen Verfahren voller Zweifel – vom Vatikan recht rasch selig gesprochen wurde, setzte auch wiederum ein Zeichen: für den Geist der Gegenaufklärung und der religiösen Abgrenzung.[26]

Eine Auseinandersetzung mit dem politischen Islam in religiösen Kategorien wird deshalb weder intellektuell fruchtbar noch praktisch erfolgreich sein. Denn nur zu oft werden wir da in unserem islamisch-fundamentalistischen Gegenüber lediglich unsere eigene katholische Vergangenheit widergespiegelt sehen.[27]

Auch die mehr allgemeine Rede vom „christlichen Abendland" taugt zwar unbestritten als grenzziehendes Symbol, nicht aber als Mittel intellektuell solider weltanschaulicher Auseinandersetzung. Denn was unsere Kultur ausmacht, hat – entgegen populären Annahmen – wenig bis gar nichts mit originär Christlichem zu tun. Vielmehr hat diese Kultur zu tun mit der Tradition des römischen Rechts, mit der Institution des Privateigentums, mit der Vorstellung des Rechts von Körperschaften – vor allem den Stadtrechten –, sowie mit der Aufklärung, also mit der Idee unverrückbarer individueller Freiheiten und rechtsstaatlicher Prinzipien. Zumal die Grundsätze der Aufklärung sind regelmäßig *gegen* die Kirchen, jedenfalls gegen die katholische, und nicht mit ihnen gedacht und durchgesetzt worden.

---

[26] Auf diese Seligsprechung hat Christa Dietrich in ihrem Kommentar „Fremdenhass und seine Wurzeln" in den „Vorarlberger Nachrichten" vom 7. Juni 2004 hingewiesen. Ausführlicheres zu den theologischen und innerkirchlichen Implikationen der Seligsprechung bringt die Stellungnahme katholischer Kirchenhistoriker des deutschen Sprachraums unter *www.katholische-kirchengemeinde-giengen.de/pius9.html* (Stand: 1. Juni 2004).

[27] Zu den Wechselbeziehungen und Ähnlichkeiten von christlichem und islamischem Fundamentalismus siehe u.a. Sadik J. al-Azm: Unbehagen in der Moderne. Aufklärung im Islam. Frankfurt am Main 1993, S. 94-137.

Das einzige wesentliche Element unseres Erbes, dem etwas „Christliches" eignet, waren die klösterlichen Grundherrschaften. Sie schufen mit der Verrechtlichung und schriftlichen Fixierung persönlicher und dinglicher Abhängigkeitsverhältnisse eine entscheidende kulturelle Grundlage für die gesellschaftliche Geltung von schriftlichen Verträgen. Doch auch da spielte das „Christliche" nicht die entscheidende Rolle: Denn sonst hätte ja das unter Kaiser Konstantin im 4. Jahrhundert christlich gewordene Oströmische Reich (bis zu seiner Eroberung durch die Osmanen im 15. Jahrhundert) ebenfalls die gleiche oder eine ähnliche Entwicklung nehmen müssen wie die Gesellschaften Mittel- und Westeuropas. Genau das aber ist dort nicht geschehen: Es entstand vielmehr eine bürokratisch hochzentralisierte „asiatische Despotie", deren politische Kultur und deren staatliche Institutionen die nachfolgende Herrschaft der Osmanen wesentlich prägten.

Selbst die in Österreich von ÖVP-Ideologen und christlichen Fundamentalisten initiierte Debatte über einen Gottesbezug in der Verfassung aktiviert bewusst das Symbol der Religionsdifferenz (wenn auch in allgemeinerer Form: Gläubige versus Gottlose). Dabei wird natürlich das einzige Element, das das „christlich-abendländische Erbe" nun wirklich (gegenüber vielen anderen Kulturen) zu einem besonderen und unverwechselbaren macht, nie und nimmer in der österreichischen Verfassung festgeschrieben werden – das Gebot der radikalen Fremdenliebe:

„Wenn ein Fremdling bei dir in eurem Lande wohnen wird, den sollt ihr nicht schinden. Er soll bei euch wohnen wie ein Einheimischer unter euch, und sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Ägyptenland" (3. Buch Mose, 19.33-34).

Kurt Greussing

Altach

„Fremd fühlte man sich zunächst schon..."

Vorarlberg zählt seit der Mitte des letzten Jahrhunderts zu den bedeutendsten Industrieregionen Österreichs. Parallel dazu entwickelte es sich zum klassischen Arbeitszuwanderungsland.[1]

Es lassen sich (mindestens) sieben große Zuwanderungswellen feststellen:

- ItalienerInnen aus dem Trentino (nach 1870 bis 1914) für den Einsatz in der Textilindustrie, im Baugewerbe und bei Verkehrsbauten wie der Arlbergbahn[2]
- deutschsprachige Zuwanderer aus den Kronländern der (ehemaligen) Habsburger Monarchie in den beiden Jahrzehnten vor und nach der Jahrhundertwende
- Südtiroler und Südtirolerinnen nach dem Hitler-Mussolini-Abkommen 1939
- Fremd- und Zwangsarbeiter während der nationalsozialistischen Herrschaft (besonders Polen, Franzosen, Jugoslawen und Ukrainerinnen)
- „Reichsdeutsche" und Heimatvertriebene („Volksdeutsche"/„Sudetendeutsche")

---

[1] Vgl. Thurner, Der „Goldene Westen"?, S. 16.

[2] Siehe Burmeister/Rollinger, Auswanderung aus dem Trentino – Einwanderung nach Vorarlberg.

- nach dem Zweiten Weltkrieg „InnerösterreicherInnen" aus der Steiermark, aus Kärnten und den anderen Bundesländern, vor allem aus Tirol
- schließlich ab den sechziger Jahren die „GastarbeiterInnen" aus Ex-Jugoslawien und der Türkei.[3]

Alle Neuankömmlinge hatten als „Landfremde" zunächst mit vorherrschenden ideologischen Grundmustern zu kämpfen: Seit dem 19. Jahrhundert setzte sich in Vorarlberg bei den herrschenden konservativen Eliten die Vorstellung vom eigenständigen, katholischen und „alemannischen Ländle" durch. Die Ideologen dieses „Alemannen-Mythos" schürten gezielt die Angst vor der „Überfremdung" und setzten ihn zur politischen Machterhaltung ein.[4]

Die nationalsozialistische Wirtschaftspolitik veränderte die heimische Wirtschafts- und Sozialstruktur nachhaltig. Die Umstellung der Textilbetriebe auf kriegsbedingte Rüstungsproduktion führte zu einer Diversifikation der Industrieproduktion, eisen- und metallverarbeitende Betriebe siedelten sich an und wurden zu einem wichtigen Faktor der heimischen Wirtschaft. Vorarlberg war für die Nachkriegszeit gut gerüstet.[5]

Nach der Überwindung der unmittelbaren Nachkriegsnot benötigte die heimische Industrie vermehrt Arbeitskräfte. Diese Arbeitsmigranten kamen diesmal aus „Innerösterreich" – aus Kärnten, aus der Steiermark, aus dem Burgenland, aus Oberösterreich oder aus Osttirol. Wegen der besseren Verdienst- und Beschäftigungsmöglichkeiten wanderten Tausende Menschen nach Vorarlberg zu. Sie fanden – im vermeintlich „goldenen" Westen – vorwiegend im Baugewerbe, in der Textilindustrie und im Gastgewerbe Arbeit.[6]

Die innerösterreichische Arbeitsmarkt-Binnenwanderung genügte in den sechziger Jahren nicht mehr: Arbeitskräfte fehlten zunächst vor allem in

---

[3] Siehe Greussing, 100 Jahre „Gastarbeit" in Vorarlberg.

[4] Siehe Barnay, Die Erfindung des Vorarlbergers.

[5] Vgl. Walser, Bombengeschäfte, S. 271.

[6] Bis 1966 rund 32.500.

der Baubranche, denn für gewisse manuelle Hilfsarbeiten ließen sich immer schwerer einheimische Arbeitskräfte finden. Deshalb wurden zusehends ausländische Arbeitnehmer angeworben. Die Sozialpartner einigten sich schließlich auf sogenannte „Kontingentierungsvereinbarungen" für „Fremdarbeiter". Zunächst dominierten die Arbeitnehmer aus dem ehemaligen Jugoslawien, dann jene aus der Türkei. Doch nicht nur die zuwandernden jugoslawischen und türkischen Arbeitskräfte wurden mit starken Vorurteilen konfrontiert. Viele Einheimische sahen ihre eigene Lebensart durch „die Fremden" bedroht.

Neuankömmlinge hatten es immer schwer. Und eines wurde von allen gefordert: sich anzupassen. Junge, belastbare und fügsame Arbeitskräfte waren gewünscht, die bei Nicht-Bedarf wieder ins Ursprungsland zurückgeschickt werden konnten. Dies hatte weitgehende Auswirkungen auf deren Lebensperspektive und deren Integrationsbemühungen. Die Mehrheit der Arbeitsmigranten plante keinen ständigen Aufenthalt in Vorarlberg. Die ökonomischen Realitäten prolongierten jedoch die Anwesenheit im Lande und machten eine Rückkehr in die Heimat für die meisten unmöglich. Mit der Familiennachholung beziehungsweise mit Eheschließungen im Zuwanderungsland veränderten sich ihre Lebenspläne. Sie wurden notgedrungenerweise mit der Zeit „Vorarlberger" oder „Vorarlbergerin".

Diese Entwicklungen lassen sich auch in Altach feststellen. Anhand einiger weniger, exemplarischer Lebensläufe sollen im folgenden wesentliche Aspekte von „Zuwandererbiografien" aufgezeigt werden. Im Rahmen eines kleinen Oral-History-Projektes wurde der Frage nachgegangen, welche Motive und Faktoren dazu geführt haben, „Altacher" oder „Altacherin" zu werden. Deshalb wurden auch nur solche Personen befragt, die schon über mehrere Jahrzehnte im Ort ansässig sind.

Im Gegensatz zu anderen Gemeinden kamen während des Zweiten Weltkrieges nur wenige so genannte „Optanten-Familien" aus Südtirol nach Altach. Es existiert deswegen hier auch keine „Südtirolersiedlung". Im September 1945 waren in Altach nur 21 Südtiroler(innen) polizeilich gemeldet, 1950/51 30.

Am 23. Juni 1939 wurde zwischen dem Deutschen Reich und dem faschistischen Mussolini-Italien jenes Abkommen geschlossen, aufgrund dessen bis 1943 rund ein Drittel der Südtiroler Bevölkerung seine Heimat verließ. Über 80 Prozent der deutschen und ladinischen Bevölkerung votierten für „das Reich". Rund 74.500 Südtiroler „Optanten" wanderten tatsächlich ab. Von diesen Umsiedlern blieben 80 Prozent in Österreich, etwa ein Siebtel davon (14,3 Prozent) ließ sich in Vorarlberg nieder. Insgesamt kamen 10.681 Umsiedler nach Vorarlberg (davon 3.421 Männer, 3.574 Frauen und 3.686 Kinder). Der Hauptzuzug erfolgte im Jahre 1940.[7]

Die Umsiedlung darf nicht nur unter dem Aspekt des politischen Zwanges gesehen werden: Der starke Bedarf an ungelernten Arbeitskräften seitens der Vorarlberger Textilindustrie, die in die Rüstungsindustrie des „Dritten Reiches" eingespannt war, und die schlechte ökonomische Situation der meisten Südtiroler Umsiedler bestimmten den Entschluss mit, die Heimat zu verlassen. Somit handelt es sich auch bei der Umsiedlung der Südtiroler um eine Form der Arbeitsmigration.

„Man fühlte halt deutsch"

Frau **Ottilie Tötsch**, geborene Schweigkofler (Jahrgang 1912), wuchs auf einem großen Bauernhof am Ritten (Parzelle Gismann) bei Bozen auf. Sie stammt aus einer äußerst kinderreichen Familie: Ihr Vater, der Viehhändler und „Mandlbauer" Florian Schweigkofler, wurde im Revolutionsjahr 1848 (!) geboren und hatte von zwei Frauen insgesamt zwanzig Kinder, je zehn pro Ehe.[8] Er bewirtschaftete einen recht ansehnlichen Hof, auf dem trotzdem nicht alle Kinder bleiben konnten.

Die Kindheits- und Jugenderinnerungen von Frau Tötsch sind geprägt von den zentralen Lebensinhalten in diesem bäuerlichen Milieu: von der

---

[7] Zur Südtiroler(innen)-Zuwanderung nach Vorarlberg siehe die Arbeiten von Gebhard Greber.

[8] Allerdings überlebten von den zehn Kindern aus der ersten Ehe nur vier.

Arbeit im Stall, von der Viehbetreuung und der kärglichen Freizeit. Schon in jungen Jahren wurde sie „in Dienst gegeben". An Maria Lichtmess wurde die Arbeit angetreten, und nach einem Jahr wechselte in der Regel der Arbeitgeber. Als Zwölfjährige kam sie als Kindermädchen zu einer Stiefschwester nach Lengmoos, mit fünfzehn Jahren als „Vieherin" zum Bauer Thaler in Unterinn, mit siebzehn zur Familie Brunner in Siffian. Weitere Stationen folgten. Besonders in Erinnerung geblieben sind ihr die Jahre 1932/33. Im Herbst 1932 begleitete sie eine Familie als Dienstmagd für mehrere Wochen nach Rom, dann arbeitete sie in Mailand und kam schließlich *„zu Italienisch sprechenden Herrschaften nach Brixen. Der politische Kommissar, bei dem ich in Dienst gewesen bin, stammte aus Neapel. Er war ins Südtirol versetzt worden. Mich behandelte er gut, er nahm mich im Herbst 1933 sogar für 20 Tage mit nach Neapel. Diese Reise werde ich nicht vergessen. Geblieben bin ich aber trotzdem nicht bei ihm. Italienisch habe ich schon können, aber nicht so gut und zurückwollen habe ich auch in mein geliebtes Südtirol. Ich bin dann zu einer Schwester in Mittewald gekommen, wo ich Anton Tötsch kennen gelernt habe. Der war zunächst Knecht, hat dann aber wie sein Vater Hausmeister beim Papierfabrikant Leo von Bretz werden können. Das war für ihn schon ein Aufstieg! Den Anton habe ich 1934 geheiratet, und dann sind die Kinder gekommen: Maria, Anton und Frieda. Und 1939, da hat sich alles geändert. Unser Häuschen, die Heimat, alles haben wir zurücklassen müssen, denn wir wollten deutsch bleiben. Wir waren nicht nationalsozia-*

Ottilie Tötsch 1999

listisch, aber national. Man hat ja soviel Angst gehabt. Ich habe auch davor Angst gehabt, nach Sizilien zu müssen. Dorthin wollte ich nicht. Die Propaganda ist so stark gewesen! Drum haben wir optiert und sind ins Reich gegangen."

Im Jahre 1940 optierten insgesamt zehn Familien aus Mittewald für den Umzug „ins Reich". Unter den Auswanderern waren auch ihre Schwester Anna und ihre Mutter Filomena Schweigkofler (1873–1941), die zunächst nach Baienfurt bei Ravensburg umgesiedelt wurden. Bei der Aussiedlung der Mutter war Frau Tötsch hochschwanger, und wenige Tage nach der Abreise kam ihre Tochter Frieda zur Welt. Der Entschluss zu gehen stand jedoch für sie und ihren Mann fest. Der Großteil ihrer Geschwister entschied sich damals anders und blieb in Südtirol. Allerdings kam es innerhalb der Großfamilie diesbezüglich zu keiner Diskussion. Jene Geschwister, die eigenen Grund und Boden besaßen, blieben *„in Südtirol drinnen, wir anderen sind gegangen. Lang haben wir nicht diskutiert, man kannte sich auch kaum. Bei uns galt der Grundsatz: Jeder muss sich selbst durchbringen, jeder muss schauen, wo er bleibt."*

Der Entschluss zu optieren bedeutete für die fünfköpfige Familie Tötsch, das mit großen Mühen erworbene Haus in Müllbach zurückzulassen. Wegen der Verzögerung bei der Ablöse war die Familie nicht bei den Erstumsiedlern aus Mittewald. Für das Haus erhielt sie schließlich 36.000 Lire. Dafür – so Frau Tötsch – *„habe ich nach Kriegende in Altach einen Waschkessel und ein Fahrrad kaufen können".*

Da ihre Mutter und ihre Schwester Anna Blaikner-Mayer von Baienfurt nach Altach zur Familie Vallaster übersiedelt waren, kam auch die Familie Tötsch am 4. Juli 1941 nach Vorarlberg. Doch aus dem ersehnten Wiedersehen mit der Mutter wird nichts: Wenige Tage vor der Ankunft verstirbt sie im Krankenhaus in Hohenems und wird auf dem Altacher Friedhof beerdigt.

Den Neuzuwanderern stellte sich bei der Ankunft in Altach eines der Hauptprobleme aller Migranten – die Wohnungssuche. Und auch auf diese Familie traf zu, was als Regel gelten kann: Die ersten Wohnungen

gehörten in die Kategorie der Substandardwohnungen und blieben wegen ihrer tristen Ausstattung unauslöschlich im Gedächtnis haften:

„Wir haben bei der Schwester beim Vallaster gewohnt. Es war eine feuchte Wohnung und eng. Die Schwester hatte vier Kinder und wir drei. Wir waren neun Personen, die Männer waren im Krieg. Gewohnt hat jede Familie in einem Zimmer, die Küche hatten wir gemeinsam. Die Kinder waren ja noch klein, mein ältestes sechs Jahre. Beim Kaspar Troy lebten wir in einer stallähnlichen Wohnung, in einem alten Bauernhaus. Halt kalt war es dort, schrecklich kalt. In der Küche war ein offenes Kamin mit einem Deckelmörder oben. Wenn der Kaminkehrer gekommen ist, ist alles heruntergekommen. Luftig war es, die Eier sind mir im Kasten gefroren. Und die Kinder hatten Keuchhusten. Dreimal sind wir umgezogen. Besser ist es dann bei Alfons Sandholzer ‚In der Emme' und bei Jodok Schäfer gewesen. Einfach hatten wir es nicht, durchbringen musste man sich halt schon."

Die materielle Absicherung der Neuankömmlinge gestaltete sich in diesen von Armut und Not gekennzeichneten Kriegsjahren äußerst schwierig. Kurze Zeit nach seiner Ankunft musste der Familienerhalter einrücken. Der Südtiroler wurde einem Arbeitstrupp der „Organisation Todt" zugewiesen und wurde bei Pionierarbeiten auf dem Russlandfeldzug eingesetzt. Er geriet in Gefangenschaft und kam im Jänner 1946 nach Altach zurück. Nach der Rückkehr ihres Mannes vergrößerte sich die Familie: Im März 1947 kam die Tochter Rosa auf die Welt, ein Jahr später der Sohn Hermann.[9]

Frau Tötsch verdiente sich als Helferin bei heimischen Bauern ein Zubrot: *„Gelebt haben wir während des Krieges von der Kinderbeihilfe, richtige Not litten wir keine. Bei den Bauern haben wir geholfen, da haben wir Feldarbeit gemacht. Wenn die Kinder Kartoffeln aufgelesen haben, dann haben sie einen Schübling gekriegt. Wir haben Ähren nach der Ernte abgesammelt, die konnten wir dreschen lassen, dann haben wir wieder Mehl gehabt, um Brot zu backen. Ich habe mir immer zu helfen*

[9] Sechs Jahre später wurde die Tochter Annemarie (Jg. 1954) geboren.

gewusst[10]*, ich habe immer gearbeitet, das war unser Leben. Beim Sandholzer durften wir Hennen haben. Die Eier habe ich in die Schweiz geradelt und dort verkauft. Beim Schäfer hatten wir schon eine Geiß, dann eine Sau, das war unser Grundstock. Eine haben wir selber gekauft, eine verkauft, so ist es aufwärts gegangen. Schön langsam, Schritt für Schritt. Von der Henne zur Geiß und zur Sau, das war unser Aufstieg!"*

Wie viele andere Zuwanderer fand Herr Tötsch zunächst Arbeit in der Stickerei „Frixa-Elast" (Gebrüder Längle), später war er beim Rheinbau beschäftigt. Im Gegensatz zu anderen Südtiroler Familien stellte sich die Frage nach einer „Reoption" (Rückkehr nach Südtirol) nicht: *„Wir hatten dort nichts, unser Bestreben war es, hier zu bleiben, hier wollten wir unsere Zukunft gestalten"*. Für sie habe – so Frau Tötsch heute – der Satz „Im Südtirol ist alles besser!" im Gegensatz zu anderen nicht gegolten.

Zwei Faktoren sind in der biografischen Rückschau für die soziale Integration und Absicherung von Zuwanderern besonders wichtig: der Erwerb der österreichischen Staatsbürgerschaft und die Lösung der Wohnungsfrage.

In Österreich war man nach dem Krieg mit Staatsbürgerschaftsverleihungen an Südtiroler(innen) lange sehr zurückhaltend, da die Behörden noch hofften, ein Teil der Umsiedler würde wieder in die Heimat zurückkehren. Erst durch das am 2. Juni 1954 verabschiedete Gesetz über den Erwerb der Staatsbürgerschaft durch „Volksdeutsche" wurde die Einbürgerung auch für Südtiroler sehr erleichtert.

Frau Tötsch hat in ihrem Leben vier Staatsbürgerschaften besessen: die österreichisch-ungarische bis 1918, die italienische nach dem Zusammenbruch der Monarchie, die deutsche nach der Option und schließlich ab den fünfziger Jahren die österreichische. Auch die drängende Wohnungsfrage wurde Mitte der fünfziger Jahre gelöst: 1953 erbaute die Familie um 101.000 S das Haus Nummer 1 der Werksiedlung von Frixa.

Mit dem Hauserwerb in den fünfziger Jahren, der mit großen persönlichen Opfern und Einschränkungen verbunden war, wurde ein entschei-

[10] Frau Tötsch spricht das Wort „gewusst" in der Dialektfärbung wie „gewisst" aus.

dender Schritt zur Integration getan. *„Von diesem Zeitpunkt an ist mir Altach wirklich zur Heimat geworden, ich bin Altacherin geworden. Ich habe mich überall anpassen können. Als Magd und Dienstbote war das selbstverständlich für mich. Das war ich seit meiner Jugend gewohnt."*

Das Siedlungshaus erfüllte nicht nur Wohnfunktion: *„In der Garage hatten wir zwei, drei Geißen und Hennen für die Selbstversorgung und als Verdienst. Wir haben zum Beispiel Geißkäse selber gemacht. Und dann habe ich mit der Ausschneiderei begonnen, denn mein Mann verdiente bei der Rheinbauleitung ja wenig. Meine Tochter Frieda hat das Ausschneiden bei Monz gelernt, Rosa war Nachstickerin bei Frixa. Oben im Schlafzimmer haben wir geschlafen, unten ausgeschnitten. Die Gänge waren voll. Da haben wir uns Anfang der sechziger Jahre gedacht, wir können selber eine Firma aufmachen. In der Schweiz haben wir auf Kredit Maschinen gekauft, und so ist der Familienbetrieb ‚Ausschneiderei Tötsch' entstanden. Von der Familie Egle/Burtscher haben wir für fünf Jahre ein Lokal gepachtet, dann haben wir einen Rohbau gekauft. Wir haben dann selbst Gastarbeiterinnen aus Innerösterreich anstellen können. Die Ausschneiderei wurde schließlich von meiner Tochter und meinem Schwiegersohn weitergeführt und heißt heute deshalb ‚Fessler'."*

Da der Sohn Hermann nach dem Tode seines Vaters das Haus in der Werksiedlung übernommen hatte, übersiedelte Frau Tötsch 1970 in ein neues Haus, das eine Besonderheit aufweist: Es war das erste Ziegel-Fertighaus der Firma Müller-Wohnbau.

Mit viel Fleiß und Energie erfolgte in den sechziger Jahren – in der Zeit der wirtschaftlichen Hochkonjunktur – der soziale und wirtschaftliche Aufstieg der Familie. Die allmähliche Etablierung zeigt sich auch daran, dass alle Kinder ihr eigenes Haus im Dorf erarbeitet haben. Ihr Sohn Anton, selbst mittlerweile Pensionist, betätigte sich in der Dorfpolitik und wurde FPÖ-Gemeindemandatar.

Eine „Identitätsproblematik" sieht sie heute nicht mehr. *„Mit dem Herz bin ich Altacherin geworden, ich habe aber auch Kontakte zu Südtirol, zu meiner Schwester Rosa besonders. Da fahre ich so oft es geht hin. Natür-*

lich sind wir noch heute beim Südtirolerverein und lesen die ‚Heimat', das Blatt der Südtiroler." Wie ihre jüngste Tochter, die beim Gespräch anwesend ist, definiert sie sich heute als *„Vorarlbergerin, als Altacherin mit Südtiroler Wurzeln"*. Und diese Wurzeln sollen, so ihr Wunsch, auch in der zweiten und dritten Generation noch gepflegt werden.

„Unter den Kommunisten wollten wir nicht leben"

Auch die **Familie Podgornik** lebte eine Zeitlang unter italienischer Herrschaft. Sie ist slowenischen Ursprungs und gehörte im faschistischen Italien dieser Minderheit an.[11] Anton Podgornik (Jg. 1922) stammt aus

Anton und Cäcilia Podgornik 1999

Cepovan, seine Frau Cäcilia geb. Voncina (Jg. 1932) aus Dolenja Tribuša. Dies sind zwei Bauerndörfern, die erst 1947 Jugoslawien zugesprochen wurden.

[11] Gespräch am 27. April 1998.

Anton und Cäcilia Podgornik hatten nach Kriegsende unter dem Tito-Regime zu leiden. Frau Podgornik schildert die damalige furchtbare Not mit folgenden Worten: *„Wir sind ein armes Dorf gewesen, ein sehr armes. Während des Krieges haben das eine Mal die deutschen Soldaten, dann die Partisanen alles geholt. Als der Krieg aus war, da war nichts mehr da, überhaupt nichts mehr. Die Ställe waren leer, es ist furchtbar gewesen. Wovon hätte man leben sollen? Ich war die Älteste von sieben Kindern, ich musste bei der Mutter bleiben und habe auf dem Hof gearbeitet. Um fünf bin ich aufgestanden, habe Essen für die Brüder hergerichtet. Bin dann nach der Stallarbeit aufs Feld. Ein Acker hatten wir gemietet, der war 12 km entfernt. Zwölf Kilometer mit dem Pferd und dem Karren, allerdings zu Fuß über den Berg, zwölf Kilometer hin und dann zurück mit Rüben auf dem Wagen. Butter haben wir selber gemacht, und ich habe ihn verkaufen müssen. 30 km mit dem Fahrrad bis zum Bus nach Laiblach und dann wieder zurück. Meine Freundin und ich sind erst bei der zweiten Station eingestiegen, wegen der Polizei. Handel war verboten. Und einmal bin ich dann in die Hände der Polizei gefallen, die hat mich bestraft ‚sehr gut': Vier Monate sollte ich im Gefängnis sitzen. Gesessen bin ich schließlich zwei wegen Schwarzhandel. Da habe ich endgültig weg wollen aus Jugoslawien. Viele wollten nach dem Krieg weg, schwarz über die Grenze, aber das war gefährlich damals. Geschossen wurde und Tote hat es gegeben. Meine Mutter ist aus besserem Haus gewesen. Die Kommunisten haben uns alles genommen. Nachdem alles nationalisiert worden ist, hatten wir keine Aussicht, überhaupt keine Aussicht, etwas zu werden. Der Druck war so stark, das kann man sich gar nicht vorstellen."*

Die Verhaftung wegen Schwarzhandels war nur der entscheidende Anstoß, Jugoslawien zu verlassen. Bei einem Dorffest hatte sie im Jahre 1957 Anton kennen gelernt, der sich in diesem Jahr entschlossen hatte, als Gastarbeiter in Vorarlberg zu bleiben. Drei Jahre lang korrespondierten sie miteinander, dann folgte sie ihm ins Ausland nach. Wenige Wochen nach ihrer Ankunft in Hohenems, wo Anton Podgornik bei der Schifabrik Kästle angestellt war, heirateten sie.

Eigentlich wollte Herr Podgornik nur für ein halbes Jahr ein Praktikum bei Kästle absolvieren. Nach seiner Demobilisierung – er hatte als italienischer Soldat den Russlandfeldzug mitgemacht – sah er sich mannigfachen Repressionen ausgesetzt. Sein Vater betrieb eine Landwirtschaft, führte ein Gasthaus und ein Lebensmittelgeschäft, doch *„all dies war nach dem Krieg verboten. Es ist schwierig gewesen zu leben, sehr schwierig."*

Der begeisterte Schifahrer und Bergsteiger Anton Podgornik begann neben seiner Tätigkeit als Förster selber Schi zu bauen und fertigte sogar einen Plastikschi an. Im Sommer arbeitete er noch in der Landwirtschaft. Der Druck, der KP beizutreten, wurde immer stärker: *„Ich habe keinesfalls zur Partei wollen, weil wir waren katholisch, sehr katholisch. Doch ich sollte zur Partei. Diesen Druck kann man sich gar nicht vorstellen, so groß war er."*

Als er sich auf Vermittlung eines Ingenieurs 1957 in Vorarlberg befand, bekam er die Nachricht, dass der gesamte häusliche Besitz „nationalisiert" worden war. Dies brachte das Fas für ihn zum Überlaufen. Im Originalton: *„Ich haben fertig mit Jugoslawien. Völlig fertig. Ich haben jugoslawischen Pass abgegeben, habe bei Bezirkshauptmannschaft einen Fremdenpass genommen und gehen nicht mehr zurück, nie mehr zurück."*

In gebrochenem Deutsch schildert er über vierzig Jahre später, wie sehr ihn die „Nationalisierung" des Besitzes durch die Kommunisten im Innersten getroffen hat und für ihn von diesem Augenblick an endgültig klar gewesen sei, dass er nicht mehr in seiner Heimat leben konnte. Allerdings sei keineswegs vorhersehbar gewesen, dass er ein „Vorarlberger" werden würde, obwohl sein Großvater hier schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Mineur beim Arlbergbahnbau im Einsatz gewesen war.

Nach der Heirat im September des Jahres 1960 wollte das jung vermählte Paar nach Kanada weiterziehen, denn dort hatten sich Verwandte der Frau angesiedelt. Da Frau Podgornik bei der Ankunft in Hohenems kein Wort Deutsch konnte und sich zunächst völlig isoliert vorkam, schien ihr

die Weiterreise in die Neue Welt die bessere Option zu sein. Doch ein ernüchternder Brief ihrer Cousine aus Kanada bewog sie, hier zu bleiben: *„Meine Cousine hat geschrieben, wenn du leben kannst dort in Vorarlberg, dann bleib in Österreich, hier ist es auch nicht mehr einfach."*

Einfach waren die ersten Jahre in der neuen Umgebung für die Podgorniks in der Tat nicht. Auch nach der Geburt der ältesten Tochter Nives lebte die Familie zunächst in einem Zimmer ohne fließendes Wasser, ehe sie in eine etwas größere Firmenwohnung von Kästle in Hohenems-Unterklien umziehen konnte. Die Schattenlage drückte allerdings auf das Gemüt: An das Meeresklima gewohnt, wurde die Wohnlage am Fuße des Breiten Bergs als besonders düster empfunden, und die Sehnsucht nach einem Sonnenbauplatz wuchs. Er wurde schließlich neben dem alten Fußballplatz in Altach gefunden. Unter schier unglaublichen Entbehrungen wurde dort ab 1964 das Eigenheim errichtet, in dem die Familie heute wohnt:

„So viel wurde uns geholfen, so viel. Herr Sieber aus der Schweiz hat eineinhalb Jahre lang auf das Geld für die Ziegel gewartet, Herr Keckeis, von dem wir den Platz gekauft haben, hat gesagt, zahlen Sie die Raten, wenn Sie wieder können."

Die Notlage dieser „Häuslebauer" war tatsächlich besonders groß: Bei Baubeginn wurde Frau Podgornik bei einem Zusammenstoß mit einem anderen Mopedfahrer schwer verletzt, nach der Geburt der Tochter Pia musste sie für ein Jahr in ihre alte Heimat zurückkehren, um dort ihren Schwiegervater zu pflegen und nach der Rückkehr vergrößerte sich die Familie (nach einer Fehlgeburt) durch die Geburt von Zwillingen auf sechs Köpfe. *„Wie sollen wir das bloß schaffen, hat Anton gefragt, aber ich habe auf die Mutter Gottes vertraut und die hat geholfen. Nachbarn sind gekommen mit Wäschekörben voller Kleidung. Wie ich das geschätzt habe und noch heute schätze. Sie können sich nicht vorstellen, wie alle geholfen haben! Ich könnte mir es nicht besser vorstellen! Sehr, sehr entgegengekommen sind uns alle, haben uns geholfen die Nachbarn, wirklich alle. In solchen Situationen kennt man die Leute, die guten und*

die schlechten. Aber ich habe hier keine schlechten Erfahrungen gemacht, nur gute. Auch die Kindern nicht. Und dafür bin ich dankbar, wirklich dankbar."

Auf die Frage, ob sie damals kein Heimweh gehabt hätten, antworten die Podgorniks unterschiedlich. Anton Podgornik verneint die Frage mit Bestimmtheit, seine Frau gibt zu, dass die Gedanken an die verlorene Heimat doch schmerzlich waren – und bis heute sind (Originalton):

„Heimweh habe ich gehabt nach meine Geschwister, nach meine Wege, wo ich immer gelaufen bin, meine Freundinnen und Bekannte und Verwandte. Alles hat mir wahnsinnig gefehlt, weil ich war sehr, sehr allein und war sehr mit meiner Heimat verbunden. Heute denke ich oft an diese Zeit zurück."

In dieser Etablierungsphase waren alle Kräfte auf die Erreichung eines Ziels ausgerichtet: *„Wir wollten zu etwas kommen, was in Jugoslawien unmöglich war. Dafür haben wir gearbeitet und gearbeitet. Mein Mann bei Kästle, ich bei verschiedenen Textilfirmen als Nachschauerin und Zuschneiderin. In der Stickerei bei Drexel, dann ein Jahr in der Schweiz, bei Ender & Co., bei Legial. Die Arbeit hat sich nach den Kindern gerichtet. Insgesamt habe ich zwölfeinhalb Jahre in den verschiedenen Fabriken gearbeitet."*

Die besondere Kommunikationsfähigkeit ermöglichten ihr rasche Integrationschritte: *„Geredet habe ich mit allen. Wie ich gesprochen habe, weiß ich nicht mehr, aber wer redet, hat auch Kontakt mit den Leuten und das ist wichtig. So haben wir auch Hilfe bekommen. Und ich habe auch beim Bauen alle Behördengänge gemacht."*

Der Hausbau führte Anton Podgornik an die Grenzen der physischen und psychischen Belastbarkeit: *„Wir hatten kein Geld. Ich habe alles selber gemacht. Zunächst Schichtarbeit bei Kästle, dann zum Hausbau. Die Frau ist mit dem Fahrrad um fünf Uhr in der Früh nach Altach gefahren und hat Malter angemacht. Ich habe gearbeitet, bis ich mit Nerven völlig fertig bin und drei Monate im Krankenstand. Und die Frau und die Kinder sind bei meinem Vater in Jugoslawien. Es ist hart gewesen. Aber man hat es geschafft."*

Seit 1962 besaßen die Podgorniks die österreichische Staatsbürgerschaft, doch auch für diese slowenisch sprechende Familie war der „Häuslebau" in Altach der wichtigste Integrationsschritt und bedeutete für sie Akzeptanz durch die Umgebung. Ihre Identität beschreiben sie heute so: *„Wir sind Slowenen, weil wir beide unsere Muttersprache sehr schätzen. Jugoslawen sind wir keine, nie gewesen, nur ‚Slowener'. Als Staatsbürger sind wir sicher Österreicher, Österreicher mit slowenischer Muttersprache. Unsere Heimat ist hier, aber auch unser Dorf, wo wir herkommen. Heimat ist Heimat, das wird bleiben, so lange wir leben. Wir gehen gerne nach Hause, kommen aber wieder gerne nach Altach zurück. Man hat zu viel mitgemacht, viel zu viel mitgemacht in der Heimat."* Vor allem Frau Podgornik betont, dass sie dennoch die Kontakte zu ihrer Ursprungsheimat keinesfalls missen möchte: *„Wir haben immer Kontakt mit ihr, obwohl zwei Brüder in Deutschland wohnen, sind wir verbunden noch wie früher. Wir schätzen die Verwandten und die Bekannten sehr, denn die Familie ist sehr wichtig für uns."*

Anton und Cäcilia Podgornik pflegen heute die bäuerlichen Wurzeln in ihrem täglichen Leben ganz bewusst: Acker- und Gartenarbeit gehört zu den Lieblingsbeschäftigungen, Selbstversorgung durch Obst und Gemüse zur Selbstverständlichkeit. Auch die slowenische Herkunft spielt eine wichtige Rolle: So wurde und wird in der innerfamiliären Kommunikation das Slowenische verwendet. *„Bei uns haben Kinder nicht können lernen Deutsch, habe überhaupt kein Wort deutsch mit Kindern gesprochen. Wir haben mit Kindern Slowenisch gesprochen, wenn sie nichts verstehen sollen, dann wir haben Italienisch gesprochen."*

Deutsch lernten die Kinder auf der Straße und in der Schule. Und das mit Erfolg: Während sich Herr Podgornik mit der deutschen Sprache noch nach vierzig Jahren schwer tut, besuchten die Kinder das Gymnasium und absolvier(t)en eine akademische Ausbildung. Pia, deren perfektes Hochdeutsch den Gymnasiallehrer beeindruckt hatte[12], erlernte den Beruf einer

[12] Der Verfasser dieses Artikels unterrichtete Nives und Pia jahrelang in Deutsch, ohne zu wissen und zu ahnen, dass sie zu Hause Slowenisch sprachen!

Schauspielerin und machte eine mehr als beeindruckende Karriere „als beste Nachwuchsschauspielerin des Jahres in Deutschland"! Ein Bekannter, Dr. Röger aus Bregenz, der jahrelang in Jugoslawien inhaftiert gewesen und dann emigriert war, hatte ihre Theaterleidenschaft in jungen Jahren geweckt, denn zweimal im Jahr durfte sie bei Theateraufführungen in slowenischer Sprache mitmachen.

Den enormen Anpassungsdruck an die hiesige Umgebung haben die Eltern und die Kinder bewältigt. *„Heute gehören wir dazu. Ja, wir sind Altacher geworden, auch wenn die Kinder heute in Düsseldorf, Kärnten und Wien leben. Unser Jüngster studiert noch. Die Kinder sollen es leichter haben als wir. Dafür haben wir schließlich gearbeitet!"*

„Durch die Lawinen haben wir alles verloren"

Die blanke materielle Not nach einem schrecklichen Unglück führte dazu, dass die heute einundneunzigjährige **Mathilde Müller** nach Altach kam: Ihre Familie gehörte im Jahre 1954 zu den Lawinenopfern im Großen Walsertal.[13]

Auch nach vierundvierzig Jahren sind jene Schreckenstage fest im Gedächtnis der Blonserin verankert. Mit bebender Stimme schildert sie, wie sie mit ihrem Mann Albert und den Kindern Kurt (damals zwölf Jahre alt) und Herbert (damals vier) nach den ersten Lawinenabgängen zu Helena Bischof in Blons, später nach St. Gerold geflohen ist, um dort zwei weitere gefahrenvolle Nächte zu verbringen, ehe sie sich in Nüziders endgültig in Sicherheit bringen konnten.

In Blons, das am stärksten betroffen war, starben 56 Menschen in den Schneemassen, in Sonntag und Fontanella je zehn, in St. Gerold drei. Lawinenabgänge im Klostertal – unter anderem riss eine Lawine am 12. Jänner 1954 den Bahnhof von Dalaas samt einem Personenzug in die Tiefe und tötete zehn Menschen – und im Bregenzer Wald forderten

[13] Gespräch am 26. Jänner 1998.

zahlreiche weitere Opfer. Insgesamt wurden allein im Bezirk Bludenz 280 Haushalte mit zusammen über 1.200 Personen als Lawinengeschädigte erfasst.

Familie Müller bewohnte ein kleines bäuerliches Anwesen fünf Minuten Gehweg vom Ortszentrum in Blons entfernt. Es lag mitten in einer Lawinenbahn und wurde vollständig zerstört: *„Wir hatten Glück im Unglück, dass wir rechtzeitig gegangen sind. Diese schrecklichen Pfeifgeräusche, wenn eine Lawine abgegangen ist, werde ich meinen Lebtag lang nicht vergessen können. Es war furchtbar, einfach furchtbar – die Toten, die Angst und die Ungewissheit."* Nur ganz wenige persönliche Habseligkeiten – einige wenige Wäschestücke und eine Uhr – konnten später noch geborgen werden. Die Familie verlor durch die Katastrophe ihr gesamtes Hab und Gut. Die familiären Erinnerungsfotos dokumentieren die schreckliche Gewalt des „weißen Todes".

Mathilde Müller 1999

Ein beispiellose Hilfsaktion der Vorarlberger Bevölkerung und der Landesregierung sollte die Not und den materiellen Schaden der Lawinengeschädigten lindern. Doch die ersten Monate nach dem Unglück waren für die Betroffenen überaus hart. *„Wir hatten nichts mehr, rein gar nichts mehr und waren auf fremde Hilfe angewiesen."*

Bis April 1954 blieb die Familie Müller in Nüziders, dann siedelte sie nach Altach um. Sie erhielt im Sticklokal bei Morells (in der Bahnstraße)

eine Notunterkunft. Doch nicht alle Familienmitglieder konnten dort wohnen, so dass der älteste Sohn vorübergehend in Götzis untergebracht werden musste. *„Die Familie war in dieser schrecklichen Zeit im ganzen Land verstreut. Unsere Unterkunft im Stickereilokal war sehr kalt. Mit Schaudern erinnere ich mich an die eisige Kälte in diesem fürchterlichen Winter. Vierzehn Monate ohne Wasser, mit mangelhafter Heizung ... eine schwere, schwere Zeit war das. Die Nachbarn schauten zunächst schon auf uns. Auch spürten wir eine große Hilfsbereitschaft seitens der Gemeinde und des Landes. Besonders Bürgermeister Kopf tat alles, um unser Los zu erleichtern; Herr Khüny verteilte Spenden, aber was hilft das, wenn man seine Heimat auf diese Weise verloren hat?"*

Für die geschädigten Walsertaler kaufte die Landesregierung alte Häuser auf. Ing. Schertler bot der Familie im August 1954 im Auftrag des Landeshilfsfonds ein großes altes Bauernhaus (Rheinstraße 24) als Unterkunft an. Es konnte im April 1955 bezogen werden. Bei der Ankunft in Altach war Mathilde Müller 47 Jahre alt, ihr Mann, von Beruf Schreiner, 51. Wegen eines Augenleidens konnte er seinen Beruf nicht mehr ausüben, so dass er sich als Kleinbauer betätigen musste.

Die Eingewöhnung in der neuen Umgebung fiel nicht leicht: *„15 Jahre dauerte es sicherlich, bis ich Altacherin wurde"*, meint Mathilde Müller im Rückblick. *„Wir Walser bildeten schon wegen der Sprache eine eigene Gruppe im Dorf. Zum Großen Walsertal riss die Verbindung völlig ab, denn mein Bruder Franz Josef Schäfer wohnte in Hohenems. Die Kinder gewöhnten sich rasch an die neue Umgebung. Mein Sohn Reinold ist heute hier Hauptschuldirektor."*

Dass „die Walser" im Dorf bei Alteingesessenen zum Teil auf Reserviertheit stießen, hing nicht zuletzt mit einem gewissen Neid zusammen. *„Die erhielten Häuser mit Grundstücken, auf denen dann die Kinder bauen konnten. Besonders bei der Grundstückzusammenlegung in der ‚Untera' machte sich das bemerkbar. Plötzlich war der geschenkte landwirtschaftliche Grund etwas wert. Da hat es manchen Konflikt gegeben, der von der Lawinenentschädigung herrührt. Alle haben dieses Häuser- und Bödenschenken im Dorf nicht gern gesehen. Die Alten*

waren ja wirklich arme Teufel, den Kindern ist es dann die Hilfswilligkeit zu Gute gekommen."[14]

Im hohen Alter traf das einstige Lawinenopfer Mathilde Müller erneut ein schwerer Schicksalsschlag. Jenes Bauernhaus, das sie im Jahre 1955 erhalten hatte, brannte im Jahre 1997 aus unbekannten Gründen ab. Sie hat sie damit erneut ihre Heimat durch Naturgewalt verloren.

„Auch als Steirer war man ein Fremder"

Zu Beginn der fünfziger Jahre setzte der Zuzug „innerösterreichischer" Arbeitskräfte ein. Zunächst waren es nur einzelne, die sich hier ansiedelten. Doch in den sechziger Jahren ging die Zahl in die Hunderte: Ende 1969 waren 504 Personen mit österreichischer Staatsbürgerschaft in Altach gemeldet, die in einem anderen Bundesland geboren worden waren. Der Löwenanteil stammte aus der Steiermark (222) und aus Kärnten (116).

Einer der ersten war **Rudolf Czizegg** (Jahrgang 1933) gewesen, der sich seit dem 21. September 1953 in Altach befindet.[15] Er gehört jener Minderheit von Arbeitsmigranten an, die nicht im Baugewerbe oder in der Textilbranche tätig waren. Sein gelernter Beruf war Frisör.

Als Neunzehnjähriger verließ er seinen Geburtsort Kindberg in der Steiermark, um im „goldenen Westen" Arbeit zu suchen. Über Annoncen in der Lokalzeitung wurden die hervorragenden Arbeitsplatzchancen in Vorarlberg angepriesen. Seine Ankunft im „Ländle" schildert er folgendermaßen:

„Ich bin die Nacht mit dem Zug durchgefahren und bin um ca. 6 Uhr in der Früh in Hohenems angekommen. Dort habe ich den Bahnhofsvorstand gefragt, ob er einen Frisör wisse, der Arbeit habe. Er sagte mir, geradeaus in der Nähe sei einer, ich solle ihn einfach fragen. Ich wartete

[14] Gespräch mit E. G.

[15] Gespräch am 16. Februar 1998.

bis kurz nach 7 Uhr und läutete dann beim Frisör Alois Fenkart. Zu meiner großen Überraschung musste ich – es war Samstag – sofort anfangen und den ganzen Tag durcharbeiten! Aber noch größer war meine Überraschung am Sonntag. Ich war evangelisch – das sagte ich jedoch nicht! Der Meister weckte mich zeitig in der Früh und ich musste mit ihm in die Kirche gehen. Nach der Kommunion zupfte er mich am Ärmel und wir gingen ins Geschäft zurück. Dort warteten schon die ersten Kundschaften und so stand ich wieder im Einsatz. Jetzt wusste ich, was ‚schaffa' bedeutete und für mich fing eine harte Zeit an. Aber schließlich war ich ins Ländle gekommen um etwas zu verdienen. Und das tat ich nicht schlecht..."

Rudolf Czizegg 1999

An seinen Lohn kann er sich heute noch gut erinnern: *„Ich verdiente 200 Schillinge in der Woche und durfte beim Meister wohnen."* Diese Wohnmöglichkeit brachte jedoch nicht nur Vorteile mit sich. Damit war auch eine strenge Kontrolle der Lebensgewohnheiten verbunden. Allerdings machte sich der Neuankömmling auch wenige Illusionen über seinen sozialen Status: *„Meine Situation war mir klar: Du bist ein Fremder, der nichts hat und du musst dich anpassen. Und natürlich war ich zunächst sehr allein. Am Montag hatte ich frei, aber ich kannte niemanden, wirklich niemanden. Mein größtes Problem war in der Eingewöhnungszeit sicherlich die Sprache, denn ich verstand zunächst kaum etwas."*

Im Jahre 1953 wechselte er nach Altach, um dort beim Frisör Ernst Ender zu arbeiten. Dieser hatte ihm 250 Schilling Monatslohn geboten.

Beim neuen Meister blieb er acht Jahre. Zunächst wohne er mit acht anderen Kostburschen, ebenfalls „Innerösterreicher", zusammen. Die sozialen Kontakte beschränkten sich zunächst auf „innerösterreichische Binnenkontakte. *„Zu den ‚Altachern' hatten wir sehr wenig Beziehung. Die Einheimischen hatten die Auffassung, ‚Hast nix, bist nix', aber sie waren bis zum Aufkommen der Stickerei in den sechziger Jahren ja selber arm. Mit den Jungen entwickelte sich mit der Zeit ein besseres Verhältnis."*

Da der gelernte Frisör wegen des Verdienstes nach Vorarlberg gekommen war, begann er nebenbei in der Stickerei als Nachseher zu arbeiten: *„Das hieß 14 oder15 Stunden Arbeit pro Tag. Aber wenn man jung ist, hält man das aus. Schließlich bin ich hierher ja nicht zum Faullenzen gekommen. Und wenn du fremd bist, musst du doppelt so viel arbeiten. Da man in der Stickerei damals sehr gut verdiente, wurde sie mein Hauptberuf."*

In Altach lernte er seine Frau Christine, die wie er aus der Steiermark (aus Fronleiten) stammte, kennen. Seit ihrer frühesten Jugend kannte sie materielle Not und Armut: Ihr Vater, Maurer von Beruf und Sozialdemokrat aus Überzeugung, war in den dreißiger Jahren jahrelang arbeitslos und konnte seine vielköpfige Kinderschar kaum ernähren. Eine Schwester war bereits in der Textilfabrik Albert Ender & Co. beschäftigt und lockte sie mit ihrem Verdienst nach Altach. *„Ich wollte nach der ersten Woche schon wieder weg, aber als ich beim ersten Zahltag mit den Überstunden 600 S bekommen habe, da fühlte ich mich tatsächlich im ‚goldenen Westen'. Jetzt konnte ich mich mit dem Gedanken des Bleibens anfreunden, trotz des Zimmers ohne Heizung, trotz der Sprache, die ich nicht verstanden habe. Anfangs war es schon sehr hart hier in Altach. Ein Glück war für mich Käthe Aberer, die aus Hohenems hierher gezogen war. Weil sie selbst ‚fremd' gewesen ist, hatte sie so viel Verständnis für*

uns Zugezogenen. Bei ihr bin ich untergekommen. Sie ist die Güte selbst gewesen, ein richtiger Muttererersatz."[16]

Als Rudolf Czizegg seine künftige Gattin kennen lernte, war er in Altach in dreifacher Hinsicht als „Fremder" ausgegrenzt: Er stammte aus einem ausgesprochen sozialdemokratischen Milieu und war deshalb ein „Roter", er war als Steirer ein „Nichtalemanne" und gehörte als Protestant in einer katholisch dominierten Umwelt zu einer religiösen Minderheit. Sein zentraler Erinnerungssatz heute: *„Die Jugoslawen und die Türken wurden in den sechziger Jahren wesentlich besser aufgenommen als wir ‚Innerösterreicher' in den Fünfzigern. Denn Altach war damals noch eine sehr geschlossene Gesellschaft, in der es die Fremden nicht leicht hatten."*

Dass es „im Dorf besser war, katholisch zu sein", merkte er bei seiner Verehelichung mit seiner katholischen Frau. Besonders die Familie seiner Schwägerin, die in Altach einen Unternehmer geheiratet hatte, wollte das „Mischehenproblem" gelöst sehen. Auch der Pfarrer *„wollte wegen der Kinder eine katholische Hochzeit. Mir machte es nichts aus, und die zwei Kinder wurden dann eben katholisch erzogen. Als Neuankömmling muss man eben Kompromisse schließen – in Vorarlberg vielleicht ein bisschen mehr als anderswo."*

Ihm war von allem Anfang an klar, *„dass er einem ungeheurer Anpassungsdruck gerecht werden musste. Denn um im Dorf akzeptiert zu werden, musste man ‚körig si', und das hieß, nicht aufzufallen."*

Und auch er sieht im „Hüslebau" in den sechziger Jahren die entscheidende Anpassungsleistung: Der Hausbau in der „Untera" (im Zippersfeld) war gleichsam die „Eintrittskarte" in die Dorfgemeinschaft: *„Wer ein Haus gebaut hat, erbringt den Nachweis, dass er ‚schaffa ka'. Und hier zählt ‚schaffa' zur wichtigsten Tugend."* Doch Fleiß allein war zu-

[16] Beim Gespräch ist auch die Schwester von Frau Czizegg, Magda Kauder (Jg. 1927), anwesend. Sie lebt nach einem vierzigjährigen USA-Aufenthalt seit drei Jahren wieder in Altach. Sie verstärkt die Aussagen bezüglich „Enge" und „Anpassungsdruck" in Vorarlberg/Altach noch und vergleicht die „amerikanische Freiheit" mit dem „sozialen Überwachungsdruck, der hier herrscht".

wenig: Als er im Jahre 1964 um S 22.000.– ein Grundstück kaufen wollte, erhielt er mangels eines einheimischen Bürgen keinen Kredit! Von einem „Zugezogenen" verlangte man damals noch Barzahlung.

„Woran wir uns erinnern? An viel Arbeit, Verzicht auf Freizeitvergnügen. Zum Teil mussten wir gegenschichten. Meine Frau nahm nach den Geburten der Kinder Heimarbeit an, am Abend, wenn ich zu Hause war, arbeitete sie noch in der Ausschneiderei. Am Sonntag ein Spaziergang mit den Kindern, das war es dann schon. Ich ging manchmal kegeln, aber kosten durfte es nichts, denn wir mussten sparen, sparen ... Ein Ziel stand uns vor Augen: Die Kinder sollten es einmal besser haben als wir. Und das haben wir irgendwie erreicht, nicht?"

Um ein ‚köriga' Altacher zu werden, benötigte Herr Czizegg nach Eigeneinschätzung *„so 15 bis 20 Jahre"*. Die Kinder – die Tochter ist Diplomkrankenschwester, der Sohn Techniker beim ORF – sind selbstverständlich als „Altacher" aufgewachsen, da der familiäre Bezug zur Steiermark nur sehr lose ist: *„Ein- bis zweimal pro Jahr besuchen wir das Grab der Eltern in der Steiermark, aber sonst haben wir zu unserer ursprünglichen Heimat heute wenig Beziehung. Zurück wollten wir eigentlich nie. Wir haben uns hier eine hart erarbeitete Existenz aufgebaut, hier ist heute unsere Heimat."*

Eine gewisse soziale Scheidelinie zu den „Alteingesessenen" sei durch die Wohnlage lange Zeit spürbar gewesen: Dass man „Unterdörfler" war, habe man im Alltag schon ein bisschen zu spüren bekommen, aber so Rudolf Czizegg, der 1985 für die SPÖ in den Gemeinderat einzog, heute mit Augenzwinkern: *„I bi körig worra!"*

„Die Heirat mit einer Altacherin erleichterte das Heimischwerden schon"

Das Gleiche kann der aus Kärnten (Mitterberg/Radenthein) stammende **Richard Pleschberger** (Jahrgang 1947)[17] von sich sagen: Seit 1968 ist er

[17] Gespräch am 2. März 1998.

bei der Baufirma „Müller Wohnbau" beschäftigt und hat sich dort vom Maurergehilfe zum Bautechniker hochgearbeitet.

Wie viele Zuwanderer hat auch er seine Wurzeln in einem agrarischen Milieu. Er wuchs als lediges Kind unter schwierigsten Bedingungen auf einem kleinen Hof in 1100 m Seehöhe auf und wurde dort seit frühester Jugend zu schwerster körperlicher Arbeit herangezogen. Da der Bergbauernhof die Familie nicht ernähren konnte, suchte er sich gezwungenermaßen eine Nebenerwerbsmöglichkeit und erlernte das Maurerhandwerk:

Richard Pleschberger 1999

„Die Doppelbelastung war schon sehr anstrengend. Denn schließlich musste ich nicht nur auf dem Bau arbeiten, sondern auch auf dem Hof. Einfach war es für mich sicher nicht. Die Zukunftsaussichten waren für mich damals sicher nicht sehr rosig: Der Hof bot aus wirtschaftlichen und familiären Gründen keine Perspektive, die Arbeitsaussichten für einen Handwerker waren in Kärnten damals auch schlecht."

Der Entschluss, nach Vorarlberg zu gehen, fiel ihm nicht schwer: *„Eine Nachbarin, die bereits als Textilarbeiterin bei Hubert Weber in der Raschelspitzherstellung arbeitete, kam mit meiner jetzigen Frau Erika nach Kärnten in Urlaub und erzählte vom ‚goldenen Westen'. Ich war 20 Jahre alt und machte mich kurz entschlossen auf den Weg. Allerdings war meine erste – und letzte – Arbeitsstelle in Altach beim Kommen bereits fix. Da war alles schon eingefädelt. Ich konnte sofort bei Müller*

Wohnbau als Maurergeselle beginnen. Der heutige Seniorchef legte auf Zeugnisse keinen Wert. Seine Devise bei den eingestellten Arbeitern war: ‚Schaffa müssen se künna'."

Die renommierte Baufirma befand sich damals im zweiten Jahr der Aufbauphase. Als Herr Pleschberger im Juni 1968 anfing, waren dreizehn Mitarbeiter im Einsatz: drei Vorarlberger, sechs „Innerösterreicher" und vier Jugoslawen. Die Arbeitsrollen waren klar verteilt: Die „Einheimischen" oder „Altzuwanderer" waren die Vorarbeiter, die Neuankömmlinge bildeten das „Fußvolk".

Die Schwierigkeiten, sich in der neuen Umgebung einzugewöhnen, waren immens. *„Alles war anders. Die Sprache habe ich nicht verstanden, das Arbeitsklima war für mich ungewohnt, in der Unterkunft war ich auf mich selbst gestellt und isoliert. Ich habe am Anfang tatsächlich einen doppelten Kulturschock erlitten: Ich wohnte in der ‚Alten Siedlung' in einer Zweizimmerwohnung, unter mir im Parterre hausten vier oder fünf türkische Fremdarbeiter, es war der blanke Horror. Als Kärntner Zuwanderer kannte ich zunächst fast niemand, denn meine zukünftige Frau arbeitete während der Woche in Liechtenstein. Ich war also unter der Woche völlig allein und Selbstversorger. Warum ich geblieben bin? Der finanzielle Anreiz und die persönliche Beziehung zu meiner Frau Erika. Ob ich sonst geblieben wäre? Ich weiß es nicht, aber ich glaube schon. Was hätte ich auch sonst machen sollen?"*

Die Bekanntschaft mit der „Uraltacherin" Erika Ender half die schwierige Eingewöhnungsphase zu überstehen. Bald schon folgte die Eheschließung (1969), und die künftigen Schwiegereltern halfen kräftig mit, dass das junge Paar bald selbst ein Eigenheim auf der Wiese hinter dem Haus errichten konnte. *„Wir hatten ja kaum etwas. Mein Habe war ein alter Koffer, 2000.- S in bar und ein alter Puch. Meine Frau hatte einen Sparvertrag – so etwas kannte man bei mir zu Hause nicht! – und sie musste bis zur Heirat ihr Gehalt zuhause abliefern. Dafür wurde ihr dann beim Bauen geholfen. Das war üblich so."*

Dass der Schwiegersohn ein Zuwanderer aus Kärnten war, störte die Schwiegereltern nicht: *„Auch für meine Schwiegereltern zählte, dass ich*

‚schaffa' konnte. Vorurteile hatten sie keine. Sie haben uns sofort den Bauplatz überschrieben. Aber ich gebe schon zu, das war eher die Ausnahmesituation, eine Seltenheit. Nicht alle haben einen Kärntner Schwiegersohn so ohne weiteres angenommen. Fleißig musste man halt sein, dann wurde man auch akzeptiert."

Und fleißig war „dieser Kärntner": *„Ich hatte wenig von der Jugend, denn ich musste arbeiten. Zuhause als billige Arbeitskraft, als Lehrling und Geselle beim Meister, und dann in Vorarlberg wollte man ja zu etwas kommen."* Neben dem Hausbau besuchte er von 1970 bis 1972 auf Anraten seines Chefs die Bauhandwerkerschule, ab 1974 wechselte er ins Büro und war am Anfang für Planung, heute für Angebote, Althaussanierung und Abrechnung der Bauvorhaben zuständig: *„Meinem Chef verdanke ich viel, sehr viel sogar. Ohne ihn wäre ich sicher nicht so weit gekommen"*, würdigt Herr Pleschberger die Rolle seines Arbeitgebers bei seiner Ansiedlung in Altach. *„Der Anpassungsdruck war enorm. In Kärnten war das Arbeitstempo anders, alles war lockerer. Eigentlich war man dort ein freierer Mensch. Der heutige Seniorchef Müller war für mich eine Art Vaterfigur, er schickte mich in die Schule und schaute so auf mein Weiterkommen."*

Durch den „Häuslebau" und die Verehelichung mit einer „Alteingesessenen" gelang ihm die Integration und der soziale Aufstieg am neuen Heimatort relativ rasch. Einfach war es nicht, denn in der „Alten Siedlung" war er von „Uraltachern" umgeben. *„Hier wohnen alt eingesessene Familien und ich mittendrin. Doch wurde ich von den Nachbarn bald akzeptiert und war darüber auch sehr froh."*

Durch diese Umgebung war eine erhöhte soziale Kontrolle dem „Fremden" gegenüber gegeben. *„Man musste im Rahmen bleiben, aber das müssen die Neuankömmlinge immer. Von ihnen wird eine enorme Anpassungsleistung erwartet."*

Dass jedoch eine starke Kluft zwischen den „Einheimischen" und den verschiedenen „Zugezogenen" vorhanden war, macht folgende Aussage deutlich: *„Die Lebenswelten waren schon getrennt. Am Arbeitsplatz hat man zusammengearbeitet, aber sonst ging man seine eigenen Wege: Die*

Vorarlberger, die ‚Innerösterreicher', die Jugoslawen und die Türken. Allein schon wegen der Sprache. Auf dem Bau waren die Südkärntner im Vorteil, denn die konnten Slowenisch, und es war für sie daher möglich, mit den Jugoslawen zu reden. Aber so richtigen privaten Kontakt zu pflegen, das war sehr selten. Und im übrigen hatten wir Kärntner es schwerer als die Jugos und Türken, denn die waren solidarischer als wir!"

Zu den „alten Kärntnern", die bereits Jahre zuvor nach Altach gekommen waren, hatte er in der Bauphase wenig Kontakte. Er suchte sie auch nicht, denn man *„musste lernen, auf den eigenen Füßen zu stehen. Ich habe schon ein Jahr nach meiner Ankunft in Vorarlberg geheiratet, dann ein Haus gebaut und dann kamen die Kinder. Da blieb nicht viel Freizeit übrig. Und Geld für Gasthausbesuche etc. hatte ich damals sowieso nicht. Also blieben die Kontakte eher eingeschränkt. Und im übrigen kamen in den siebziger Jahren eher solche aus Kärnten, die nicht mehr so viel arbeiten wollten. Mit denen konnte ich wenig anfangen."*

Nach der rund zehnjährigen Etablierungsphase weitete sich das soziale Bezugsfeld aus. Nunmehr konnte er auch wieder verstärkt seiner Leidenschaft, dem Singen, nachgehen, und er trat deshalb dem Gesangsverein Altach bei, der das neue Mitglied im Jahre 1977 *„sehr herzlich"* aufnahm. Der begeisterter Sänger fand auch beim Kärntner Chor Entspannung und Muße.

Auf sein „Heimatgefühl" und seine Identität angesprochen, antwortet Herr Pleschberger nach kurzem Überlegen: *„Heute bin ich zu 70 % Vorarlberger und zu 30 % Kärntner. Durch den Häuslebau und die Heirat mit einer Einheimischen bin ich ‚a köriga Altacher worra'."*

Dass dem so ist, merkt man auch an seinem Dialekt. Das Kärntnerische ist fast völlig verschwunden, nur mehr ein ganz leichter Akzent erinnert an die ursprüngliche Heimat, an die ihn wenig bindet. Die Kinder haben naturgemäß kaum mehr einen Bezug zu Kärnten. Ihr Vater wird *„ein bisschen Kärntner immer bleiben"*. Aber heim wollte er eigentlich nie mehr wirklich.

In den sechziger Jahren wurden die Arbeitskräfte nicht mehr nur aus „Restösterreich" geholt. Nun kamen auch Gastarbeiter aus dem ehemaligen Jugoslawien und aus der Türkei nach Altach.

Die „Innerösterreicher" profitierten von den Neuankömmlingen: Sie stiegen nun teilweise in bessere Berufspositionen auf und konnten damit der gesellschaftlichen Diskriminierung im Alltag und im Freizeitbereich nach und nach entkommen. Lokalverbote und ähnliche Ausgrenzungen wurden nun auf die Jugoslawen und Türken angewendet.

„Der Balkankrieg hat das Leben schon verändert"

Iwan und Anna Baricevic[18] (beide Jahrgang 1938) wurden in Škocaj, einem kleinen Dorf in der Nähe von Bihac, in Bosnien geboren, und sie gehörten zu den frühen jugoslawischen Arbeitsmigranten. Seit dem Jahre 1967 leben sie in der Gemeinde, und in diesen mehr als dreißig Jahren haben sie sich hier eine Existenz aufgebaut, die eine Rückkehr in ihre ursprüngliche Heimat immer unwahrscheinlicher macht: *„Besonders der unselige Krieg im Nach-Tito-Jugoslawien hat unser Bleiben endgültig gemacht. Zuerst war es auch bei uns so, wie bei vielen anderen: Wir sind hierher gekommen, um zu arbeiten und um Geld zu verdienen. Natürlich nicht für immer. Daran haben wir nie gedacht. Wir wollten unser Erspartes in Jugoslawien investieren und dann zurückkehren. Aber es ist alles anders gekommen. Zunächst haben die drei Kinder – zwei davon sind hier geboren – uns gehindert, weil wir warten wollten, bis sie die Schule beendet haben, dann wollten wir spätestens mit dem Erreichen des Pensionsalters gehen, aber der Krieg hat unser Heimatdorf völlig zerstört."*

Auch Iwan Baricevic fand – wie der Kärntner Pleschberger – Arbeit in der Baubranche, bei Müller Wohnbau, seinem einzigen Arbeitgeber, denn er ist dort seit seiner Ankunft in Altach beschäftigt. Und wie sein Kärntner Arbeitskollege hat er sich mit harter Arbeit emporgearbeitet: vom

[18] Gespräch am 18. März 1998.

angelernten Maurer zum Polier. Seine Frau arbeitete im Akkord als Textilarbeiterin, zunächst als Näherin bei „Frixa", dann bei „Legial". Nach dem dritten Kind – Robert kam 1975 auf die Welt – war die Doppelbelastung als Textilarbeiterin und Hausfrau nicht mehr länger zu ertragen, und sie schied aus dem Berufsleben aus.

Das Ehepaar Baricevic (seit 1962 verheiratet) hatte, bereits bevor der Entschluss, die Heimat zu verlassen und im Westen das Glück zu suchen, in die Tat umgesetzt wurde, ein Kind. Vlado (geboren 1965) musste bei seiner Großmutter bleiben. Nach der Geburt von Mario im Jahre 1970

Iwan und Anna Baricevic 1999

galt es, eine entscheidende Weiche zu stellen: Rückkehr nach Bosnien oder den schulpflichtigen Vlado nachholen und ihn in Altach einschulen. Aus ökonomischen Gründen wurde die zweite Variante gewählt: *„Und so kam der sechsjährige Vlado hier an. Wir lernten erst mühsam selbst Deutsch, er konnte kein einziges Wort. Als er vom Spielen auf dem Hof zurückkam, sagte er: ‚Mama, die Kinder hier haben eine andere Stimme.' Auf dem Hof waren einheimische und türkische Kinder seine Spielgefährten gewesen. Wir mussten mit ihm zum Schulleiter. Der ließ ihn*

einen Satz nachsprechen, dann sagte er: ‚Machen Sie sich keine Sorgen um den Kleinen, der lernt Deutsch im Handumdrehen.' Das hat uns Hoffnung gegeben, und der Schulleiter hat Recht behalten: Vlado lernte die Sprache von Grund auf und zwar – was wir selbst nie richtig gelernt haben – mit der richtigen Grammatik. Bald hat er uns verbessert, wenn wir einen Fehler gemacht haben. Am Anfang waren wir bei den Hausübungen schon auf fremde Hilfe angewiesen, denn da hat es manches Missverständnis gegeben. Wir wussten zum Beispiel ja selbst nicht, dass ‚Schimmel' auch ein ‚weißes Pferd' ist."

Dass die Baricevic und ihre Kinder Altacher geworden sind, ist purer Zufall. Ihr Anwerber, ein gewisser „Josip", besorgte ihnen die Arbeitsstellen und die Arbeitserlaubnis, den begehrten „roten Zettel". Josip war während des Zweiten Weltkrieges als Fremdarbeiter im Deutschen Reich eingesetzt gewesen und beherrschte deshalb die deutsche Sprache. Er hatte Arbeit in Altach gefunden und holte Frauen und Männer aus seinem Dorf nach. *„Dort waren fast alle arbeitslos. Wir auch. Eine unglaubliche Armut herrschte in dieser ländlichen Gegend. Ein wenig Feldarbeit, aber Zukunftsperspektive gab es keine. Wir sind dort miteinander aufgewachsen; wir sind auch miteinander nach Vorarlberg gekommen. Wir haben das Visum in Zagreb abgeholt, und dann Aufbruch nach Vorarlberg. Josip hat die notwendige Garantie für uns abgegeben. Diese Bekanntschaft hat uns nach Altach geführt. Es hätte auch Deutschland sein können. Denn Unterschied haben wir keinen gemacht. Auch Österreich war für uns Deutschland; Hauptsache Arbeit im Westen, denn wovon hätten wir leben sollen? Wir waren – wie gesagt – beide zuhause arbeitslos. Man verlässt ja nicht mutwillig seine Heimat, denn leicht ist uns das alles nicht gefallen. Es war schwer, sehr schwer sogar, denn wir mussten unser Kind zurücklassen – und das macht man nicht mit leichtem Herzen!"*

Die Sprachbarriere potenzierte die Anfangsschwierigkeiten bei den jugoslawischen Zuwanderern. Hatten schon die „Innerösterreicher" mit dem alemannischen Dialekt ihre liebe Not, weil sie *„zunächst nichts verstanden haben"*, so konnten diese Migranten tatsächlich kein Wort Deutsch.

Alltagstätigkeiten wie das Einkaufen stellten ein großes Problem dar: *„Auf dem Bau war Ferdi Enzi mein Dolmetscher. Mit ihm konnte ich mich verständigen. Er stammte aus Unterkärnten und konnte daher Slowenisch. Im Geschäft war es schwieriger. Die Leute waren aber damals unglaublich entgegenkommend. Ich oder meine Frau haben Geld hingehalten, ohne zu wissen, wie viel es tatsächlich war: ‚Du nehmen, was du brauchst', war die Antwort. Und ich hatte nie das Gefühl, betrogen worden zu sein. Das hat mir das Land sympathisch gemacht, denn das war ich aus meiner Heimat nicht gewohnt. Wir wurden sicher früher netter aufgenommen, als es heute bei ‚Ausländern' der Fall ist. Aber ich verstehe das. Wir waren nur wenige, und uns hat man auf dem Arbeitsmarkt gebraucht, uns hat man geholt."*

Eine gewisse Zurechtrückung dieser Idealisierung der Anfangsphase bringt die Schilderung der Wohnverhältnisse: Die Neuankömmlinge wurden in einer Altbauwohnung im Bauern 17 (heute steht dort ein Wohnblock) einquartiert. Dort lebte auch Josip. Anna und Iwan bewohnten ein Zimmer ohne WC/Dusche. Nach der Geburt von Mario und der Familienzusammenführung mit Vlado wurde die Lebenssituation für die vierköpfige Familie beinahe unerträglich. Mit Schrecken erinnert sich Frau Baricevic an diese Zeit: *„Mein Gott, war das eng! Und im Sommer war es sehr, sehr heiß. Und kein Wasser, um die Windeln zu waschen. Es war eine sehr schlimme Zeit für mich. Erst als wir eine größere Wohnung bekommen haben, wurde es besser."*

Insgesamt wechselte die Familie ihren Wohnsitz fünfmal. Mit jedem Wohnungswechsel lässt sich eine Stufe des sozialen Aufstiegs und der ökonomischen Etablierung nachvollziehen: Die „Müller-Wohnungen" wurden ständig größer und schließlich machte die Familie den Schritt vom Untermieterdasein zum Wohnungsbesitz. Seit elf Jahren gehört ihr eine große Eigentumswohnung.

Der Aufenthalt der Familie in Altach sollte zunächst nur ein bis zwei Jahre dauern. Mittlerweile sind über einunddreißig Jahre daraus geworden. *„Jedesmal wenn wir nach Jugoslawien gekommen sind, haben wir gesehen, wie es uns hier eigentlich gut ging. Das hat das Bleiben*

begünstigt. Hier hatte ich bald mein erstes Auto, ein neues Auto, einen Opel Kadett 1300. Das war in Jugoslawien undenkbar. Und die Bezahlung hier! Bei der Umrechnung in Dinar konnten wir in Jugoslawien wie Gott in Frankreich leben. Allerdings für die Verhältnisse hier war es wiederum nicht so viel. Das Leben hier ist doch teuer. Für die Wohnung mussten wir S 4000.- zahlen, da blieb nicht viel übrig. Aber mit dem Geld konnte man wenigstens etwas kaufen, da hat es Waren gegeben, viel mehr als bei uns zu Hause."

Die Frage der Rückkehr wurde in den neunziger Jahren durch den Ausbruch des Krieges in Bosnien-Herzegowina im Jahre 1992 endgültig erledigt. Der Krieg brachte auch für die Familie Baricevic eine tiefe Zäsur: Bis zum Ausbruch des Krieges 1992 fühlten sich Iwan und Anna mehr oder weniger als „Jugoslawen", obwohl sie das Tito-Regime und den Kommunismus von Grund auf ablehnten:

„Schon vor dem Ausbruch des Krieges in Bosnien hat es ethnische Spannungen gegeben. Wir sind katholische Kroaten, und wir wurden deshalb in Bihac stark benachteiligt. Die serbischen Behörden und Ämter haben uns schikaniert, wo sie nur konnten. Tagelang mussten wir auf Papiere warten, nur mit Protektion haben wir sie bekommen. Das hat mir hier in Vorarlberg besonders gut gefallen, dass die Ämter hier korrekt und hilfreich waren. Das war ein wichtiger Grund, hier zu bleiben. In Vorarlberg habe ich mich eigentlich nicht als Mensch zweiter Klasse gefühlt. In meiner Heimat in Bihac war ich zehnmal mehr Ausländer als hier."

Nach Kriegsausbruch im Frühling 1992 hielten sich teilweise bis zu vierzehn Verwandte in der Altacher Wohnung auf. Erst nach Wochen konnten sie zum Teil in einem Haus untergebracht werden. Nachdem sich die Lage etwas entspannt hatte, gingen sie nach Kroatien zurück und lebten nunmehr in Istrien in Ferienwohnungen.

Die Rückkehr nach Bosnien war für die Familie Baricevic in den neunziger Jahren undenkbar geworden. *„Unser Heimatort in Bosnien wurde fast völlig zerstört. Es stehen dort nur noch wenige Häuser. Der Krieg ist eine Krankheit. Von einem Tag auf den anderen massakrierten sich ehemalige*

Nachbarn und ‚Freunde'. Das hat natürlich auch hier in Altach Spuren hinterlassen. Dieser unselige Krieg hat das Verhältnis zwischen den einstigen Jugoslawen entscheidend verändert. Als 'Jugos' sind wir hier angekommen, heute sind wir Kroaten, Serben oder Muslims. Der Zusammenhalt unter den Jugoslawen war hier in der Fremde zunächst stark, der Krieg änderte die Situation. Am Arbeitsplatz blieb man zwar ‚Kollega', aber man ging sich, so gut es ging, aus dem Weg. Die Spannungen waren dort wenig spürbar, doch der Krieg hat unser Verhältnis verändert; man redet nicht mehr so persönlich miteinander, im privaten Bereich trennten sich die Lebenswelten zwischen uns Kroaten, den Serben und den Muslims immer mehr. Wir hatten mit ihnen keinen Kontakt mehr, gehörten anderen Nationalitäten an. Ein Hauptgrund, dass man sich immer mehr verschieden fühlte, war sicher die Religion."

Damit verstärkte sich eine Tendenz, die schon in den ersten Jahren nach der Ankunft in Altach das persönliche Beziehungsgeflecht der katholisch-kroatischen Familie geprägt hatte: Persönliche Kontakte zu den islamischen Arbeitsmigranten waren so gut wie keine vorhanden. *„Die Kinder spielten zwar miteinander, aber wenn ein Erwachsener aufgetaucht ist, verschwanden die türkischen Frauen sofort in der Wohnung. Man wohnte Tür an Tür, doch miteinander zu tun, das hatte man eigentlich nicht."*

Die Frage nach seiner heutigen Identität beantwortet Herr Baricevic folgendermaßen: *„Durch den Krieg ist meine jugoslawische Identität zerbrochen. Ich bin einerseits immer mehr zum Kroaten geworden. Aber nach dreißig Jahren im Ausland wird einem die Fremde immer mehr zur Heimat. Heute bin ich mehrheitlich Österreicher, fühle mich als Altacher, obwohl ich einen kroatischen Pass habe. Ich besitze ein kleines Haus in Bihac, in dem meine Mutter lebt. Würde ich die österreichische Staatsbürgerschaft annehmen, müsste ich es verkaufen."*

Der Traum von der Rückkehr in die ursprüngliche Heimat wurde – schon vor dem Krieg – trotz des Hauserwerbes in Bihac durch mehrere Faktoren immer unwahrscheinlicher: Die Kinder, die einen österreichischen Pass besitzen und in Altach aufwuchsen, hatten wenig Lust, nach Bosnien umzusiedeln: *„Nach zwei Wochen Urlaub bei den Tanten und der Oma in*

Bihac wollten sie zurück. Sie wollten nach Hause, und ihr Zuhause, das war Altach. Mir selbst behagte das kommunistische System nicht. Vor allem die Einkaufsmöglichkeiten hier in Vorarlberg beeindrucken mich. Materiell war es doch kein Vergleich zur meiner Ursprungsheimat, hier hatte man einfach ein besseres Leben. Nach der Pensionierung zurückzugehen konnte ich mir vorstellen – dann kam der Krieg. Und heute ist die wirtschaftliche Lage in Bihac sehr, sehr schlecht. Ein Bekannter von mir arbeitete bei einer serbischen Firma und erhält deshalb heute sieben (!) DM Pension, meine Schwester bekommt nach dem Tod ihres Mannes 130 DM Pension. Wir werden wohl dableiben, in unserer neuen Heimat."

Dass die zweite Generation den Bezug zur kroatischen Herkunft nicht völlig verliert, verhindert die sprachliche Kommunikation innerhalb der Familie: Die Kinder sprechen zuhause mit den Eltern aus Prinzip kroatisch, untereinander jedoch deutsch. Heute verbessert der Enkel seinen Opa, wenn er im Deutschen einen Grammatikfehler macht: *„Da ich nie einen Sprachkurs besucht habe, mache ich im Satzbau Fehler. Dann sagt er: Opa, das heißt doch nicht so, du musst das so sagen."*

Während die Eltern die kroatische Messe, die alternierend in verschiedenen Gemeinden des Landes abgehalten wird, besuchen, nehmen die Kinder an der deutschsprachigen Messe in Altach teil.

In die Schul- und Berufsausbildung der Kinder wurde viel investiert. Vlado und Robert besuchten eine Höhere technische Lehranstalt, Mario absolvierte eine Lehre bei Collini. *„Wenn ihr hier etwas werden wollt, dann müsst ihr ‚schaffa', haben wir ihnen gesagt. Dass das Arbeitstempo hier viel schneller als in Jugoslawien ist, haben wir im Urlaub immer wieder festgestellt. Ich habe es fast nicht ausgehalten, wenn ich zugeschaut habe, wie langsam die gearbeitet haben. Aber im dortigen System war es auch egal. Viele aus meinem Bekanntenkreis haben das Arbeitstempo hier in Vorarlberg nicht ausgehalten. Die gingen zurück nach Kroatien."*

Iwan Baricevic, der mit seiner Familie den mühsamen Weg der Integration augenscheinlich geschafft hat, fühlen sich heute *„fast wie ein Österreicher"*. Der großer Anpassungsdruck hat dazu geführt, dass er seine

Lebensgewohnheiten im Laufe der letzten einunddreißig Jahre immer mehr den Einheimischen angepasst hat.

Die vermehrt auftauchenden fremdenfeindliche Äußerungen verdrängt er: *„Ich ignoriere sie, denn sie treffen mich nicht persönlich. Die Altacher kennen und grüßen mich. Ich kann verstehen, dass es Abwehrreaktionen gegen die Fremden gibt. Nach uns sind einfach zu viele gekommen. In der Schule zum Beispiel haben sie zum Teil fast die Mehrheit. Das muss Unmut bei den Einheimischen geben. Das ist überall so."*

„Die Fabriksarbeit entspricht nicht meiner Schulbildung"

„Pension ich verbringen in der Türkei, denn ich haben gebaut Haus in İstanbul. Doch wer können das jetzt schon wissen. Ich haben geglaubt, werde bleiben vielleicht zwei, drei Jahre in Vorarlberg, dann ich gehen zurück. Doch jetzt ich schon siebenundzwanzig Jahre hier, länger als ich gelebt habe in der Türkei!" **Hümmet Gürleyen** (Jahrgang 1949) hat noch den Vorsatz, seinen Lebensabend in seinem Heimatland zu verbringen. Doch er weiß, wie schwer es sein wird, diese Absicht in die Tat umzusetzen: *„Die Kinder (sind) hier aufgewachsen, die Enkelkinder leben in Altach, so leben ich und meine Frau in zwei Welten: Fünfzig Prozent Türkei, fünfzig Prozent Österreich."*

Am 11. Juni 1971 traf Hümmet Gürleyen in Altach ein. Ein Onkel hatte ihm den Weg geebnet und die Übersiedelung vorbereitet. Er war damals zweiundzwanzig Jahre alt, hatte die achtzehnmonatige Militärzeit hinter sich und ließ eine Frau mit zwei Kindern in Sinop am Schwarzen Meer zurück. Der Schritt, Arbeitsmigrant zu werden, fiel ihm schwerer als anderen Landsleuten: Er hatte eine fundierte Ausbildung als Bürokaufmann hinter sich und wusste genau, dass er im Ausland keine adäquate Arbeit erhalten würde. Doch für ein paar Jahre war er bereit, für *„eine bessere Zukunft in der Fabrik zu arbeiten"*. Der erste Arbeitstag führte ihm seine neue Existenz rasch vor Augen: *„Komme sieben Uhr in der Früh in Altach an, mein Onkel gehen noch am gleichen Tag mit mir zur Textilfirma Karl Weber und ich sofort dort arbeiten."* Der Arbeitgeber

war mit dem Neuankömmling sehr zufrieden. Bis auf eine ganz kurze Unterbrechung blieb er dort beschäftigt. Nach zwei Jahren holte er seine Frau mit den Kindern aus der Türkei nach. *„Wir wollten Geld verdienen, also musste auch sie in der Fabrik arbeiten. Zwei, drei Jahre wir arbeiten gleiche Schicht, dann Gegenschicht wegen der Kinder. Wir hatten vier Kinder und da war Gegenschicht notwendig, aber nicht immer einfach."*

Hümmet Gürleyen 1999

Viele Einzelheiten seiner Lebensgeschichte unterscheiden sich nicht von den Berichten der anderen Zuwanderer: Die Schilderung der ersten Wohnung, die Sprachschwierigkeiten und die allmähliche Anpassung an viele Lebensgewohnheiten der Umgebung.

„Heute", so seine Tochter Meryem, *„vermisst er die Sauberkeit und die Ordentlichkeit in Sinop und in İstanbul. Nach zwei, drei Wochen Aufenthalt bei der Verwandtschaft denkt er bereits an Altach zurück. Bei mir ist es noch stärker: Eigentlich lebe ich in zwei Welten. Die Heimat auf dem Papier ist schon noch die Türkei, weil dort viele Verwandte leben, aber ich habe hier in Altach mein Zuhause, meine Arbeit und Freundinnen. Da will man wieder zurück. Es ist schwer zu sagen, wohin man gehört. Ich will – wie mein Vater und mein Mann – die türkische Staatsbürgerschaft behalten, meine Kinder können jedoch wählen, ob sie einmal die österreichische Staatsbürgerschaft annehmen wollen oder nicht."*

Meryem lebt seit ihrer Geburt im Jahre 1978 in Altach. Für ihren Vater, der selbst zwölf Jahre lang die Schule besucht hatte, war es selbstver-

ständlich, dass auch die Töchter eine weiterführende Schulausbildung erhalten sollten. *„Dass in türkischen Familien die Mädchen einer stärkeren sozialen Kontrolle und daher einem stärkeren Druck unterworfen sind als die Buben, ist sicher richtig. Aber ich habe mir meinen Mann selbst ausgesucht, ich habe meinen Vater vor vollendete Tatsachen gestellt. Die Normen der Väter sind in der zweiten Generation, die hier aufgewachsen ist, nicht mehr so ohne weiteres durchsetzbar. Natürlich gibt es da Konflikte, doch die sind von Familie zu Familie verschieden stark."* Sie betont, dass sie relativ „frei" aufgewachsen sei.

Ihr Vater bezeichnet sich *„als nicht sehr strengen Moslem"*. Da es in Altach keine Moschee gibt, besucht die Familie Gürleyen die Moschee in Hohenems. Selbstverständlich haben die Kinder den islamischen Religionsunterricht besucht und dort *„ein wenig den Koran zu lesen gelernt"*. Aber die Religion steht im Alltagsleben dieser Familie nicht im Vordergrund. *„Ich bin Moslem, wie du Katholik. Wir haben viele Wurzeln gemeinsam."*

Hümmet Gürleyen ist sich dessen bewusst, dass seine offenere und tolerantere Haltung den Einheimischen gegenüber nicht von allen Landsleuten geteilt wird, doch nach fast dreißig Jahren Aufenthalt in Altach ist es für ihn eine Selbstverständlichkeit, *„mit den Nachbarn in Frieden leben zu wollen und sich gegenseitig zu verstehen"*. Sein weiterer Freundeskreis beschränkt sich heute auch keineswegs mehr nur auf Landsleute. *„Ich kenne(n) im Dorf viele Leute und sie kennen mich. Probleme wir haben keine miteinander, der Umgang (ist) ganz normal. Im Gasthaus und auf dem Fußballplatz wir sitzen nebeneinander."*

In diesen dreißig Jahren haben sich in einem langwierigen Integrationsprozess viele kulturelle Annäherungsschritte vollzogen. Eine Identitätsproblematik ist vor allem bei der zweiten Generation vorhanden: Das Land der Mütter und Väter ist in einem hohen Maße schon „fremd" geworden, jedoch zu einer völligen Integration – oder gar Assimilierung – im Geburtsland ist es noch nicht gekommen. Vor allem das Heiratsverhalten der Mädchen mit türkischer Abstammung ist noch völlig bestimmt vom Elternhaus. Auch in der Familie von Hümmet Gürleyen

haben die Mädchen einen türkischen Partner geehelicht: *„Das ist bei all meinen Freundinnen so. Bei manchen hat der Vater noch den Mann ausgesucht. Das ist Tradition so, aber das lassen sich nicht mehr alle gefallen. Ich habe meinen Mann selbst ausgesucht, aber selbstverständlich habe ich keinen ‚Einheimischen' genommen. Wir sind beide hier geboren, haben aber unseren türkischen Pass behalten. Wir stehen mittendrin: Man steht zwischen zwei Kulturen. Einfach ist es sicher nicht"*, meint Meryem Gürleyen, *„besonders für Mädchen nicht. Mein Bruder hat es in vielem einfacher."*

Eine besondere Rolle bei der Integration spielt für ihren Bruder Önder der Sport. Als begeisterter Fußballspieler hat er seit frühesten Kindertagen an mit seinen Spielgefährten engen Kontakt gehabt. *„Auf der Straße und auf dem Sportplatz, da hat er immer deutsch sprechen müssen. Zuhause türkisch. Aber er spricht schlecht türkisch, die Mädchen sprechen viel besser."*

Eine nicht überhörbare Sorge klingt bei Hümmet Gürleyen an: Werden sich seine Enkel und Urenkel mit ihrem Großvater/ihrer Großmutter oder Urgroßvater/Urgroßmutter beziehungsweise den anderen Verwandten noch auf Türkisch unterhalten können? Und da seine Nachkommen hier in Vorarlberg leben und hier ihren Lebensmittelpunkt haben, weiß er ganz genau, wie schwer es ihm fallen wird, tatsächlich bei Erreichung des Pensionsalters mit seiner Frau wieder in die Türkei zurückzukehren.

Önder Gürleyen hat sich als Tormann beim SC Rheindorf Altach etabliert und damit soziale Anerkennung erworben. Zumindest auf dem Sportplatz ist das Gastarbeiterkind voll akzeptiert und als Altacher anerkannt.

Die erste Generation hat es immer am schwersten: Sie muss um die Anerkennung der „Einheimischen" kämpfen, sie hat gegen Vorurteile anzukämpfen, sie hat die Aufbauarbeit zu leisten. Alle Befragten haben sich in den ersten Jahren ihrer Anwesenheit in Altach diesem Druck ausgesetzt gefühlt. Nur wenige waren deshalb auch bereit, freimütig über jene persönlichen Verwundungen zu sprechen, die von offenen oder unterschwelligen Diskriminierungen herrühren.

Die harten Anfangsjahre erscheinen rückblickend in einem milderen Licht. *„Ganz schlecht ist es uns nicht ergangen, sonst wären wir ja – wie viele andere – wieder zurückgekehrt. Man hat sich durchbeißen müssen, aber das wäre anderswo auch so gewesen. Neuankömmlinge werden kritisch betrachtet. Erst wenn wieder neue kommen, haben es diejenigen, die schon länger da sind, etwas leichter. Am Anfang fühlt man sich schon etwas fremd, doch allmählich wird man zum Altacher, zur Altacherin, weil man ja hier lebt und sein Heim und damit seine Heimat hat"*, so Herr Czizegg, dessen Meinung in dieser Hinsicht als durchaus repräsentativ gelten kann. Zumindest die ökonomischen Hoffnungen, die mit der Übersiedelung in den so genannten „goldenen Westen" verbunden waren, haben sich bei den meisten, die geblieben sind, weitgehend erfüllt:

Entgegen dem Vorwurf der Nicht-Integrierbarkeit beziehungsweise der Integrationsverweigerung gewöhnten sich auch „jugoslawische" und türkische Familien an das Leben der Mehrheitsbevölkerung. Die Konsumgewohnheiten, die Wohnkultur und das Freizeitverhalten wurden allmählich übernommen, und heute gehören sie ganz selbstverständlich zum Erscheinungsbild des Dorfes, das sich durch die Arbeitszuwanderung in den letzten Jahrzehnten in seiner Bevölkerungsstruktur von Grund auf geändert hat. Viele Zugezogene versuchen ihren Kindern die kulturellen Ursprungswurzeln mit auf den Lebensweg zu geben und damit das „Altachersein" und die damit zusammenhängende Identität zu bereichern.

Zuerst erschienen in
Rudolf Giesinger / Harald Walser (Hg.): Altach – Geschichte und Gegenwart, Band 2. Altach 1999, S. 231-257.

Tosters

„Zunächst hat man uns angeschaut, als wären wir bunte Hunde..."

Was lange Zeit in der „alemannozentrischen" Geschichtsschreibung heftig umstritten gewesen ist, gilt heute beinahe als Gemeinplatz: Vorarlberg zählt seit der Mitte des letzten Jahrhunderts zu den bedeutendsten Industrieregionen Österreichs, und parallel dazu entwickelte es sich zum Arbeitszuwanderungsland.[1] Verschiedene zeitlich gestaffelte Zuwanderungswellen rückten dabei in den letzten Jahren in den Blickpunkt der Zeitgeschichtsforschung: Einen besonderen Schwerpunkt bildeten zum Beispiel die italienisch sprechenden Tiroler und Tirolerinnen aus dem Trentino, die von etwa1870 bis zum Ersten Weltkrieg für den Einsatz in der Textilindustrie, im Baugewerbe und bei Verkehrsbauten wie der Arlbergbahn ins Land geholt wurden.[2] Während des Zweiten Weltkriegs kamen nach dem Hitler-Mussolini-Abkommen (1939) Tausende Südtiroler(innen) sowie Fremd- und Zwangsarbeiter(innen) aus den verschiedensten Ländern nach Vorarlberg. Danach begaben sich im Zuge einer österreichischen Binnenwanderung Arbeitsmigranten und -migrantinnen aus den anderen Bundesländern in den „goldenen Westen". Und schließlich wurden auf Betreiben vor allem der heimischen Textilfabrikanten in

---

[1] Vgl. Thurner, S. 16.

[2] Siehe Burmeister/Rollinger.

den sechziger Jahren die sogenannten „Gastarbeiter(innen)" aus Ex-Jugoslawien und aus der Türkei ins „Textilland" Vorarlberg geholt.[3]

Im Gegensatz zu diesen mittlerweile recht gut erforschten Zuwanderungswellen behandelte die Regionalgeschichtsschreibung den Zuzug der „Reichsdeutschen", „Volksdeutschen", Sudetendeutschen und Heimatvertriebenen bisher stiefmütterlich. Deshalb wurden für diesen Aufsatz gerade aus diesem Bereich exemplarische Biografien ausgewählt.

Der von den Nationalsozialisten angestrebte Eroberungskrieg veränderte auch die heimische Wirtschafts-, Sozial- und Bevölkerungsstruktur nachhaltig. Die Umstellung der Textilbetriebe auf kriegsbedingte Rüstungsproduktion führte zu einer Diversifikation der Industrieproduktion; eisen- und metallverarbeitende Betriebe siedelten sich an und wurden zu einem wichtigen Faktor in der heimischen Wirtschaft. Vorarlberg war für die Nachkriegszeit gut gerüstet.[4]

Bei der Frage, wie Neuankömmlinge aufgenommen wurden, sei eine generelle Anmerkung erlaubt: Alle hatten als „Landfremde" zunächst mit den im Lande vorherrschenden ideologischen Grundmustern zu kämpfen. Bei den dominierenden konservativen Eliten setzte sich die Vorstellung vom eigenständigen, katholischen und „alemannischen Ländle" durch. Die Ideologen dieses „Alemannen-Mythos" schürten gezielt die Angst vor der „Überfremdung" und setzten ihn zur politischen Machterhaltung ein.[5] Erst in jüngster Zeit ist ein gewisser Wandel feststellbar: Allmählich setzt sich die Erkenntnis durch, dass die Vorarlberger(innen) kein einheitliches „Volk", sondern eine Ansammlung unterschiedlichster Einzelpersonen, Gruppen und Grüppchen sind. Ex-Landeshauptmann Purtscher hat sich im September 1993 beim großen Zuwandererfest in Bregenz zum Beispiel in aller Form bei den in den letzten hundert Jahren eingewanderten Vorarlbergern für die erlittene Unbill entschuldigt.

---

[3] Siehe Greussing, 100 Jahre „Gastarbeit" in Vorarlberg.

[4] Vgl. Walser, Bombengeschäfte, S. 271.

[5] Siehe Barnay, Die Erfindung des Vorarlbergers, und Bundschuh: Mentalität, Identität, Integration.

Manchmal verwenden Politiker in Sonntagsreden noch den Topos vom „alemannischen Volk" und in „populären" Publikationen wird dieses Klischee vereinzelt noch beschworen. Zwar ist die These von der „alemannischen Abstammung" der Vorarlberger demographisch längst überholt – immerhin ist der Bevölkerungszuwachs in Vorarlberg seit Jahrzehnten zum großen Teil der Zuwanderung aus anderen Bundesländern und Staaten zu verdanken –, aber die Grenze zwischen der alemannischen und der bajuwarischen Mundart, die zum Teil am Arlberg, zum Teil nur wenig jenseits davon verläuft, eignet sich bis heute, um daraus eine „Volkstums"-Grenze zu konstruieren. Im neuen Jahrtausend wird der Bevölkerung jedoch zunehmend ein neues Identifikationsmodell angeboten: die „Euregio Bodensee". [6]

Nach der Überwindung der unmittelbaren Nachkriegsnot benötigte die heimische Industrie vermehrt Arbeitskräfte. Schließlich genügte die innerösterreichische Arbeitsmarktbinnenwanderung nicht mehr: Arbeitskräfte fehlten zunächst vor allem in der Baubranche, denn für gewisse manuelle Hilfsarbeiten ließen sich immer schwerer einheimische Arbeitskräfte finden. Deshalb wurden zusehends ausländische Arbeitnehmer angeworben. Die Sozialpartner einigten sich schließlich auf sogenannte „Kontingentierungsvereinbarungen" für „Fremdarbeiter".

Von allen wurde gefordert, sich anzupassen. Junge, belastbare und fügsame Arbeitskräfte waren gewünscht, die bei Nicht-Bedarf wieder ins Ursprungsland zurückgeschickt werden konnten. Dies hatte weitgehende Auswirkungen auf deren Lebensperspektive und Integrationsbemühungen. Die Mehrheit der Arbeitsmigranten und Arbeitsmigrantinnen liebäugelte zunächst mit einer Rückkehr, doch mit der Länge des Aufenthalts und mit der Nachholung der Familien beziehungsweise mit der Eheschließung im Zuwanderungsland veränderten sich ihre Lebenspläne.

All diese Entwicklungen lassen sich auch in Tosters nachzeichnen. Anhand ausgewählter Lebensläufe sollen wesentliche Aspekte von „Zuwandererbiografien" aufgezeigt werden. Einige wenige methodische

---

[6] Siehe dazu Barnay, Vorarlbergs Sonderfahrt durch die 2. Republik.

Hinweise seien gestattet: Dieser Aufsatz setzt sich nicht zum Ziel, eine quantifizierende Analyse der Zuwanderung in Tosters nach 1945 zu geben. Vielmehr sollte im Rahmen eines kleinen Oral-History-Projektes der Frage nachgegangen werden, welche Motive und Faktoren dazu geführt haben, dass Personen aus verschiedenen Ursprungsländern sich im Zeitraum von 1940 bis in die sechziger Jahre in Tosters niedergelassen haben. Was die Zahl betrifft, ist der Personenkreis ist überschaubar.

Dass dann in den siebziger und achtziger Jahren eine besonders starke Bevölkerungszunahme eintrat, zeigt ein Blick auf die Bewohner der BUWOG-Wohnungen: Hier sind Eisenbahner – vor allem aus Tirol –, Postangestellte und Angestellte des Landeskrankenhauses Feldkirch zu finden, die in diesem Zeitraum zugezogen sind. Dazu eine Statistik: Von 1983 bis 1986 wies Feldkirch-Stadt ein Minuswachstum auf (- 5 Personen), ebenso Levis (- 41) und Altenstadt (- 67). Tisis wuchs um 60 Einwohner an, Gisingen um 128, Nofels um 146. Der Zuwachs in Tosters aber betrug in diesem Zeitraum 351! 1983 wohnten hier 3.917 Menschen, drei Jahre später bereits 4.266.[7]

„Alte" Zuwanderer und Zuwanderinnen sind die Ausnahme. Jene, die bereits in den vierziger Jahren zugezogen sind, lassen sich an den berühmten fünf Fingern abzählen.

Im Gegensatz zu anderen Gemeinden – etwa Bregenz, Dornbirn oder Rankweil – kam während des Zweiten Weltkriegs nur eine sogenannte „Optantin" aus Südtirol nach Tosters: Frau Ida Weigl.[8]

---

[7] Amt der Stadt Feldkirch, S. 22.

[8] Frau Ida Weigl, wohnhaft Riedteilweg 8. Gespräch am 5. September 2000. Zur Options-Geschichte siehe die Arbeiten von Gebhard Greber.

„Den Schülern müsste man heute mehr von der Südtiroler Geschichte erzählen ..."

Ida Weigl geb. Pöder wurde im letzten Jahr der Monarchie (1918) in St. Nikolaus im Ultental (Provinz Bozen) auf einem Bauernhof, der heute noch existiert, geboren. Sie wuchs in einer kinderreichen Familie auf: Sie hatte dreizehn Geschwister (sieben Schwestern, sechs Brüder) und war das siebente Kind dieser Großfamilie. Ihr Vater stammte aus einer Kleinbauernfamilie und hatte nur zwei Kühe geerbt. Mit harter Arbeit schaffte er den sozialen Aufstieg, und schließlich waren auf dem Pöder-Hof zwanzig Kühe zu versorgen.

Ida Weigl 1998

Die Italienisierungspolitik der Mussolini-Faschisten in den zwanziger und dreißiger Jahren hat auch bei dieser deutsch sprechenden Südtirolerin tiefe biografische Spuren hinterlassen. Ein unvergessliches Schlüsselerlebnis war für sie, dass sie mit ansehen musste, wie Carabinieri unbarmherzig Schüler mit weißen Strümpfen zusammenschlugen: Die Farbe der Strümpfe signalisierte, dass sie „deutschnational" gesinnt waren. *„In der Schule durften wir nicht Deutsch*[9] *reden. Das war überhaupt verboten. Nicht einmal in der Volksschule durften wir in der Pause deutsch sprechen, nur das Italienische*

[9] Ihre Südtiroler Mundart ist bei Wörtern wie „Deutsch" noch deutlich erkennbar: „Deitsch".

war erlaubt. Die Lehrer haben aufgepasst, dass wir uns daran gehalten haben. Ich bin sieben Jahre lang in eine italienische Schule gegangen[10] *und habe dort jeden Tag einen italienischen Aufsatz geschrieben. Wenn ich einen Fehler gemacht habe, dann hat der Lehrer mich vor der ganzen Klasse an den Pranger gestellt! Ich habe viel Angst gehabt in dieser Schule!*

Deutsch schreiben habe ich erst bei den Kindern in Tosters gelernt. Als sie in die Schule gingen, habe ich alle Aufsätze immer mitgeschrieben. Ich habe diese Erlebnisaufsätze geliebt. So habe ich in meiner Muttersprache über diesen Weg schreiben gelernt. Einmal hat der Lehrer ins Hausübungsheft meines Sohnes geschrieben: 1, aber nicht selber gemacht!"

Einen besonderen Stellenwert in ihrer Erzählung nimmt die Geschichte von ihrem Bruder Josef ein: Wie es in kinderreichen katholischen Familien nicht unüblich war, wurde ein Kind Pfarrer. So auch bei Pöders. Dieser Bruder geriet nun bei den faschistischen Behörden in Verdacht, den Kindern in einer „Untergrundschule" Deutschunterricht zu geben. Außerdem habe er in einem Brief an seine Schwester, die sich in Österreich aufhielt, angedeutet, *„was auf der Seiseralm in unserer Heimat vorkommt"*.

Josef Pöder war Lehrer in einer „Katakombenschule"[11]. Kanonikus Michael Gamper hatte die Südtiroler zur Selbsthilfe im Kampf gegen die Mussolini-Regierung aufgerufen: Den Italienisierungsbestrebungen der Faschisten sollte durch Privatschulen und Hausunterricht entgegengewirkt werden. Die Durchorganisierung dieser deutschen Notschulen

---

[10] Klingt wie „gegingen".

[11] „Was soll nun geschehen? Sollen wir mit dem Verluste der deutschen Schulen auch das deutsche Volkstum verlieren? Die heutigen Machthaber wollen es. [...] Unser Volk wird es zu verhindern wissen. Wir müssen es halt den ersten Christen nachmachen. Als sie vor den Verfolgungen nicht mehr sicher waren, in den öffentlichen Tempeln ihren Gottesdienst zu halten, zogen sie sich an den häuslichen Herd zurück. [...] Als die Verfolger auch dort hindrangen, nahmen sie zu den Toten in den unterirdischen Gräbern, in den Katakomben, ihre Zuflucht." Seberich, Südtiroler Schulgeschichte, S. 83.

erfolgte seit 1925 und sollte der Südtiroler Jugend eine Grundausbildung in ihrer Muttersprache sichern. Ungefähr jedes sechste schulpflichtige Kind erhielt auf diese Weise im Schnitt zwei Unterrichtsstunden pro Woche. Die „Katakombenschulen" mussten im Geheimen agieren und wurden von den Behörden verfolgt.

Die italienischen Behörden klagten den Bruder von Frau Weigl „wegen Hochverrats" an. Seine Schwester dazu heute: *„Deshalb verhafteten sie meinen Bruder im Spätherbst des Jahres 1937. Nach drei bis vier Monaten im Gefängnis wurde er schließlich freigesprochen und wieder freigelassen. Aber diese Geschichte war für mich besonders schlimm: Damals bin ich in einen Holzhändler namens Franz verliebt gewesen. Er ist die große Liebe meines Lebens geblieben. Aber weil er nicht fromm gewesen ist, ist mein Bruder gegen diese Verbindung gewesen. Er hat um mein Seelenheil gefürchtet. Der Franz ist nämlich nicht in die Kirche gegangen. Und als mein Bruder verhaftet worden ist, haben alle geglaubt, dass der Franz ihn verraten habe. Viel später ist mein Bruder dann zu mir gekommen und hat gesagt: ‚Ida, jetzt weiß ich, dass dein Franz unschuldig ist, ich kann dir jedoch nicht sagen, wer mich verraten hat.' Für mich kam dieses Geständnis zu spät: Wegen diesem Verdacht konnte ich Franz nicht heiraten."*

Die schriftliche Wiedergabe eines solchen Gespräches blendet die emotionale Ebene weitgehend aus: Die Tonbandaufnahme belegt jedoch, wie stark die Fragen des Historikers das Innere der Befragten aufwühlen: Sie holt ein Foto, auf dem ein junger Mann abgebildet ist: *„Das ist mein Franz! Ein schneidiger Mann, nicht wahr? Wer weiß, was geschehen wäre, wenn wir geheiratet hätten! Mein Bruder Josef, der Pfarrer, hatte immer irgendwie ein schlechtes Gewissen, dass er mir den Franz ausgeredet hat, weil er kein Kirchgänger war."*

Der katholische Hintergrund dieser Bauernfamilie beeinflusste eine weitere Lebensentscheidung Ida Pöders: Nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs besuchte sie für vier Monate die Haushaltungsschule in Innsbruck. Danach wurde sie schwanger: *„Meine Eltern durften von dieser Schwangerschaft nichts wissen. Ein lediges Kind war damals eine fürch-*

terliche Schande. Vor allem für meine religiöse Mutter war ein lediges Kind ein Problem. Und ich musste auch an meinen Bruder, den Pfarrer, denken. Sonst wäre ich im Südtirol geblieben. Aber als Schwester eines Pfarrers konnte ich mit dieser `Sünde` nicht bleiben, denn der Vater des Kindes – ein Bayer bei der Umsiedlungsstelle in Meran – wollte zunächst nicht heiraten. Also war für mich eine Entscheidung klar: Ich optierte für Deutschland. Meine Schwangerschaft hat entschieden, dass ich ins Reich gekommen bin, nicht meine politische Überzeugung. Nach der Geburt des Kindes habe ich ihn 1942 doch noch geheiratet.

Mein Vater war zwar für Deutschland, aber er sagte, er gehe nur, wenn er einen neuen Hof bekommt. Schließlich blieben er und fast alle meiner Geschwister im Südtirol."

Nach Vorarlberg kam Frau Weigl-Pöder über Vermittlung einer Schwester, die seit 1939 in Feldkirch angesiedelt war. Diese Schwester hatte nicht weniger als elf Kinder, neun Buben und zwei Töchter. Sie suchte für die schwangere Ida eine Arbeitsstelle: *„Über Innsbruck bin ich so 1941 nach Vorarlberg in die Metzgerei und Wirtschaft vom Stengele gekommen. Ich war Arbeit gewohnt, aber dort musste ich von sieben Uhr in der Früh bis zehn Uhr nachts in der Wirtsstube stehen. Bis zwei Tage vor der Geburt, denn ich habe meine Schwangerschaft verheimlicht. Dann wurde ich Köchin im Hotel Bären. Dort ist es mir viel besser gegangen, da ich als Köchin Anspruch auf eine geregelte Freizeit hatte. Nach der Arbeit im Bären konnte ich zu meinem Kind, das von der Schwester betreut wurde. Dort konnte ich es stillen."*

Das letzte Kriegsjahr erlebte Ida mit ihrem Mann Josef (Jg. 1899) in Luxemburg. Dieser hatte dort eine Hühnerfarm übernommen. Bei Kriegsende flohen sie völlig mittellos mit zwei kleinen Kindern wieder nach Feldkirch. In Levis fand die nun vierköpfige Familie eine mehr als bescheidene Unterkunft: Sie musste mit einem winzigen Zimmer auskommen.

Da ihr Mann aus Bayern stammte, galt sie als „Deutsche". Doch als Südtirolerin durfte sie nach 1945 bleiben. Auch ihr Mann erhielt eine Aufenthaltsbewilligung. Ausgesprochene Hungerjahre folgten: *„Mein*

Gott, war ich dünn! Und arm waren wir! Ende 1945 musste ich um ein Gitterbett ansuchen. Ich habe aber keines bekommen! Unsere Not war wirklich groß!"

Der Umzug von Levis nach Tosters verbesserte die Wohnsituation nicht wesentlich: 1946 kam sie in Untermiete zu *„einem Nazi". „Dieser hat uns schikaniert, wo er nur konnte. Wir lebten in tristen Wohnverhältnissen. Er unten, wir im oberen Stock. Das Wasser mussten wir im Garten holen. Steile Treppe hinauf, Treppe hinunter. Ich holte das Wasser in Kübeln und schleppte das Brennholz hinauf. Gesundheitlich ging es mir damals sehr schlecht, ich hatte es auf der Galle. Außerdem war ich wieder schwanger, obwohl der Frauenarzt gesagt hatte, ich könnte in meiner Verfassung nicht schwanger werden! Dieses dritte Kind kam im November 1947 zur Welt. So, wie wir lebten, war es wirklich eine Katastrophe!"*

Eine entscheidende Veränderung brachte der Umzug in das Siedlungshäuschen im Riedteilweg. *„Im Mai vor 52 Jahren sind wir eingezogen. Ich war nie in meinem Leben glücklicher, als an jenem Tag, als ich diese Wohnung erhalten habe. Eine Wohnung mit Klo und fließendem Wasser! Aber ich werde auch nie vergessen, wie brutal der Bürgermeister war: Er sagte, wir dürften nicht in diese Wohnung, die der Stadt gehörte. Wir hätten keinen Platz in dieser Siedlung! Aber es hat dann doch noch geklappt. Wie war ich froh! Wir zahlten S 1000.– Miete. Für uns war es viel Geld. Zwei Matratzen, ein Tisch und zwei Stühle – das war zunächst unser ganzes Mobiliar. Doch dann ging es aufwärts, stetig aufwärts. Ich habe alles selber genäht, alles selber gemacht."*

In dieser Siedlung lebten nur kinderreiche Familien. Dadurch entstand auch ein Netzwerk an gegenseitiger Hilfe und Solidarität. Alle waren froh, hier untergekommen zu sein und triste Wohnverhältnisse hinter sich gelassen zu haben. In der Siedlung entwickelte sich eine informelle „Hausordnung", die bis heute das Gemeinschaftsleben prägt.

Idas Mann arbeitete im Steinbruch Nofels. Zusammen hatten sie drei Kinder (Werner Jg. 1942; Wilfried Jg. 1944 und Brigitte Jg. 1947). Beim Tod ihres Mannes vor 24 Jahren merkte sie, wie schlecht er versichert

gewesen war. Dies auch deshalb, *„weil er in ledigen Jahren ein Weltenbummler und nicht versichert war. Heute muss ich von einer geringen Rente leben. Aber es geht schon. Wenn ich an die schwierigen Anfangsjahre hier in Tosters denke, dann bin ich heute zufrieden. Man muss halt schauen, dass man selber weiterkommt. Ich habe mir alles selber geschaffen. Geschenkt bekommt man im Leben nichts."*

Nein, nach Italien habe sie nie zurück gewollt. Sie ist der Überzeugung, dass ihre Heimat Südtirol zu Österreich gehören sollte. *„Das wäre gut. Hier in Tosters habe ich mich nie fremd gefühlt, hier wurde ich nie als Fremde behandelt."* Dennoch: Ganz vergessen hat sie ihr „Südtirolertum" nicht. *„Wenn ich ehrlich bin: Ich habe zwei Heimaten. Südtirol und Vorarlberg. Nur kein Deutschlandgefühl, obwohl mein Mann aus Bayern stammte. Was bei den Nazis passiert ist, hat mich zutiefst abgestoßen. Zu Österreich bekenne ich mich, zu Deutschland nicht."*

Die Verbindungen zur Ursprungsheimat hält sie aufrecht. Ein Bruder bewirtschaftet den elterlichen Hof in St. Nikolaus, und eine Schwester, die von ihr regelmäßig besucht wird, lebt in Meran. *„Kurzfristig habe ich heute noch Heimweh. Besonders im Oktober/November wegen des Nebels. Zum ersten Mal bin ich im Jahre 1959/60 wieder heim gefahren. Dann habe ich jedes Jahr meine Eltern besucht. Gefahren bin ich zur Ernte im Herbst. Denn dann konnte ich Äpfel für den Winter mitnehmen. Während des Jahres konnten wir uns ja keine leisten! Aber ein richtiges Verlangen ins Südtirol zurückzukehren, hat es bei mir nicht gegeben."*

Frau Ida Weigl fühlt sich heute *„vor allem als Tostnerin"*. Das übrige Vorarlberg kennt sie kaum. *„Wegen der vielen Arbeit konnte ich nicht herumreisen. Den Bregenzerwald würde ich schon gerne einmal sehen. Und wenn Sie mich nach meiner Heimat fragen: Meine eigentliche Heimat ist mein Haus, in dem ich jetzt lebe."*

Im Gegensatz zu Optanten und Optantinnen in jenen Orten, in denen durch den Bau von „Südtirolersiedlungen" gewisse Ghettoisierungseffekte entstanden und Abwehrreaktionen „der Einheimischen" auszumachen sind, musste Frau Weigl nur wenig Diskriminierung erfahren. *„Die Menschen hier in Tosters waren zu mir als Südtirolerin angenehm.*

Nur mein Sohn Werner hatte es in der Schule zunächst nicht ganz einfach. Besonders ein Mädchen sagte, mein Sohn sei ein fremdes Kind und hat ihn regelrecht traktiert. Da bin ich zu Schulleiter Schöch gegangen. Er und auch der Pfarrer haben darauf geschaut, dass mein Sohn dann in Ruhe gelassen wurde. Es hat auch funktioniert."

Ida Weigl schließt ihre Erinnerungen mit einem Appell ab: *„Die heutigen Schüler sollten über die Option viel besser aufgeklärt werden! Sie haben ja überhaupt keine Ahnung mehr, wie es damals gewesen ist. Einfach war das alles nicht!"*

Einfach war auch das Schicksal jener nicht, die auf Grund der unmittelbaren Kriegseinwirkungen oder von Kriegsfolgen ihre Heimat verlassen mussten und schließlich in Tosters landeten.

„Vielleicht waren wir etwas kosmopolitischer als die anderen..."

Frau **Christa Markowski**[12] wurde im Jahre 1925 in Merrane, in der Nähe von Leipzig, geboren, in *„Sachsen, dort wo die Mädchen auf den Bäumen wachsen"*. Sie wuchs in einem großbürgerlichen Milieu auf: Ihr Vater Alfred Rudolf Nietzel[13] war ein angesehener Textilgroßfabrikant. Bei einem Kuraufenthalt wegen einer schweren Gelbsucht lernte sie während des Krieges in Karlsbad den um dreiundzwanzig Jahre älteren „Altösterreicher" Franz Markowski kennen. Er war Witwer mit einem viereinhalbjährigen Buben, stammte aus Leitmeritz (heute Tschechien), hatte in Wien während des Ersten Weltkriegs die Militär-Oberrealschule besucht und dann Geodäsie (Vermessungskunde) studiert. Gegen den Widerstand der Familie – sie hatte Bedenken wegen des Altersunterschiedes – heiratete sie ihn. *„Die beste Entscheidung, die ich treffen konnte. Er war mein bester Griff"*, so seine Witwe heute.[14] Als sie die

---

[12] Gespräch am 27. April 2001.

[13] Alfred Rudolf Nietzel (18.10.1898 - Juli 1946). Die Firma wurde 1905 von seinem Vater gegründet.

[14] Franz Markowski ist am 1. März 1995 verstorben.

Bekanntschaft mit ihm machte, war sie gerade achtzehn Jahre alt, hatte die Matura hinter sich und begann in Wien Welthandel zu studieren.

Über die Herkunft ihres Mannes weiß Frau Markowski Folgendes zu berichten: *„Der Vater meines Mannes, Laurenz, stammte aus einer armen, kinderreichen, polnischen Bauernfamilie südlich von Krakau. Als Halbwüchsiger kam er als Stallbursche zum Grafen Tarnowski. Weil er gut mit Pferden umgehen konnte, wurde er erst Zureiter, dann Jockey. Für den Grafen Montecuccoli bestritt er Rennen auch im Ausland. Bei einem Pferderennen in der Tschechoslowakei lernte er Hermine Hetzer kennen, die er später heiratete. Er pachtete in Leitmeritz ein Restaurant mit Gastgarten, das sehr gut ging. Nebenher erwarb er Ackergründe in Eisendörfel, wo er später ein Bauernhaus mit Ställen und eine Reitschule baute. Das Material dazu erwarb er billig beim Abriss einer alten Elbbrücke. Er gab Reitunterricht, fuhr bei Hochzeiten und Begräbnissen und führte Sand-, Kies- und Kohlenfuhren durch. Er starb jedoch bereits mit 41 Jahren an einem nicht erkannten Magendurchbruch. Er hinterließ eine Witwe mit vier Kindern, aber ohne Rente. Sie verkaufte die Reitpferde, machte aber den Fuhrbetrieb und die Landwirtschaft weiter. Mein Mann musste fleißig helfen. Er war beim Tod seines Vaters gerade fünfzehn Jahre alt, seine Geschwister noch jünger. Später haben sie oft während der Semesterferien etwas angebaut, für das es eigentlich zu früh war – aber es gedieh immer."*

Christa Markowski 2001

Am 20. Februar 1945 wurde das Vermessungsbüro von Franz Markowski in der Mariahilferstraße 88 völlig ausgebombt. Nur wenige Instrumente konnten aus den Trümmern geborgen werden. Am 2. April verließ das junge Paar Wien: Christa war zu diesem Zeitpunkt hochschwanger.

Die dramatischen Fluchterlebnisse haben sich tief ins Gedächtnis eingegraben. Mit einer verblüffenden Präzision schildert die Zeitzeugin die Einzelheiten ihres abenteuerlichen Weges von Wien nach Tosters. Die erste Wegstrecke legten sie mit Hilfe der „Organisation Todt" zurück. Mit bewegten Worten schildert sie die ständigen Tiefffliegerangriffe auf die Trecks auf den verstopften Straßen, die Angst vor dem Eintreffen der Russen in Scheibbs (NÖ), das Leben auf den Jeeps zwischen Munitionskisten. Und besonders in Erinnerung geblieben ist der Stollen in Salzburg: *„Hier war schon kein Platz für die einheimische Bevölkerung. Und nun sind die Flüchtlinge dazugekommen. In diesem Stollen sind die Menschen wegen Sauerstoffmangels reihenweise umgefallen. Ich kann Ihnen gar nicht schildern, wie schrecklich die Situation da drinnen war! Mit dem Zug sind wir dann bis Innsbruck gekommen. Dort sollten wir vorerst bleiben. Dreizehnmal haben wir unser Gepäck ein- und ausgeladen, weil jeder vom Bahnpersonal etwas anderes sagte. Schließlich wurden wir in einen Zug verfrachtet, der nach Oberfranken sollte. In Feldkirch war mir schließlich so schlecht, dass ich streikte. Ich wollte nur mehr diesen Zug verlassen, aber man wollte mich nicht hinauslassen. Dennoch habe ich mich durchgesetzt. So saßen war am 17. April 1945 am Feldkircher Bahnhof. Hier konnte ich mich bei der Bahnhofmission zum ersten Mal nach fünfzehn Tagen waschen und frische Wäsche anziehen."*

Doch wo sollten diese neuen Flüchtlinge untergebracht werden? Das Flüchtlingslager in Feldkirch war überfüllt und wegen Ausbruchs von Scharlach gesperrt. Deshalb begab sich Herr Markowski zum NS-Ortsgruppenleiter in Altenstadt, der ihn nach Gisingen weiterschickte. Sie verbrachten drei Tage in der Turnhalle auf einer Kokosmatte. Danach erhielten sie ein Minizimmer: *„In diesem winzigen Zimmer bei Ferdinand Kochle beim Dorfbrunnen stand ein Bett, ein Waschtisch und ein Stuhl.*

Ein Kasten fehlte. Dort stellten wir noch ein sogenanntes NSV-Bett[15] *hinein. Diese Schmalbetten hatten eine mit Hobelspänen gefüllte Matratze. Nachdem wir dieses zweite Bett hineingestellt hatten, konnten wir uns nicht mehr umdrehen, so eng war es. Unsere Habseligkeiten mussten wir auf dem Dachboden unterbringen. Zweimal pro Tag ging mein Mann zu Fuß zum Wohnungsamt gegenüber dem Feldkircher Dom. Dabei zählte er die zurückgelegten Kilometer. Bei Kilometer 120 eröffnete man ihm, dass wir in Tosters, in St. Corneli, im ehemaligen Messnerhaus, untergebracht werden könnten. Dort waren während des Krieges HIGA-Leute*[16] *untergebracht gewesen, dann Marokkaner. Man sagte ihm, dass es durchaus sein könnte, dass das Haus voller Ungeziefer wäre. Mein Mann begab sich sofort nach Tosters, um es anzusehen, und hat mir dann über den Zustand der anvisierten Wohnung Bericht erstattet. Wir kauften eine Flasche Lysol und dann gingen wir die Sache an: Wir bezogen ein 21m²-Zimmer im 1. Stock ohne Heizmöglichkeiten plus eine kleine Küche. Die getäferten Wände wurden geschrubbt, vom Dachboden holten wir ein Stockbett, das wir zersägten, und weil wir das Glück hatten, eine halbe Dose weiße Farbe zu finden, konnten wir die hässlichen grünen Betten zumindest außen weiß streichen. Die zerschlissenen Rosshaarmatratzen konnte ich mit ‚Hexenstichen' notdürftig flicken und sie dann mit Lysol desinfizieren. Da gegen Kriegsende in Tosters die Kupfer-Lichtleitung gestohlen worden war, wurde der Ortsteil jetzt notdürftig mit einer Aluminium-Leitung versorgt, die ständig ausfiel. Deshalb hatten wir auch ewig lang kein warmes Wasser zur Verfügung. Wasser holen musste ich aus 200 m Entfernung. Der alte, defekte Küchenherd wurde von meinem Mann unter Mühen auf einem Handwagen zur Schlosserei Keck transportiert. Dort wurde er tatsächlich so hergestellt, dass wir ihn benützen konnten. Am 26. Juli 1945 stand er wieder in unserer Wohnung: Dort wurde er von einem Maurer ausschamottiert und gestrichen. Trotz all dieser widrigen Umstände waren wir froh, in dieser Wohnung zu sein. Tosters war für uns im Jahre 1945*

---

[15] NSV = Nationalsozialistische Volkswohlfahrt

[16] Hilfsgrenzschutzangestellte

eine Insel der Seligen, ein Paradies. Gelebt haben wir unter anderem von verschiedenen Schwämmen. Außer Kuhglocken und am Sonntag aus der Kirche das Lied ‚O Maria hilf!' hat man nichts gehört. Friedlich und idyllisch war es, welch Gegensatz zum zerbombten Wien!"

In dieser Wohnung blieben sie bis zum 16. Juni 1950. Die Familiensituation hatte sich in der Zwischenzeit verändert. Im Spätherbst 1945 war Sohn Ulf[17] auf die Welt gekommen: *„Da die Franzosen alle Rot-Kreuz-Autos beschlagnahmt hatten, stellte sich uns die Frage, wie wir ins Feldkircher Krankenhaus kommen sollten. Ein lettischer Flüchtling wollte helfen. Ich sollte mit einem Leiterwagen mit eisenbeschlagenen Rädern und Ross ins Krankenhaus gebracht werden – ich streikte jedoch. Frau Delucca lieh uns einen Radanhänger: Ich hatte ihn mit zwei Keilpolstern ausgestattet und legte mich dazwischen. Als die Wehen einsetzten, bestieg ich den ungefederten Wagen. Mein Mann und der Lette zogen ihn, sie mussten aber immer wieder stehen bleiben. Eingehüllt in einen braunen Mantel wimmerte ich, denn die Presswehen hatten bereits eingesetzt. Es schneite leicht. Die Kirchgänger nahmen an, dass sich ein Schwein auf dem Anhänger befinden würde. Sie hörten das Stöhnen in diesem braunen Mantel und glaubten, jemand würde schwarz schlachten."*

Nach der Geburt der Tochter Ute[18] (Jg.1947) und des Sohnes Uwe[19] (Jg.1949) wurde der Platz in St. Corneli sehr eng. Außerdem gehörte Franz aus der ersten Ehe des Mannes zur Familie, 1954 kam noch Udo auf die Welt. *„Vom Waldrand aus konnten wir sehen, dass die Firma Pümpel die Erika-Siedlung baute. Wir ließen uns auf die Bewerberliste setzen. Wir waren die Nummer 36. Es wurden nur kinderreiche Familien genommen. 80 Kinder haben schließlich in dieser Siedlung gelebt."*

Der Wohnungswechsel war möglich geworden, weil sich die ökonomischen Verhältnisse in der Zwischenzeit gebessert hatten. Franz Mar-

---

[17] Studierte Medizin und Chemie und lebt heute in Graz.

[18] Lebt heute in Tosters.

[19] Dipl. Ing. Dr. Uwe Markowski ist in die Fußstapfen seines Vaters getreten und leitet heute ein Vermessungsbüro in Altenstadt.

kowski arbeitete als Zivilgeometer. Dipl. Ing. Swoboda – *„sein bester Zeichner im Wiener Büro"* – war 1948 ebenfalls nach Vorarlberg umgesiedelt und verstärkte das Team. Bis zu diesem Zeitpunkt wurden die Pläne von Feldkirch nach Wien und retour geschickt. Vermessungsrat Ladurner war Leiter des Staatlichen Vermessungsbüros. Er freute sich, dass sich ein Zivilingenieur niederließ, an den er die Leute verweisen konnte. Diese Konsolidierungsphase schloss auch den glimpflichen Abschluss des „Entnazifizierunsgsverfahrens" mit ein.

In seltener Offenheit bekennt sich Frau Markowski dazu, aus einem nationalen Milieu zu stammen, und macht auch kein Geheimnis daraus, dass ihr Mann NSDAP-Mitglied war. *„Nur ein Onkel war nicht bei der Partei, aber fragen Sie nicht, welche Schwierigkeiten er hatte!"* Für einen Historiker ist es selbstverständlich, dass die bloße Parteizugehörigkeit noch nichts über die konkrete Verhaltensweise aussagt und dass jede Person differenziert betrachtet werden muss. Dies wird bei den folgenden Ausführungen von Frau Markowski deutlich: *„Am Tag der Währungsumstellung befanden sich ganze S 7.000.– auf unserem Konto. Zuvor waren es 260.000 ‚Friedensmark' auf einem Sperrkonto gewesen. Damit hätten wir während des Krieges mehrere Häuser kaufen können. Aber die Häuser in Wien, die wir angeboten bekommen haben, waren arisiert. Und damit wollten wir nichts zu tun haben. Man kann auf dem Unglück anderer kein Glück aufbauen."*

Auf die Frage, warum sie sich anders verhalten hätten als etwa die Eigentümer der Dornbirner Textilfirmen F. M. Hämmerle und Franz M. Rhomberg, die das weltbekannte Wiener Großkaufhaus Herzmansky von Max Delfiner ‚arisiert' hatten,[20] gibt die Befragte zur Antwort: *„Das hängt mit meiner Herkunft zusammen. Sehen Sie, ich komme aus einer Industriellenfamilie und in meinem Elternhaus gingen jüdische Textilunternehmer ein und aus. Ich kannte sie von klein auf. Für mich waren es Menschen wie alle anderen, und ich habe es nicht anerzogen bekommen, dass sie es nicht sind! Vielleicht waren wir etwas kosmopolitischer als die anderen. Jedenfalls war es eine moralische Unmöglichkeit für mich und meinen*

[20] Walser, Bombengeschäfte, S. 33 ff.

Mann, arisiertes Vermögen zu kaufen. Das war gar keine Frage für uns. Natürlich waren wir als Unternehmerfamilie national eingestellt. Wir waren evangelisch, also nicht klerikal. ‚Rot' konnte mein Vater als Textilfabrikant auch nicht sein, weil dies die Arbeiter waren. Das heißt jedoch nicht, dass wir uns während der NS-Zeit auf diese billige Art bereichern wollten!"

Auch die Frage, wie die *„kosmopolitisch erzogene Großindustriellentochter"* im ländlich strukturierten Tosters aufgenommen worden sei, wird klar und bündig beantwortet: *„Wie ein bunter Hund! Die Leute waren sehr, sehr zurückhaltend und beobachtend. Aber diese Zurückhaltung hat uns nichts ausgemacht. Dass man allenthalben auf Barrieren gestoßen ist, haben wir akzeptiert. Außerdem wusste ja niemand, dass ich aus einer sächsischen Großbürgerfamilie stammte. Ich war mir auch für keine Arbeit zu schade: Ich saß auf dem Wagen und habe ‚Bschütte' ausgeführt, ich habe auf dem Acker geschuftet, Rüben gezogen, Türken und Tabak angebaut, ich habe jede Ackerarbeit gemacht. In der äußerst schwierigen Anfangsphase war der alte Herr Karl Bayer, Lokführer und Ortsvorsteher, von den Einheimischen am nettesten zu uns. Am meisten geholfen hat uns jedoch eine Südtirolerin, die im Gasthof Eibe wohnte. Sie hat uns mit Milch und Kartoffeln unterstützt!"*

Damals war Tosters noch ein Straßendorf mit wenigen Häusern. Die Reserviertheit der einheimischen Bauern ließ nach, nachdem sich der Geometer beim Feldvermessen nützlich gemacht hatte. Seine Bezahlung bestand zunächst aus einem ‚Bindele Speck' und Riebelmehl. Da als sein Messgehilfe Karl Bayer fungierte, wurden die anfänglichen Barrieren allmählich abgebaut.

Für den aus Wien zugezogenen Landvermesser blieb jedoch der alemannische Dialekt sein Lebtag lang fremd. *„Für mich war der Dialekt kein Problem, doch für meinen Mann schon"*, so seine Frau. *„Zu Hause sprachen wir Hochdeutsch. Mein Mann hatte eine ausgesprochene Sprachbegabung. Er sprach mehrere Fremdsprachen, doch für das Alemannische hatte er vielleicht kein Gehör. Mit dieser Sprache hatte er immer Schwierigkeiten. Meine Kinder wechselten wie selbstverständlich*

zwischen dem Hochdeutschen und dem Dialekt. Schon als Dreijähriger sagte mein Sohn zu Spielkameraden: ‚Lug, min Papa kumt!', um ihn daraufhin mit: ‚Hallo, Vati!' zu begrüßen. Die Sprachumstellung war in unserem Haus selbstverständlich."

Der Einstieg in die Dorfgemeinschaft wurde endgültig beim Musikfest 1948 vollzogen: *„Als Festführer durfte mein Mann ein Fass Bier bezahlen. Damit war der Durchbruch geschafft! Auf engen persönlichen Kontakt haben wir keinen Wert gelegt, aber mein Mann hat später jedes Fest im Dorf gefilmt, die Glockenweihe, Musikfeste, Kommunionen usw. Wir haben eigentlich zurückgezogen gelebt. Mein Mann war ein Familienmensch, er hatte seine Arbeit und die Familie. Wir kannten alle in Tosters, aber wir haben uns nie aufgedrängt. Am Dorftratsch waren wir nicht interessiert. Auf Distanz hat man sich respektiert. Und mehr wollten wir nicht. Wir waren für sie zunächst fremde Bettler. Und dann haben wir uns hinaufgearbeitet. Man musste halt, und sie sahen, was wir geschaffen haben. Bei uns gibt es ein Sprichwort: Woran erkennt man einen Flüchtling? Am Haus und am eigenen Auto! Das mussten wir uns erarbeiten."*

Und Flüchtlinge erinnern sich an jene, die in Notzeiten geholfen haben. *„Viel geholfen hat uns zum Beispiel die Familie Türtscher, die selbst nicht viel hatte. Sie ist nach dem fürchterlichen Lawinenunglück im Großen Walsertal im Jahre 1954 ins Dorf gekommen. Diese Familie mit acht Kindern erhielt den Acker beim Gasthof Eibe. Alle sind im Laufe der Zeit aus Tosters wieder abgewandert. Zu dieser Familie hatten wir einen guten Kontakt."*

Intensivere persönliche Beziehungen gab es auch zu den anderen deutschsprachigen Heimatvertriebenen in Tosters, etwa zur Familie Schembera oder zu Nitschmanns. In Feldkirch organisierte sich diese Bevölkerungsgruppe im „Klub der Sudetendeutschen" und im „Klub der Deutschen". Außerdem gab es dort noch den „Klub der Wiener". In allen drei Klubs verkehrten die Markowskis, jedoch vorwiegend im „Klub der Deutschen", der heute noch existiert. Hier trafen sich die zugezogenen „Textiler", die Mitglieder der Familie Kunert aus Rankweil oder Textilingenieure der Firmen Otten aus Hohenems und Ganahl in Feldkirch.

Frau Markowski ist heute noch in diesem „nicht eingetragenen Verein der Deutschen in Vorarlberg" aktiv. Sie organisiert die monatlichen Treffen. *„Einst waren wir bei unseren lockeren Zusammenkünften 70 Personen. Heute sind wir noch 14. Mit Deutschtümelei haben wir nichts im Sinn. Man kennt sich seit Jahrzehnten, schätzt sich und unterstützt sich bei Bedarf."*

In ihre Ursprungsheimat Sachsen wollte Frau Markowski nie zurückkehren. *„Uns fehlten dort die Kulissen, die Berge. Es war in Vorarlberg so heimelig. Andere fühlen sich durch die Berge niedergedrückt. Wir nicht. Wir haben uns in dieser Bergwelt so wohl gefühlt. Außerdem lebte ich nur 18 Jahre lang in Sachsen. Jedes Jahr veranstaltet unsere Abschlussklasse ein Klassentreffen. Wir haben uns auch schon in Feldkirch getroffen. Aber Heimweh hatte ich nie. Eine spezielle Bindung zu Tosters habe ich nicht, ich fühle mich auch in Ägypten wohl, doch Vorarlberg ist meine eigentliche Heimat geworden. Heimat hat mehr mit Menschen als mit der Umgebung zu tun. Die Mentalität der Wiener hat uns nicht zugesagt. Die Herzen der Vorarlberger haben wir langsam erobert. Über die Kinder, die Elternsprechtage, die Schulfeste haben wir viele Menschen kennen gelernt. Aber trotzdem konnten wir eine gewisse Distanz bewahren."*

Aber auch der langjährigen Tostner Pfarrer Nesensohn wahrte eine gewisse Distanz. Da Frau Markowski evangelisch ist und ihr Mann katholisch war, lebten sie aus der Sicht des katholischen Fundamentalisten in einer „bedenklichen Mischehe". Für ihn waren die Markowski-Kinder schlichtweg „Heiden", die es zu bekehren galt. *„Da mein Mann seiner Ansicht nach exkommuniziert war, weil er nicht kirchlich verheiratet war, könne er ihn nicht beerdigen, ließ er uns wissen. Mehrmals bot er uns an, die kirchliche Trauung zu vollziehen. Jedes Kind wollte er taufen, aber es ging nicht, denn ich wollte evangelisch bleiben. Im Übrigen hatten wir einen verständnisvolleren Hauspfarrer, Pater Adolf Dürr."*

Allmählich wurde für die Familie das Haus in der Erika-Siedlung zu klein. Denn außer den fünf Kindern lebte nun auch die aus der damaligen

DDR zugezogene Mutter Edith vorübergehend im gemeinsamen Haushalt.[21] Nach einem komplizierten Grundtausch konnte das Haus im Kappellenweg gebaut werden. Dort lebte die Familie von 1963 bis 1991. Dann erfolgte am 1. Oktober 1991 der Umzug in eine Neubauwohnung in Feldkirch.[22] Wo sich einst das Familienanwesen der Markowskis befunden hatte, stehen heute drei Wohnblöcke. Verschwunden ist auch die imponierende Gartenanlage. Das große Hobby von Frau Markowski war die Gartenpflege. *„Im Garten habe ich mein Kreuz kaputt gemacht. Dort befand sich ein selbst angelegtes Biotop, ich hatte 54 Obstbäume zu betreuen, pflanzte auf 110 m² Gemüse an und betreute 29 Blumenkästen. Insgesamt umfasste mein Garten 4.200 m². Damit war ich ausgefüllt."*

Heute ist sie viel unterwegs. Aber der Flugradius sei wegen der Folgen der Gartenarbeit auf viereinhalb Stunden begrenzt, bemerkt die reiselustige Pensionistin.

Nicht nur ihr Haus in Tosters existiert nicht mehr: Ihr Familienbesitz wurde 1945 in der sowjetischen Besatzungszone beschlagnahmt und ihr Vater als „Großkapitalist" von den russischen Behörden am 16. März 1946 verhaftet. Wegen des Verkaufs von Waren in Westberlin wurde ihm im Juli desselben Jahres der Prozess gemacht. Zunächst erhielt die Tochter vom russischen Roten Kreuz die Information, ihr Vater sei zwar „wegen Sabotage" zum Tode verurteilt, doch zu lebenslanger Zwangsarbeit begnadigt worden. Diese Mitteilung erwies sich als falsch: Das Todesurteil war sofort vollstreckt worden.

Vor zwei Jahren wurde ihr Vater als Opfer des Stalinismus rehabilitiert. *„Doch es wurde nur der Ruf wiederhergestellt, nicht das Eigentum!"*, bemerkt die Tochter. Ihr Schwager, der als Architekt das Haus am Kapellenweg geplant hatte, betreibt nunmehr die Restitution des Besitzes in Chemnitz (ehemals Karl-Marx-Stadt). *„Mein Großvater hatte in der Umgebung der Fabrik viele Gründe gekauft, um zu erweitern. Jetzt*

---

[21] Mutter Edith (26.3.1903-22.8.1983) zog nach Lindau um, weil sie in Vorarlberg zunächst die deutsche Rente nicht erhalten konnte. Ihr letztes Lebensjahr verbrachte sie in Tosters, und sie ist auch hier beerdigt worden.

[22] Heute lebt Frau Markowski in Feldkirch in der Bahnhofstraße 6a.

stehen Gebäude darauf. Im Elternhaus befanden sich ein von der Stadt verwalteter Kindergarten, ein Schwimmbassin und andere kommunale Einrichtungen. Nach der Wiedervereinigung Deutschlands splittete die Treuhand den Besitz auf. Heute befinden sich zahlreiche Eigentümer auf unserem ehemaligen Familienbesitz. In der ehemaligen Schedhalle sind zum Beispiel ein Supermarkt und eine Möbelfabrik untergebracht. Eine Arztpraxis ist ebenso vorhanden wie ein Kosmetiksalon. Das macht das Prozessieren schwierig. Ich glaube eher nicht, dass wir das Firmenareal zurückerhalten. Vielleicht mein Elternhaus, wer weiß." Große Hoffnungen macht sie sich nicht.

„Schließlich haben wir 800 Jahre gemeinsam gelebt..."

Frau **Olly Nitschmann**, geb. Lipowsky (Jg. 1923), hat ihre angestammte Heimat im Ostsudetenland durch die Vertreibung der deutschen Minderheit nach 1945 verloren.[23] Sie wurde in Gersdorf (heute Tschechien) geboren. Ihr Vater war altösterreichischer Staatsbeamter, und die alteingesessene Familie besaß bei Fulnek Gründe und Äcker. Als Direktor im Gymnasium von Mährisch Schönberg (Altvater) gab ihr Onkel Prof. Anton Meixner, ein angesehener geistlicher Herr, den Kindern aus der Familie der Fürsten von Liechtenstein Nachhilfe. Dieser honorige Herr taufte die Familienmitglieder, verheiratete sie und ließ drei Nichten studieren.

In der Nähe von Neutitschein besuchte Olly, ein Einzelkind, die Fachschule für Frauenberufe. Ihre Jugendzeit fiel in die politisch spannungsgeladene Vorkriegszeit und war durch den Nationalitätenkampf in der demokratischen Republik Tschechoslowakei geprägt. Nach deren Zertrümmerung durch Hitler-Deutschland im Jahre 1939 musste sie mit sechzehn Jahren zum Arbeitsdienst einrücken.

„Als deutsche Familie war unsere Position klar: Mein Vater war nach dem Untergang der Monarchie in dieser neuen Republik Staatsbeamter.

[23] Gespräch mit Frau Olly Nitschmann am 7. September 2000.

Sie blieb ihm innerlich völlig fremd. Er konnte nicht Tschechisch und sollte deshalb innerhalb eines Jahres diese Sprache erlernen. Wir lebten in einem rein deutschen Gebiet und waren natürlich national eingestellt. Wir alle waren von Henlein, dem Führer der Nationalen[24], begeistert und hielten zu seiner Sudetendeutschen Heimatfront. Wir hofften wie alle Sudetendeutschen auf einen Anschluss an Deutschland. Wir waren überzeugt davon, dass es mit Hitler besser würde. Sie müssen die Situation der Deutschen in diesem Gebiet bedenken! Wir wurden von den Tschechen unterdrückt. Da war es kein Wunder, dass wir auf die Zerschlagung der Tschechoslowakei hofften!"

Im Jahre 1938 gingen diese Hoffnungen in Erfüllung. Nach der Okkupation Österreichs im März 1938 forderte die Henlein-Partei noch im April im engen Einvernehmen mit der deutschen Regierung die Autonomie für das Sudetenland. Nach dem Münchner Abkommen, das am 29. September 1938 von Deutschland, Italien, England und Frankreich unterzeichnet wurde, musste die Tschechoslowakei das Sudetenland an Deutschland abtreten. Die „Rest-Tschechoslowakei" hatte nur sechs Monate Bestand. Präsident Beneš trat zurück und verließ im Oktober 1938 das Land. Die neue Regierung unter Emil Hácha war den Deutschen vollkommen ergeben. Am 15. März 1939 besetzten deutsche Truppen das restliche tschechische Staatsgebiet. Böhmen und Mähren wurden unter das

---

[24] Konrad Henlein (1898-1945) war der führende sudetendeutsche Politiker. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde er in der völkischen Turnvereinsbewegung aktiv. Nach dem Verbot der NSDAP im Sudetenland durch die Tschechen gründete Henlein 1933 die nationalsozialistisch ausgerichtete Sudetendeutsche Heimatfront, die sich im April 1935 in Sudetendeutsche Partei umbenannte. Henlein und seine Partei forderten die Autonomie beziehungsweise später den Anschluss des Sudetenlandes an das Reich und waren politisch und finanziell von der NSDAP abhängig. Aus den Wahlen vom Mai 1935 ging Henleins Partei als stärkste Kraft hervor, und von 1935 bis 1938 war Henlein Mitglied des tschechoslowakischen Parlaments. Nach dem „Anschluss" des Sudetenlandes an das Deutsche Reich in Folge des Münchner Abkommens von 1938 war Henlein von 1939 bis 1945 Gauleiter der NSDAP und Reichsstatthalter im Sudetenland. 1945 wurde er von den Tschechen zum Tode verurteilt; am 6. Mai 1945 beging er in amerikanischer Kriegsgefangenschaft Selbstmord.

Protektorat des Deutschen Reiches gestellt. Zuvor hatten die Slowaken unter dem Druck Hitlers ihre Autonomie verkündet. Unter der Führung des katholischen Priesters Jozef Tiso gründeten sie einen faschistischen Staat, der zum militärischen Verbündeten Deutschlands wurde.

Die Besetzung und Zerschlagung der Tschechoslowakei wurde von der Familie Lipowski durchaus als Akt der Befreiung empfunden. *„Im bäuerlichen Umfeld haben wir auch während des Krieges nicht schlecht gelebt. Im Schloss von Fulnek war die SS einquartiert. Dort habe ich ein halbes Jahr lang kriegsdienstverpflichtet gearbeitet. Hauptsächlich ging es um die Aussiedlung der Tschechen. Auf diese verlassenen Höfe kamen Südtiroler."*

Olly und Richard Nitschmann, um 1985

Während dieser Zeit lernte sie ihren späteren Mann Richard kennen, der 1987 verstorben ist. Voller Stolz präsentiert die Witwe heute das Buch „Das Geschlecht der Nitschmann", das von einem Oberstleutnant Nitschmann im Jahre 1938 zusammengestellt wurde und das zwölf Ahnentafeln enthält. Dieses Buch hatte sie im Fluchtgepäck. Der Name ist symbolträchtig – er heißt auf Mittelhochdeutsch „der Kampfgrimmige". Die Wurzeln des Geschlechts reichen bis ins Mittelalter zurück. Es weist zahlreiche Bischöfe, Offiziere und Beamte auf. Ein Nitschmann befand sich zum Beispiel in führender Position im k.u.k Finanzministerium, und ein Ahne hat als Herrenhuterbischof die Stadt Bethlehem in den USA gegründet!

Am 3. Mai 1944 wollte die Einundzwanzigjährige Hauptmann Richard Nitschmann[25] heiraten. Doch wenige Tage zuvor wurde er schwer verwundet und verlor einen Fuß. Im Heimatlazarett in Troppau erhielt der Oberschenkelamputierte eine Prothese, und am 16. Dezember wurde dann geheiratet. Nach dem Beschuss des Lazarettes durch die Russen wurde es geräumt, und die Flucht der Nitschmanns begann. Die „Hochzeitsreise" des jungen Paares war mehr als ungemütlich: Vierzehn Tage irrte der Lazarettzug, der nach Prag fahren sollte, planlos durch die Tschechoslowakei. In Aussig wurde der Verwundete schließlich ausgeladen. Er konnte privat bei seiner Gattin wohnen, aber es fehlten dem Paar die notwendigen Lebensmittelkarten: *„Zu Hause ist es uns während des Krieges gut gegangen, aber jetzt waren wir arme Flüchtlinge."* Nach einem Monat bewegte sich der Lazarettzug nach der Räumung des Aussiger Lazaretts in Richtung Westen. *„Da bin ich auf den fahrenden Zug aufgesprungen, denn ich wollte bei meinem Mann sein."* In Feldkirch wurden die Schwerstverwundeten ausgeladen und vom Militärarzt Dr. Ostertag in Empfang genommen. *„Er war der erste Feldkircher, den wir gesehen haben. Dass wir in Feldkirch gelandet sind, ist purer Zufall – oder Schicksal. Denn bevor wir geheiratet haben, waren wir im Büro meines Vaters. Dort hing eine Landkarte. Und mein Mann sagte: 'Wenn der Krieg vorbei ist, machen wir unsere Hochzeitsreise zum Bodensee.' Und sechs Wochen später habe ich dann tatsächlich mein Gesicht im Bodensee gewaschen! Unglaublich, nicht?"*

Nach der Erstunterbringung im Feldkircher Bahnhofhotel siedelte Frau Nitschmann in eine Zweizimmerwohnung in der Liechtensteinerstraße um. Dort konnte sie zusammen mit ihrem Mann, der zunächst im Lazarett der Stella Matutina aufgenommen worden war, wohnen. Den Zimmertipp erhielt sie während eines Fliegeralarms im Stollen.

Noch einmal kehrten die Nitschmanns Ende März 1945 über Wien in ihre Heimat zurück, um Kisten mit ihrem Hab und Gut an die Feldkircher

---

[25] Ing. Richard Nitschmann, geb. 24.10.1913 in Gersdorf, einem Stadtteil von Fulnek in Nordmähren. Gestorben am 12.10.1987.

Adresse aufzugeben. *„Aber diese Kisten sind natürlich nicht angekommen!"*

Die Flucht zurück erfolgte unter dramatischen Umständen unter Dauerbeschuss der vordringenden sowjetischen Truppen. *„Die haben vom Flugzeug aus den Bauern die Kühe von der Deichsel weggeschossen!"* An einem Montag Ende April 1945, wenige Tage bevor die französischen Truppen Vorarlberger Boden betraten und damit auch hier das Kriegsgeschehen näher rückte, betraten Olly Nitschmann und ihr Mann erneut Feldkircher Boden.

Für dreieinhalb Jahre lebten sie dann in einem winzigen Zimmer beim Schreiner Maurer in der Neustadt.

„Ein Jahr lang hatte ich keine Nachricht von den Eltern. Sie waren bei einem Treck nach Oberschlesien dabei. Als sie dort ankamen, waren die Russen bereits dort. Da sind sie nach Fulnek zurück. Dort hing ein Zettel an unserem Haus: Alles beschlagnahmt! Mit 50 kg Gepäck und ohne Schmuck – der musste abgegeben werden – haben sie ihre Heimat verlassen. Nach den Beneš-Dekreten mussten alle Sudetendeutschen gehen! Ein ganzes Volk wurde ausgesiedelt, an die dreieinhalb Millionen Menschen wurden vertrieben!"

Diese Dekrete, die unter der Federführung von Edvard Beneš nach Kriegsende verfügt wurden, regelten die Behandlung der in der Tschechoslowakei lebenden sudetendeutschen und ungarischen Minderheiten sowie der ehemaligen Kollaborateure mit den Nationalsozialisten. Sie sahen die „nationale Verwaltung der Vermögenswerte der Deutschen, der Madjaren, der Verräter und Kollaboranten" vor, ferner „die Bestrafung der nazistischen Verbrecher, der Verräter und ihrer Helfershelfer" durch außerordentliche Volksgerichte sowie die „Konfiskation und beschleunigte Aufteilung des landwirtschaftlichen Vermögens der Deutschen, Madjaren wie auch der Verräter und Feinde des tschechischen und slowakischen Volkes". Sofern sie nicht ohnehin bereits „nach den Vorschriften einer fremden Besatzungsmacht die deutsche oder madjarische Staatsangehörigkeit erworben" hatten, wurden die „tschechoslowakischen Staatsbürger deutscher oder madjarischer Nationalität" zu Ausländern

erklärt und zwecks „Beseitigung und Wiedergutmachung der durch den Krieg und die Luftangriffe verursachten Schäden" zum Arbeitsdienst verpflichtet. Die Beneš-Dekrete dienten Behörden und vielen Bürgern gleichermaßen als Freibrief für einen brutalen Rachefeldzug, der Millionen Menschen um ihr Eigentum und Tausende um das Leben brachte, und sie leiteten 1946 in die „geregelte Vertreibung" der Sudetendeutschen und Ungarn aus der Tschechoslowakei über.

Auch die deutschsprachige Bevölkerung von Fulnek wurde vertrieben und musste einen schrecklichen Preis für die vorangegangene Tyrannei der Nationalsozialisten zahlen. Gewaltexzesse kosteten auch Freunden das Leben. Diese Ereignisse haben sich in der Erinnerung von Frau Nitschmann tief eingekerbt, und sie belasten ihr Verhältnis zu den Tschechen bis heute.

Im Elternhaus von Olly Nitschmann leben heute Tschechen. Sie will an den Ort ihrer Kindheit nicht mehr zurückkehren, sie fährt nie hin. Denn eine *„Heimat ohne Menschen ist keine Heimat"*. Und auch die historische Schuldfrage ist für sie eindeutig: Der tschechische Nationalismus sei tief verankert und habe letztlich auch die Tschechoslowakei 1938 zerstört. Die Frage nach dem deutschen Anteil beim Zerschlagen der Republik wird nicht erörtert.

Was von den Familienmitgliedern auf der Flucht alles erlebt und erlitten wurde, blieb nach 1945 tabuisiert: *„Flüchtlingsgeschichten wurden in unserer Familie nicht erzählt. Es galt in die Zukunft zu schauen. Meine Eltern lebten in Wiesbaden. Mein Mann wollte in Österreich bleiben. Er fühlte sich wieder als Österreicher, doch bis 1961 war er offiziell ‚staatenlos'. Als Kriegsversehrter und Heimatvertriebener erhielt er in Deutschland eine Rente."*

Die ersten Nachkriegsjahre waren für die Nitschmanns kein Honiglecken. Der Ex-Hauptmann musste trotz seiner Prothese für einen Monat nach Ravensburg in französische Kriegsgefangenschaft, so dass seine Gattin allein zurückblieb. Nach der Währungsreform betrug das Startkapital 150.– Schilling, die aus Fulnek mitgebrachten 20.000 Reichsmark verloren ihren Wert.

Ing. Richard Nitschmann hatte in Brünn die Staatsgewerbeschule (Abteilung Maschinenbau) absolviert und vor dem Krieg bei Siemens in Prag gearbeitet. Nunmehr wohnte er beim Schreiner Maurer in einem Zimmer. Dieser erkannte die handwerkliche Begabung des Untermieters und schlug ihm vor, Kassettendeckel zu schnitzen. Diese kleinen Kunstwerke bildeten in der Folgezeit die wichtigste Einnahmequelle der Flüchtlinge. Herr Nitschmann schnitzte und Frau Nitschmann polierte sie mit Rossschwanzhaaren. Das Interessentenfeld für diese wundervollen Handarbeiten reichte von Lech bis Innsbruck, und eine Kassette fand einen ganz prominenten Abnehmer: Bundeskanzler Figl!

Die weit verzweigten Familienbande erleichterten in den „Wiederaufbaujahren" das Fußfassen: Ein Cousin war vor der Enteignung und Vertreibung Direktor der Asso-Kaufhäuser in der ČSR gewesen. Nach Kriegsende führte er in der Mariahilferstraße die Firma „Tasso". Für diesen Cousin besorgte Herr Nitschmann im „Textilland Vorarlberg" Waren. Trotz des Handicaps mit seiner Prothese fuhr er auf dem Fahrrad bis ins Unterland, um Einkäufe zu tätigen. Dabei machte er die Bekanntschaft mit Herrn Heine in Hohenems, der Tischdecken bedrucken wollte. Der gelernte Maschinenbauer aus dem Sudetenland baute daraufhin für den Hohenemser eine Druckmaschine. Die Materialien dazu holte er bei einem „Altwarenhändler".

Für die Etablierung der Nitschmanns in Tosters spielte die Familie Zerlauth die entscheidende Rolle: *„Bei Zerlauths wurden wir herzlich aufgenommen. Dort bauten wir zwei Räume aus. August Zerlauth sorgte sich rührend um uns, und bei ihm wohnten wir zehn Jahre lang. Ich kann nur sagen, wir hatten Glück bei diesen wunderbaren Leuten unterzukommen."*

Selbstverständlich traten nicht alle „den Fremden" so offen entgegen wie die Familie Zerlauth. Auch einzelne negative Erfahrungen gehören zum Erinnerungsschatz: *„Besonders ein Erlebnis hat sich mir eingeprägt. Als ich Äpfel vom Pfarramt in Feldkirch holen wollte, musterte mich die Pfarrersköchin so abschätzig von unten nach oben, dass ich anschließend nie mehr hingegangen bin. Ein Bauer redete jahrelang nicht mit mir. Wir*

Fremde waren für ihn Luft. Als seine Frau im Spital lag, buk ich einen Kuchen und ging zu ihm hinüber. Damit war das Eis gebrochen. Und ein Nachbar sagte einmal: ‚Geht doch ins Sudetenland zurück!' Solche Aussprüche vergisst man nicht!"

Die schrittweise soziale Verankerung im Dorf ging mit dem ökonomischen Aufstieg einher. Im Stadel der Nachbarsfamilie Mayer konstruierte der gelernte Maschinenbauer eine Druckmaschine. Anfang der sechziger Jahre machten die Nitschmanns den Schritt in die Selbständigkeit und gründeten eine eigene Textildruckerei in Frastanz, die heute von den Söhnen Stefan (Jg. 1961) und Andreas (Jg. 1957) geleitet wird.

Nach dem Auszug bei Zerlauths bezog die Familie[26] eine Dreizimmerwohnung in der Rheticus-Siedlung. Eine Tante, von der die Familie 10.000 DM erhielt, ermöglichte den Kauf jenes Grundes, auf dem heute ein schmuckes Haus steht (Burg-Weg 7). Das Interieur zeigt, dass es die Nitschmanns „geschafft haben". Die Hausherrin kann heute dem Besucher erlesene Antiquitäten, einen kostbaren Empireschrank, diverse Biedermeiermöbel, Jussel-Bilder, kostbare Uhren und Glasritzerein präsentieren. *„Wir waren einst begütert, und sind es jetzt wieder. Unser erstes Lebensmotto war: ‚Von nichts kommt nichts!' Wir haben uns den jetzigen Wohlstand hart erarbeiten müssen. Und ein zweites Motto galt für uns auch: Wer ohne Sünde, der werfe den ersten Stein!"*

Wie bei der Familie Markowski, die zum Bekanntenkreis der Nitschmanns gehört, waren die sprachlichen Hemmschwellen ungleich verteilt. Frau Nitschmann gibt an, dass ihr der fremde Dialekt bei der Integration keine besonderen Schwierigkeiten bereitet habe. Ihr Mann jedoch sprach bis zu seinem Tode im Jahre 1987 ein gepflegtes „Pragerdeutsch". Die Kinder wechselten zwischen der Hochsprache im häuslichen Bereich und dem Dialekt im Umgang mit der Dorfbevölkerung.

Tosters wurde auch für diese Familie rasch zur Heimat. *„Ich habe mich hier gut eingelebt, und durch die freundliche Aufnahme bei Zerlauths fühlte ich mich bald als Tostnerin. Wir wussten auch, dass unsere*

[26] Kinder: Stefan, Andreas und Nora (Jg. 1954), die im Alter von einem Jahr verstorben ist.

Ursprungsheimat verloren war. Natürlich war das ein Prozess, der sich schrittweise vollzog. Und der Ort der Kindheit bleibt eine verlorene Heimat, die im Hinterkopf immer noch vorhanden ist.

Für meinen Vater war das damals alles viel schwieriger. Er glaubte zunächst fest daran, dass wir nach einem Monat zurückkehren könnten! Diese Hoffnungen waren wie bei den anderen Sudetendeutschen Schall und Rauch!"

Ihre Anhänglichkeit an die verlorene Heimat zeigt sich im folgenden Gedicht, das sie dem Verfasser dieses Artikels zukommen ließ:

„Mein Großvater ist in Alt-Österreich geboren
und hat auf den Kaiser Franz Josef geschworen.
Mein Vater, der tat es jenem noch gleich –
doch 1918 war es aus mit Alt-Österreich.

Da etablierte sich ein neuer Staat,
der auch meinen Vater vereinnahmt hat.
Er wurde – wer fragt, ob's ihm recht auch sei –
ein kritischer Bürger der ‚Tschechoslowakei'.

Die Zeit verging – doch nach zwanzig Jahren
hat er die nächste Wende erfahren:
Kraft des Gesetzes erhielt er sogleich
die Staatsbürgerschaft im ‚Großdeutschen Reich'.

Da war ich natürlich auch schon dabei,
doch nur ein paar Jahre blieben uns zwei.
Dann kam mit Schrecken des Reiches Ende –
mit ihm begann eine Zeitenwende.

Fiel uns es auch damals sehr hart und auch schwer,
nach Hause, da konnten wir längst nicht mehr.
Nach einem Vakuum von fast vier Jahren
hat man den nächsten Wandel erfahren.
Wir waren im Westen und hatten viel Glück

und wurden nun Bürger der ‚Bundesrepublik'.
Das bin ich noch heute und hoff es zu bleiben!
Die Staaten, sie kommen, die Staaten vergeh'n,
doch eines, das weiß ich, wird immer besteh'n:
Was Großvater, Vater und mich stets verband,
die Liebe zur Heimat – ‚Sudetenland'!"

Wie die Markowskis hielten auch die Nitschmanns Kontakt zu den anderen Sudetendeutschen beziehungsweise Heimatvertriebenen in Feldkirch. Sie besuchten die Bälle der Sudetendeutschen in Hohenems und die Treffen der Heimatvertriebenen in Krumbach in Bayern. Auch zur Klemens-Gemeinde bestanden lose Verbindungen. Ein vereinsmäßiges Engagement erwuchs daraus nicht: *"Mein Mann war kein Vereinsmeier. Dazu war er viel zu sehr beschäftigt. Das Heim und die Familie waren ihm wichtig. Für Politik hatte er weder Zeit noch Lust! Zu den Treffen der Sudetendeutschen sind wir allerdings schon hingegangen!"*

In der unmittelbaren Nachkriegszeit waren solche Zusammentreffen jedoch durchaus mit politischen Implikationen verbunden. Eine besondere Rolle im Umfeld der „Heimatvertriebenen" spielte in Feldkirch damals SPÖ-Bundesrat Franz Mellich (Bundesrat von 1945 bis 1949). Er wollte 1949 einen „Hilfsverein der Sudetendeutschen in Vorarlberg" ins Leben rufen. Aus dem Innenministerium, das sein Parteigenosse Oskar Helmer leitete, erhielt er daraufhin einen Brief, in dem begründet wurde, warum ein solches Unterfangen politisch nicht opportun sei:

"Die Bildung von Vereinen von volksdeutschen oder anderen ausländischen Flüchtlingen würde insbesondere mit Rücksicht auf die derzeitige alliierte Besetzung Österreichs den staatlichen Interessen zuwiderlaufen, da derartige Organisationen beziehungsweise deren Tätigkeit als gegen die Besatzungsmacht gerichtet angesehen werden könnte. Überdies ist die Tätigkeit solcher Vereine geeignet, die Beziehungen Österreichs zu seinen Nachbarstaaten zu gefährden.

Aus diesem Grunde wurden mit dem h.o. Runderlass vom 18.2.1947, Zl. 25.468-4/47, die Sicherheitsdirektionen angewiesen, die Bildung solcher

Vereine nicht zuzulassen. Daher besteht auch in Wien kein ‚Hilfsverein der Sudetendeutschen'.

Da überdies die Aussichten auf Umsiedlung der volksdeutschen Flüchtlinge aus Österreich in andere Länder immer geringer werden, wird es notwenig, die Resorption dieser Flüchtlinge in Österreich in der Weise durchzuführen, dass sie in der österreichischen Bevölkerung verschwinden. Die Bildung vereinsrechtlicher Organisationen von Volksdeutschen würde aber dem entgegenstehen."[27]

Bundesrat Mellich ließ sich durch diese Absage nicht entmutigen. Er machte in weiteren Schreiben den Innenminister darauf aufmerksam, dass sich in Vorarlberg besonders die „Schwarzen" der „Sudetendeutschen" annähmen, und zwar im Rahmen der „Klemensgemeinde der Heimatvertriebenen für Vorarlberg":

„In Vorarlberg besteht ein sogenannter Klemens-Verein, der von Geistlichen geführt und vom Landeshauptmann Ilg gefördert wird. In kürzester Zeit findet in Rankweil eine große Tagung statt, wo u. a. auch Nationalrat Mochuntze (sic!)[28] sprechen wird. Ich bin der Auffassung, dass wir diesen Dingen nicht mehr länger zusehen sollen und ebenfalls etwas unternehmen müssten. Du wirst verstehen, dass die aus ihrer Heimat Vertriebenen ein großes Bedürfnis haben, zeitweise zusammenzukommen. Ich würde deshalb empfehlen die Hilfsvereine, wie sie früher bereits bestanden hatten, zuzulassen. Nicht übersehen soll werden, dass sich gerade unter den Sudetendeutschen sehr viele Sozialisten befinden, die sich bei der Klemens-Gemeinde nicht wohl fühlen und am liebsten einen eigenen Verein hätten."[29]

Noch vor der „einmaligen" Großkundgebung der Klemens-Gemeinde für die „altösterreichischen Heimatvertriebenen", in der Landeshauptmann

---

[27] Bundesministerium für Inneres, Schreiben an Franz Mellich, 21. Oktober 1947; Parteiarchiv der SPÖ-Vorarlberg, Ordner 1949-1952.

[28] Richtiger Name: Nationalrat Erwin Machunze.

[29] Schreiben Franz Mellichs an Innenminister Oskar Helmer, 8. Mai 1950; Parteiarchiv der SPÖ-Vorarlberg, Ordner 1949-1952.

Ulrich Ilg am 17. Juni 1951 in Dornbirn als Hauptredner auftrat,[30] änderte die SPÖ ihre Grundhaltung: In Wien wurde 1950 eine sozialistische „Interessensgemeinschaft Volksdeutscher Heimatvertriebener" zugelassen. Eine analoge Gründung erfolgte durch Bundesrat Mellich in Vorarlberg. Der Bundesvorsitzende schrieb an ihn:

„Infolge des Umstandes, dass wir hier in Wien, sowie in Oberösterreich, Salzburg, Kärnten und Steiermark die ÖVP und auch die Kommunisten aus ihrer starken Positionen bei den volksdeutschen Landsmannschaften bereits verdrängt haben, versucht man nunmehr in Tirol und Vorarlberg, in welchen Ländern wir bislang noch keine Vertretungen haben, ausschließlich von der ÖVP beherrschte Vereine und Landsmannschaften zu schaffen. Durch dein Schreiben bin ich nun einer schweren Sorge enthoben worden ... Nur bitte ich Dich, rein privat, so lange als die volksdeutschen Genossen, die sich für die Mitarbeit in der Landesstelle melden, nicht wirklich auf Herz und Niere geprüft sind, die Leitung der Landesstelle zu behalten, da die vielen heiklen politischen Probleme, die mit der Gründung der Landesstelle sicherlich auftauchen werden, nur von einem erfahrenen Parteipolitiker gemeistert werden können."[31]

Auch Hofrat Dipl. Ing. **Helmut Hegenbart**[32] erinnerte sich noch schwach an Mellich. Er wurde 1913 in Bensen (Nordböhmen) geboren und ist im Jahre 2003 verstorben. Sein Vater besaß dort ein Baugeschäft und war von 1930 bis 1935 Bürgermeister. Nach dem Besuch des Staatsoberrealgymnasiums in Tetschen (1932-1936) studierte er an der Deutschen Technischen Hochschule in Brünn Geodäsie. Nach Ableistung des zweijährigen Präsenzdiensts im verhassten tschechischen Staat rüstete er als Unterleutnant der berittenen Abteilung ab. *„Ich wollte nicht unter Tsche-*

---

[30] Flugblatt im Besitz des Verfassers.

[31] Interessensgemeinschaft Volksdeutscher Heimatvertriebener, Zentralstelle Wien, Schreiben an Franz Mellich vom 23. Mai 1950; Parteiarchiv der SPÖ-Vorarlberg, Ordner 1949-1952. Statuten des Vereins im Parteiarchiv der SPÖ-Vorarlberg, Ordner 1949-1952.

[32] Gespräch am 31. August 2001.

chen den Stall ausmisten. Darum habe ich die Prüfungen in Tschechisch bestanden!", gibt er als Motivation für seinen militärischen Rang an.

Nach dem Anschluss des Sudetenlandes an das Deutsche Reich war er vom Jänner 1939 bis Juni 1941 Vermessungsingenieur bei der Obersten Bauleitung der Reichsautobahnen in Dresden. Den „Russlandfeldzug" erlebte er bei der „Organisation Todt" als Nachschubleiter. Nach Kriegsende lebte er zunächst in Villach, 1951 übersiedelte er mit seiner aus Wien stammenden Frau Gerda nach Feldkirch. Seit 1977 leben die Hegenbarts in Tosters. *„Das ist unsere Heimat geworden. Wir fühlen uns heute als Tostner. Das ist für uns keine Frage. Hier fühlen wir uns wohl!"*, geben beide auf die Frage nach ihrem Heimatgefühl zur Antwort.

Herr Hofrat Hegenbart hat mit 85 Jahren seine Heimatstadt Bensen noch einmal besucht. *„Ein einziger ehemaliger Volksschüler hat mich noch gekannt, sonst war niemand mehr da. Zurück zu den Tschechen wollte ich nie. Es wäre ja auch nicht gegangen. Die Heimat war für mich nach 1945 unwiederbringlich verloren!"* Seine hochinteressanten Erinnerungen hat er für seine Kinder schriftlich festgehalten. Das Manuskript umfasst über 200 Seiten und behandelt den Zeitraum von 1913 bis 1951, bis zu jenem Jahr, in dem er nach Vorarlberg umgesiedelt ist. Kurz zuvor hatte der „Altösterreicher" die österreichische Staatsbürgerschaft wiedererlangt. In Feldkirch engagierte er sich für die Sudetendeutschen, organisierte Treffen und war jahrzehntelang im Verein der Sudetendeutschen in führender Position tätig. Beim Pensionsantritt (1978) erhielt er das „Große Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich".[33]

„Ich hätte es mir an der Wiege nicht träumen lassen, dass ich einmal in der Welt so umhergetrieben würde, bis ich nun in Tosters eine neue Heimat gefunden habe. Wenn ich alles in allem rechne, sind wir acht Mal übersiedelt!" Obwohl Tosters nun zur Heimat geworden ist, hängt das Herz noch an Bensen, und mit Stolz zeigt der greise Hofrat die Bilder von seinem Besuch in jener Stadt, in der er seine Jugend verbracht hat.

Die schönste Zeit habe er während seines Studiums in Brünn erlebt, schreibt Hofrat Hegenbart in seinen Memoiren. In Brünn ist auch Frau Johanna Burtscher, die Mutter des derzeitigen ORF-Chefs in Vorarlberg, aufgewachsen.

„Eine Kollektivschuld gibt es keine..."

Frau **Johanna Burtscher,** geb. Sigmund, wurde am 28. Juni 1920 in Brünn geboren (sie ist 2003 verstorben). Ihr Vater war Musiker und unterrichtete an der Musikakademie, ihre Mutter war ausgebildete Sängerin. Sie selbst besuchte die Lehrerbildungsanstalt. Aber die Musik begeisterte auch sie und ließ sie ihr Lebtag lang nicht los: Sie wurde das erste weibliche Ehrenmitglied des Vorarlberger Sängerbundes.

Johanna Burtscher, um 1980

Ihr Lebenslauf weist viele Parallelen zu jenem der Nitschmann-Familie auf, zumindest was das historische Umfeld betrifft. *„Unsere Familie und das Milieu, aus dem ich stamme, war ganz deutsch geprägt. Zwar war Brünn eine gemischtsprachige Stadt, in der Deutsch und Tschechisch gesprochen wurde, doch der Freundeskreis unserer Familie war rein deutsch. Auch das politische Ziel war klar: Wir waren Mitglieder beim ‚Bund der Deutschen'."* Um die Zeitsituation zu illustrieren, erzählt sie die Geschichte ihrer Großmutter:

„Diese Großmutter stammte aus Oberhollabrunn. Sie hat ihr Leben lang kein einziges Wort Tschechisch gesprochen. 1935 ist sie verstorben. Und nun kam es beim Begräbnis zum Eklat. Der Pfarrer hat die Gebete auf Tschechisch gesprochen. Das war für uns wie ein Schlag ins Gesicht, eine Provokation. Man sieht, das Nationale überlagerte damals das Religiöse."

Die Ausbildung zur Lehrerin erfolgte in der „Deutschen Staatslehrerbildungsanstalt mit Koedukation" in Brünn. Dort befanden sich lauter deutschsprachige Student(inn)en, die aus der ganzen Tschechoslowakei stammten. Eine solche Lehrerausbildungsstätte gab es in der Republik Tschechoslowakei nur noch in Prag.

Die nationale Gesinnung der angehenden Lehrkräfte zeigte sich schon in der Kleidung: *„Unsere inoffizielle Schultracht war das Dirndl mit weißen Strümpfen."* Als ausgebildete Lehrerin wurde Johanna Sigmund in Gewitsch eingesetzt. Dieser kleine Ort an der Nordgrenze von Mähren lag im gemischtsprachigen Gebiet. Dort gab es eine neue deutschsprachige Schule. Später unterrichtete sie an der einklassigen Volksschule in Lösch bei Brünn, in einem rein tschechischen Gebiet. Hier steht das Schloss der bekannten Familie Belcredi.

„Von 1940 bis 1943 leistete ich meinen Kriegseinsatz in einer Kleiderfabrik. Nach Kriegsende kam für uns der Zahltag: Ein Jahr lang musste ich Zwangsarbeit leisten und Schwerarbeit auf dem Feld bei schlechter Ernährung verrichten. Wir sind in Formation marschiert, mit einem weißen Band als Kennzeichen. Einige Tschechen haben uns bespuckt, wir mussten durch ein Spalier des Hasses laufen. Als Lehrerin war man besonders abgestempelt. Zunächst war ich in Königsfeld bei Brünn interniert. Zu zehnt waren wir in einer ‚Wohnung' untergebracht, die wir herrichten mussten. Wir waren richtige ‚Zwangstrümmerfrauen'. In der Schule haben wir die Böden und Wände geflickt. Allerdings muss ich sagen, dass die tschechischen Lehrer dort hochanständig waren und uns auch Brot gebracht haben. Da die Lehrerbibliothek funktionsunfähig war, wurde ich zum Schreiben der Katalogzettel eingesetzt. Das war erträglich.

Deutsch zu sprechen war uns streng verboten. In diesem Jahr 1945/46 mussten wir untereinander Tschechisch reden. In dieser Zeit habe ich sogar auf Tschechisch gedacht und geträumt. Auf Grund der Beneš-Dekrete wurde unsere ganze Familie, auch Vater und Mutter, ausgesiedelt. Mit 70 kg Gepäck auf dem Lastauto kamen sie in Wien an. Mein herzkranker Vater, der ein monarchistisch gesinnter Altösterreicher

geblieben war, konnte vor mir das Land verlassen. Anderen in der Familie ist es noch schlechter ergangen: Ein Onkel, der im Protektorat Böhmen Obmann des Deutschen Kulturverbands gewesen war, wurde in diesen Tagen zu Tode geprügelt! Meine ganze Verwandtschaft wurde ausgesiedelt. Die meisten sind nach Deutschland gegangen – und wir haben uns erst allmählich wieder gefunden."

Dass Frau Burtscher nach ihrer Vertreibung aus der Tschechoslowakei in Vorarlberg landete, hing mit einer Zufallsbekanntschaft während des Krieges zusammen. Bei einem Gesangsauftritt für Soldaten lernte sie den Feldkircher Chirurgen Primar Dr. Karl Moosmann kennen. Dieser korrespondierte mit ihr und suchte sie nach Kriegsende in Brünn. Über seine Vermittlung kam sie nach Vorarlberg. Dessen Freund Dr. Alois Madlener verschaffte ihr in Klaus die erste Bleibe. Sie wurde in einem Zimmer bei einem Bauern einquartiert. *„Insgesamt war meine Situation erträglich. Wählerisch durfte ich in meiner Lage ja nicht sein!*

Von Vorarlberg wusste ich zuvor überhaupt nichts. Das Land kannte ich nur aus den Erzählungen von Dr. Karl Moosmann. Der schwärmte von einem Land, in dem Milch und Honig fließen. Und ich habe keinen Schock erlitten, als ich hier angekommen bin."

Noch im Jahre 1946 erhielt die Heimatvertriebene eine Anstellung bei der Handelskammer in Feldkirch. Bis 1938 war Frau Sigmund tschechische Staatsbürgerin gewesen, dann Angehörige des Deutschen Reiches. Seit 1945 galt sie als staatenlos und war nun mit einem „Viersprachenpass" ausgestattet. Doch bald lernte sie ihren künftigen Mann, der ebenfalls bei der Handelskammer arbeitete, kennen. Und so wurde sie Österreicherin.

Dkfm. Dr. Otto Burtscher war *„ein angesehener Akademiker"*. Die rasche Heirat mit *„einer Zugezogenen"* beförderte den Dorfklatsch. *„Es wurde schon gefragt, warum er keine ‚Doige' geheiratet hat! Aber das legte sich bald. Denn ich habe mich rasch heimisch gefühlt und integriert."*

Für die schnelle Integration war der Kirchenchor von entscheidender Bedeutung. Im Jahr 1948 durfte die junge Frau in der Kirche bei einer Messe, die sie gut kannte, mitsingen. *„Dies war ein wichtiger Schritt für*

mich, hier heimisch zu werden. Mit der Heirat in der Wiener Burgkapelle war ich dann endgültig Österreicherin. Natürlich gewinnt man eine neue Heimat nur Schritt für Schritt. In diesem Prozess waren für mich die Vereine besonders wichtig. Darum ist heute, obwohl ich in Tosters lebe, Nofels meine eigentliche Heimat. Dreißig Jahre leitete ich den Chor ‚Frohsinn' in Nofels."

Die Geburtsstadt Brünn wurde für sie *„eine endgültig verlorene Heimat"*. Sie war nur zwei-, dreimal in den letzten Jahrzehnten dort.

„Mein Geburtshaus ist ausgebombt. Jetzt wohnen dort Tschechen. Ich habe sie einmal besucht. Aber das Milieu, das Umfeld ist jetzt völlig anders als in meiner Jugendzeit. Ich habe keinen inneren Bezug mehr dazu. Für unsere Familie war es nicht schwer, sich in Österreich zurecht zu finden. Bei meinem Vater erfolgte der Übergang zum Österreichersein nahtlos. Die Tschechoslowakei war für ihn stets ein fremdes Land geblieben. Er war sehr auf das Praktische ausgerichtet. Hier in Vorarlberg wohnte er mit meiner Mutter zunächst bei einem Zöllner, dann bekamen meine Eltern in Tosters eine Wohnung. Später lebten sie im ‚Mönig-Haus'. Mein Vater arbeitete als Musiker meistens in der Schweiz. Er hatte nur punktuelles Heimweh und fand sich mit der neuen Situation rasch ab, bei meiner Mutter dauerte der Umstellungsprozess etwas länger. Aber auch sie ist Vorarlbergerin geworden und hat mit mir bei den Jahrgängerausflügen teilgenommen. Gearbeitet hat sie als Sekretärin bei Dr. Moosmann im Spital. Verstorben ist sie im Jahre 1991. In der Familie hat man von der Vergangenheit wenig gesprochen. Es galt, die Zukunft zu gestalten. Die Familiengespräche waren deshalb sehr zukunftsorientiert."

Frau Burtscher legt Wert darauf, keine „Sudetendeutsche" zu sein. Sie definiert sich über das Bezugsfeld „Altösterreich". Die Identität ihrer Familie wurzelt in der untergegangenen Donaumonarchie.

Die heutige Entschädigungsdebatte und die Diskussion um die Beneš-Dekrete sieht sie sehr pragmatisch: *„Diese Dekrete waren 1945/46 eine Reaktion auf voriges Unrecht. Gewalt darf jedoch prinzipiell nicht mit Gewalt vergolten werden. Es ist in diesem Land zu viel passiert. Der*

Bruch zwischen den Deutschen und den Tschechen ist nicht kittbar, ein Zusammenleben unmöglich. Deshalb bestand und besteht auch keine Hoffnung zurückzukehren. Dieses Kapitel der Geschichte ist endgültig abgeschlossen. Brünn ist für mich seit 1947 ein emotionaler Verlust, der nicht zu ändern ist. Die Diskussion um die Beneš-Dekrete nützt nichts. Die damaligen Entscheidungen sind irreversibel."

Eine historische Sentimentalität leistete sie sich dennoch: Sie las noch zum Zeitpunkt dieses Interviews den „Brünner Heimatboten", das Organ der Sudetendeutschen Landsmannschaft.

Bei der Beerdigung des Vaters im Jahre 1954 waren zahlreiche „Sudetendeutsche" anwesend. Ansonsten gab es zu den einstigen Landsleuten aus der Tschechoslowakei keine engeren Verbindungen. Auch Frau Burtscher erinnerte sich an SPÖ-Bundesrat Mellich, der ihr mit Bezugsscheinen und Kleidern in der schwierigen Anfangsphase ausgeholfen hat.

In diesen ersten Jahren ihres Aufenthalts in Tosters hatte auch Frau Burtscher noch Verständigungsprobleme. *„Ja, zunächst gab es eine Sprachbarriere. Die Kinder haben mir allmählich die Dialektwörter beigebracht. Zu Hause habe ich später mit meinem Mann Dialekt gesprochen. Für meine Mutter war der alemannische Dialekt jedoch eine Fremdsprache. Sie hat ihn nie beherrscht. Deshalb haben ihre Enkel mit ihr hochdeutsch gesprochen."*

Diese Enkel kennen die ursprüngliche Heimat ihrer Familie mütterlicherseits nur wenig. Wolfgang (Jg. 1948), Christian (Jg. 1950) und Renate (Jg. 1954) haben – so die Mutter – nur recht eingeschränkte Beziehungen zu Brünn. *„Man muss von einer gekappten Familientradition sprechen. Allerdings war Christian*[34] *erst unlängst in Brünn auf Spurensuche: Das Familiengrab ist noch vorhanden, die Grabinschrift meiner Großeltern ist jedoch getilgt."*

Der Ex-Lehrerin liegen Revanche-Gedanken fern: Aus der unglückseligen Geschichte ihrer Heimat in der ersten Hälfte des vergangenen Jahr-

---

[34] Mag. Christian Burtscher, Gymnasiallehrer und Ex-Landtagsabgeordneter der „Grünen" in Salzburg.

hunderts sollten ihrer Meinung nach Schlüsse für die Zukunft gezogen werden: *„Es gibt keine Kollektivschuld. Weder bei den Deutschsprachigen, noch bei den Tschechen. Ich erhalte Besuch von einem netten Tschechen. Es gibt in der Geschichte nur individuelle Schuldzuweisungen, niemals eine Kollektivhaftung für geschehene Verbrechen!"*

An ihre Ursprungsheimat erinnerte sie manchmal in Tosters Zdenka Brixa aus Prag. Mit ihr wechselte sie manchmal ein paar tschechische Worte. Aber wenn sie zurückschaut, hat es sie *„nie gereut nach Vorarlberg, nach Tosters, gekommen zu sein. Das Schicksal hat es so gewollt."*

Die bisher beschriebenen Frauenschicksale haben ein Gemeinsames: den Verlust der Heimat in Folge des Zweiten Weltkrieges. In der so genannten „Wiederaufbauzeit" kamen dann Arbeitsmigranten und -migrantinnen aus „Innerösterreich" freiwillig in den angeblich „goldenen Westen". Doch auch diese „Zuazügler" oder „Usländr" aus dem politisch-ideologisch negativ besetzten (Süd-)Osten des Bundesgebietes hatten es meist in den Anfangsjahren schwer, im „Alemannenland" Fuß zu fassen. Ein Zuwanderungsmuster lässt sich immer wieder feststellen: Erst wenn neue Arbeitskräfte kamen, die sich in der sozialen Pyramide unten einklinken mussten, konnten sich die Vorherigen im „alemannischen Umfeld" besser behaupten.

Dieses Zuwanderungsmilieu wurde in den letzten Jahren mehrfach beschrieben.[35] Deshalb soll an dieser Stelle ein Zuwanderer vorgestellt werden, der nicht dem Textil- oder Metallarbeitermilieu angehört.

„Ich sitze am Stammtisch der Urtostner..."

Auch **Georg Rösler** (Jg. 1933) stammt – wie viele „Innerösterreicher" – aus einem katholisch-bäuerlichen Milieu. Er wurde in Schöngrabern bei Hollabrunn in Niederösterreich geboren. Da die Landwirtschaft keine besondere Zukunftsperspektive bot, machte er bei der Firma Meinl in

[35] Siehe auch Bundschuh, Altach – „Fremd fühlte man sich zunächst schon", in diesem Band.

Hollabrunn eine kaufmännische Lehre. Auf Grund der Lebenssituation in der sowjetischen Zone schwierig war, ließ er sich 1950 zur Ausbildung nach Bregenz versetzen. *„Hier in Vorarlberg war die ökonomische Situation wesentlich besser als in der russischen Zone. In Vorarlberg waren die Franzosen. Und man sprach tatsächlich bei uns vom goldenen Westen. Die Ernährungslage war im Westen besser als im Osten."*

Mit siebzehneinhalb Jahren kam Herr Rösler nach Bregenz, um hier für ein halbes Jahr seine Ausbildung fortzusetzen. Ihm erging es wie vielen Zuwanderern: Sein Lebensplan gestaltete sich anders als zunächst geplant. Aus einem von der Firma angeordneten Ausbildungsaufenthalt von wenigen Monaten wurde eine dauerhafte Niederlassung.

Georg Rösler 1993

Als der junge Bursche ankam, hatte er keine konkreten Vorstellungen von Vorarlberg: *„Das Einzige, was ich wusste, war, dass Vorarlberg ganz nahe bei der Schweiz liegt. Ich bin gerne zur Weiterbildung von Niederösterreich weggegangen, aber dass ich so lange bleiben würde, war wirklich nicht geplant."*

In der Meinl-Filiale war er nicht der einzige Zugewanderte: Sein Filialleiter stammte aus Tirol. Und der Bauernbub aus Niederösterreich wurde tüchtig eingespannt: *„In unserer Branche war es durchaus üblich, bis zehn oder elf Uhr am Abend im Geschäft zu arbeiten. Die Freizeit war sehr kärglich bemessen. Aber ich war ja nicht gekommen, um mich zu vergnügen. Die ersten Jahre waren schon schwierig: Ich habe fast nichts verdient. Mein Lohn ging*

fürs Leben drauf. Ich habe 800 Schillinge bekommen. Für Kost und Logis musste ich 750 Schillinge zahlen! Auch habe ich zunächst wenig verstanden. Der heimische Dialekt war für mich sehr ungewohnt. Sehr geholfen hat mir die Zimmerwirtin: Ich wohnte mit fünf weiteren Burschen zusammen. Das waren Lustenauer und Bregenzerwälder, die die HTL in Bregenz besuchten. Da hat es zunächst schon Verständigungsschwierigkeiten gegeben!"

Herr Rösler hat sich der Vorarlberger Umgebung völlig angepasst und fühlt sich hier heimisch. Für ihn sei es auch immer klar gewesen, dass vom Zuwanderer eine Integrationsleistung erbracht werden müsse. *„Für mich war es selbstverständlich, sich an die Umgebung anzupassen. Natürlich hat es Mentalitätsunterschiede zwischen meiner Ursprungsheimat und meiner Wahlheimat gegeben. Aber sich der herrschenden Mentalität anzupassen ist absolut notwendig. Integration heißt für mich nichts anderes, als sich anzupassen. Aber ich habe das gerne getan. Denn die Vorarlberger Mentalität gefällt mir. Der Vorarlberger ist ein offener, gerader Mensch, auf den man sich verlassen kann."*

Herr Röslers „Alemannenlob" würde in ein altes Vorarlberger Heimatbuch passen. Voller Lob ist er über die hier – angeblich – anzutreffenden Kardinaltugenden, und er entwirft ein durch und durch positives Vorarlbergbild, das durch seine Erfahrungen aus dem Geschäftsleben empirisch untermauert werde. *„Ich bin heute Vorarlberger und schätze die Lebensqualität in diesem Lande. Zur Lebensqualität zählen die Berge, die Wälder, die Seen und der Freundeskreis."*

Schritt für Schritt kletterte der einstige Bauernbub aus Niederösterreich die Angestellten-Karriereleiter empor: Er wird Erster Verkäufer, 1957 bekommt er die Filialleitung in Dornbirn anvertraut, 1968 übernimmt er die Leitung der Meinl-Filiale in Feldkirch. Denn damit erspart er sich das Pendeln zum Arbeitsplatz: Seit seiner Heirat im Jahre 1960 mit Renate (geb. Greiter) wohnt er in Tosters und hat mit ihr das Haus seiner Schwiegereltern Alois und Maria Greiter in der „Alten Siedlung" übernommen und umgebaut.

Die Frage, ob er als „Innerösterreicher" in dieser Umgebung nicht mit Vorurteilen konfrontiert worden sei, beantwortet er wie folgt: *„Ich zählte mich nicht zu den ‚Innerösterreichern'. Damit war doch eine ganz bestimmte soziale Schicht von Zuzüglern gemeint. Durch das Geschäft kannte ich viele Menschen und baute mir einen großen Bekanntenkreis auf. Und auch die verstanden unter ‚Innerösterreicher' einen bestimmten Typus. Vorbehalte gegen diese Zuwanderer waren durchaus berechtigt. Und von denen habe ich mich abgegrenzt!"*

Die Chormitgliedschaft beim „Liederhort Tosters" war ein wichtiger Integrationsschritt für den Filialleiter. Unter Chorleiter Harry Schöch ging er zwei Mal mit auf die Chortournee nach Kanada: *„Ein unvergessliches Erlebnis. Ausgewachsene Mannsbilder, Holzfäller, weinten bei unserem Auftritt, so ergriffen waren sie!"*

Doch Herr Rösler singt nicht nur beim Chor. Er ist auch Mitglied beim Krippenbauverein. Seit Jahren besucht er deshalb mit vier weiteren Hobby-Schnitzern die Schnitzschule im Tiroler Lechtal.

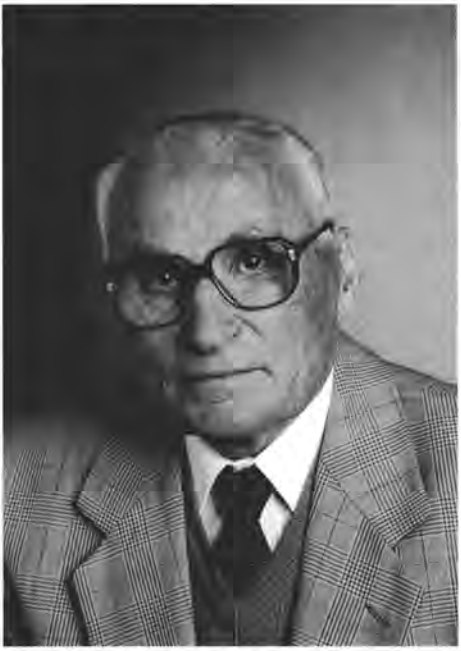
Seit über vierzig Jahren wohnt Herr Rösler nunmehr in Tosters. Während er sich hier schon völlig heimisch fühlte, hofften seine Eltern lange Zeit immer noch, dass er eines Tages wieder zurückkomme. *„Wenn ich in mein Heimatdorf auf Besuch komme, bin ich noch heute der ‚Rösler-Bub'. Der Hof wird von meinem Bruder bewirtschaftet. Eine Rückkehr auf Dauer ist jedoch für mich ausgeschlossen: In Tosters leben meine Frau und mein Sohn; meine Tochter, der Schwiegersohn und die Enkelkinder wohnen in Rankweil. Nach Niederösterreich fahre ich gerne in den Urlaub, denn das schönere Leben habe ich sicher hier in Vorarlberg!"*

Und zur Bekräftigung seiner Aussage fügt er hinzu: *"Jetzt ist Tosters meine Heimat. Und auch hier werde ich akzeptiert: Ich sitze am Stammtisch der Urtostner!"*

„Ich bin ein Alemanne des Balkans..."

Gantscho Dimitrow (Egelstraße 35) wurde am 27. März 1918 in der Nähe von Veliko Tarnovo, der bulgarischen Hauptstadt vor der osmanischen Herrschaft, geboren. Er stammt aus einer Kleinbauernfamilie.[36]

Da sein Vater verstarb, als er ein Jahr alt war, wuchs er in großer Armut auf. Die kleine Landwirtschaft reichte gerade fürs Überleben. Die Mutter musste ihn und seine vier Brüder und zwei Schwestern, die er alle überlebt hat, unter Entbehrungen großziehen. *„Es war sehr, sehr schwierig, mit zwei, drei Kühen und ein paar Schafen und Ziegen zu überleben. Deshalb bin ich auch früh weggegangen. Seit meinem 14. Lebensjahr bin ich in der Fremde, im Ausland. Obwohl ich ein guter Schüler war, erlaubten es die Familienumstände nicht, dass ich eine weiterführende Schule besuchen konnte. Gärtner nahmen mich nach Brünn mit, denn dort gab es etliche bulgarische Gärtnereien. So bin auch ich Gärtner geworden. Und bin es geblieben bis zu meiner Pensionierung im Jahre 1983."*



Gantscho Dimitrow 2001

Im Jahre 1939 musste er zurück nach Bulgarien und wurde zum Militär eingezogen. Mit Wehmut erinnert er sich heute zurück an König Boris III., der mit Hitler-Deutschland

---

[36] Gespräch am 20. April 2001. Sprachduktus leicht abgeändert. Er spricht mit einem bulgarischen Akzent.

verbündet war: *„Natürlich, wir alle waren Monarchisten. Wir haben zu unserem König gehalten. Bedingungslos!"*

Als er 1941 abrüsten konnte, ging er für zwei Jahre wieder nach Brünn, wo er den Gärtner-Gewerbeschein erhielt. Aber nach der allgemeinen Mobilisierung musste er nach Bulgarien zurückkehren. Dort hatten sich die politischen Verhältnisse entscheidend verändert. Nach dem mysteriösen und ungeklärten Tod von Zar Boris III. hatte der sechsjährige Sohn Simeon die Nachfolge seines Vaters angetreten, und Bulgarien war jetzt nicht mehr mit Hitler-Deutschland verbündet. Aus Freunden waren nunmehr Feinde geworden. 14 Tage lang weigerte sich sein Regiment, gegen „die Deutschen" in Jugoslawien zu kämpfen. *„Vorher waren wir mit den Deutschen verbündet, jetzt sollten wir gegen sie kämpfen? Wir wollten das nicht, schließlich mussten wir doch. Das taten wir nicht gerne. Aber was kann der kleine Soldat machen? Aber für mich war damals schon klar: Ich will nicht in einem kommunistischen Bulgarien leben. Ich wollte schon damals weg, nur weg. Mir war einfach klar, dass es nicht gut wird. Ich wollte ein freier Mensch sein. Das konnte ich in diesem Bulgarien nicht sein. Aber Auswanderung war sehr schwierig. Als noch Krieg war, war es unmöglich. Nach den Wahlen von 1946, nach dem Sieg der Kommunisten, war es sehr schwer. Sie haben uns alles genommen, die kleine Landwirtschaft, sie haben unsere Lebensgrundlage vernichtet. Durch die Kollektivierung sind wir um alles gekommen. Ich hasste die Kommunisten, und deshalb wollte ich schnellstens gehen. Ich habe meine Schuhe verkauft, um Geld für die Dokumente zu bekommen. Alles, was wir hatten, habe ich verkauft um die Auswandererssteuer bezahlen zu können. 1947 konnte ich endlich mit meiner Familie legal das Land verlassen. O welches Glück wir hatten! Drei Monate später war die Grenze zu. Meine Schulkameraden, die bleiben mussten, beneideten mich. Aber da ich vorher schon im Ausland gewesen war, kannte ich den Westen. Und ein älterer Bruder lebte als Gärtner in Graz. Ich wollte in ein westliches Land. Aber Graz war mir zu nahe bei der russischen*

Besatzungszone. Deshalb ging ich im November 1947 nach Wels. Dort fühlte ich mich sicherer vor den Russen."[37]

Herr Gantscho Dimitrow ist auf seine bulgarische Herkunft stolz: Deshalb hat er auch die bulgarische Staatsbürgerschaft nicht zurückgelegt. Stolz ist er jedoch besonders darauf, ein bulgarischer Gärtner zu sein. Ein zentrales Gesprächsthema für ihn ist die Schilderung der Leistung bulgarischer Gärtner für die Versorgung der Wiener Bevölkerung in Not- und Krisenzeiten: Besonders während des Zweiten Weltkriegs und in der unmittelbaren Nachkriegszeit habe die Versorgung der Bevölkerung mit Gemüse durch diese Gärtner zum Überleben beigetragen. Vor über 120 Jahren seien die ersten Gärtner aus Bulgarien nach Wiener Neustadt gekommen, weiß er zu berichten, und voller Selbstachtung streicht er ihre Tüchtigkeit hervor:

"Sie haben in Österreich einen ausgezeichneten Ruf. Keine Verbrechen, keine Polizei, alles ehrliche bulgarische Gärtner, das hat auch der Wiener Polizeipräsident uns bestätigt. Die Nation der Bulgaren macht keine Scherereien wie andere Einwanderer. Wir sind lauter aufrichtige Menschen, Bulgaren sind ehrlich und haben deshalb auch keine Schwierigkeiten in Österreich. Wir werden akzeptiert und geschätzt, und deshalb ist Österreich auch ohne Schwierigkeiten meine zweite Heimat geworden."

Diese Selbsteinschätzung vom „ehrlichen Bulgaren", auf den er stolz sein kann, ist für seine Identität sehr wichtig, und er untermauert seine Feststellung *„Bulgaren sind ehrliche Leute"* mit angeblichen Fakten aus der Kriminalstatistik und einer von ihm wahrgenommenen Aussage *„des Polizeipräsidenten"*. Dieser habe gesagt: *„Bulgaren machen uns niemals Schwierigkeiten. Es gibt keine Bulgaren in der Verbrecherkartei"* – und das bestätige auch seine eigene Erfahrung.

Die Geschichte der bulgarischen Gärtner in Österreich reicht – wie Herr Dimitrow richtigerweise anmerkt – ins 19. Jahrhundert zurück. Zahlenmäßig waren die Bulgaren als Gastarbeiter und Wanderarbeiter in der

[37] In Wirklichkeit waren die Russen allerdings noch näher!

Österreichisch-Ungarischen Monarchie eine unbedeutende Minderheit, doch durch die Konzentration auf ein Gewerbe, nämlich den Gartenbau, waren sie für die Reichshauptstadt Wien äußerst wichtig. Einige von ihnen kauften in der ländlichen Umgebung von Wien Grundstücke, und sie begannen dort mit dem Gemüseanbau. In weiterer Folge holten sie aus ihrer Heimat Saisonarbeiter. Aber auch in anderen Teilen der Monarchie siedelten sich bulgarische Gärtner an, im burgenländischen Seewinkel, in Wiener Neustadt, Graz, Linz und Salzburg. Laut Volkszählung von 1910 waren damals in Wien 410 Bulgaren anwesend.[38]

Infolge der osmanischen Herrschaft konnten die Bulgaren auf die hochstehende Gemüse-Anbaukultur der Türken zurückgreifen. Sie brachten neue Arbeitsgeräte und -methoden nach Österreich. Besondere Kenntnisse hatten sie im Anlegen von Bewässerungsanlagen. Ihre raffinierten Bewässerungssysteme ermöglichten den Gemüseanbau auf scheinbar unwirtschaftlichen Böden.

Die bulgarischen Gärtner weiteten auch die Produktpalette auf den Märkten aus: So gehen verschiedene Speisepaprika auf sie zurück, sie setzten die Frühjahrszwiebel und den Speiseporree durch und machten die Kundschaften mit den Melanzani bekannt.

Wegen ihrer Anbauerfolge entwickelten sich diese Gartenbauer zu einer ernsthaften Konkurrenz der einheimischen Gärtner. In der wirtschaftlich schwierigen Zeit nach dem Untergang der Donaumonarchie versuchten zum Beispiel die Wiener Gärtner die Bulgaren zum Sündenbock für die schlechte Versorgungslage zu stempeln. Während der austrofaschistischen Diktatur wurden die bulgarischen Gärtner von den Wiener Märkten verbannt. Nach der Okkupation Österreichs durch Hitler-Deutschland ließ man sie unbehelligt. 1945 blieben die meisten bulgarischen Gärtner in Österreich, weil man sie in ihrer Heimat nach der Machtergreifung der Kommunisten der Kollaboration mit den Nationalsozialisten verdächtigte.

Die Lebensgeschichte von Herrn Dimitrow ist in diesem Kontext zu sehen. Während er in seiner biografischen Erzählung subjektiv die

[38] John/Lichtblau, Schmelztiegel Wien, S. 64 f.

„Beliebtheit der bulgarischen Gärtner" hervorhebt, lassen die historischen Fakten die zeitweise durchaus sehr prekäre Situation dieser Zuwanderer erkennen.

Auch Gantscho Dimitrow war klar, dass er einem starken Assimilationsdruck ausgesetzt war und er sich den Gepflogenheiten in der neuen Heimat anpassen musste. Ihm sei diese Anpassungsleistung jedoch leicht gefallen. Die *„bulgarische Mentalität"* passe gut zur hiesigen.

Wie schwer dieser Anpassungsprozess jedoch war, zeigt seine Schilderung der Anfangsjahre. Zunächst musste die Sprachbarriere überwunden werden. Als Wanderhändler zog er von Marktort zu Marktort. Er konnte Bulgarisch und Tschechisch, zwei Sprachen, die der Kommunikation beim Gemüseverkauf nicht gerade sehr förderlich waren. Und so ist ihm auch eine Situation in Bad Ischl in Erinnerung geblieben: Eine Frau habe *„Gelbe Rüben"* verlangt, und er habe geantwortet: *„Ich nicht haben!"*. Das Wort „Karotten" sei ihm schon geläufig gewesen – mit „Gelben Rüben" habe er noch überhaupt nichts anfangen können. Deutsch hat er auf dem Markt im Kontakt mit seinen Kundschaften gelernt. Als *„kommunikativer und offener Mensch"* habe er zunächst mit Händen und Füßen gesprochen und dann allmählich die Sprache gelernt. *„Heute will in Tosters jeder mit mir reden, ich komme mit allen gut aus. Als Gemüsehändler musste ich auch mit allen gut auskommen. Da war die Sprache natürlich wichtig. Die Grammatik habe ich nie richtig gelernt. In Bulgarien haben die Schüler Deutsch im Gymnasium gelernt, nicht in der Hauptschule, in die ich gegangen bin. Die Kommunisten haben dann Russisch eingeführt, heute lernen sie wieder Deutsch, wegen der Touristen. Mit meiner Frau habe ich zu Hause Bulgarisch gesprochen. Doch mit den Kindern wurde Deutsch Familiensprache. Sie können nur noch ein bisschen Bulgarisch. So ist es eben: Dort, wo man ist, nimmt man die Sprache an. Aber der Dialekt hier in Vorarlberg war am Anfang schon schwer zu verstehen.*

Mein bulgarischer Akzent hilft mir manchmal: Schon nach den ersten Sätzen auf einem Amt oder bei einer Behörde werde ich gefragt: Sie sind aber nicht aus Jugoslawien, woher kommen Sie? Und wenn ich dann

antworte: ‚Aus Bulgarien!', dann werden die Leute sowieso schon freundlich. Also Diskriminierung habe ich hier nicht erlebt. Deshalb gefällt es mir hier auch so gut. Ich habe aber auch meine Grundsätze gelebt: Ich kenne meine Pflicht, ich tue meine Arbeit, und ich mache keine Probleme."

Die Lebensgeschichte und Berufslaufbahn des bulgarischen Gärtners Gantscho Dimitrow weist eine Besonderheit auf: Im Jahre 1954 wagte er den Sprung in die Selbstständigkeit, und er pachtete in Graz eine Gärtnerei. Vierzehn Jahre lang belieferte er unter anderem den Wiener Naschmarkt. Doch diese Zeit möchte er nicht noch einmal erleben. Das Unternehmerdasein erwies sich als äußerst schwierig und anstrengend. *„Es war eine harte Arbeit. Ich war oft ab drei Uhr in der Früh auf dem Feld. Es musste vorwärtsgehen. Aber ein Problem waren die Arbeitskräfte. Ich holte Jugoslawen, musste sie in Mureck an der Grenze abholen, wieder zurückbringen. Das war alles sehr nervenaufreibend. Als ich dann in der Gärtnerzeitung ein Inserat gelesen habe, dass die Firma Ganahl in Feldkirch einen Haus- und Hofgärtner sucht, da habe ich mich auf den Weg gemacht. Ich wollte diese Stelle haben, obwohl ich von Vorarlberg keine Vorstellung hatte. Ich war in Österreich weit herum gekommen, dieses Bundesland kannte ich jedoch überhaupt nicht."*

Der nebelige Tag, an dem er im Jahre 1969 am Feldkircher Bahnhof angekommen ist, hat sich tief in sein Gedächtnis eingegraben: *„Ab Landeck habe ich den Schaffner immer wieder gefragt, ob wir schon da sind. Ich wusste ja überhaupt nicht, wo ich war. Vor dem Bahnhof standen Baracken. Es war ein sehr trüber Tag. Momentan hatte ich das Gefühl, ich betrete ein fremdes Land. Ich wusste nichts von Vorarlberg. Und dann habe ich nach der ‚Villa Ganahl' gefragt. Ich war froh, dass sie nicht weit weg war. Doch dann musste ich zum Personalchef in die Firma. Dort war auch der Firmenchef. Das Gespräch dauerte mehr als zwei Stunden lang. Er wunderte sich, dass ich die Stelle wollte. Vorher war ich ja selbstständig, führte eine Gärtnerei. Aber ich wollte diese Stelle. Er hat nicht damit gerechnet, dass sich aus Graz ein bulgarischer*

Gärtner meldet. Dennoch hat er mich genommen, und ich habe es nicht bereut."

„Ordnung und Vertrauen" seien für ihn sehr wichtig, betont Herr Dimitrow immer wieder. Und dieses Lebensmotto habe er bei der Textilfirma Ganahl in hohem Maße verwirklichen können. *„Ich habe völlig selbstständig den Park der ‚roten Villa' und der ‚Villa Menti' sauber gehalten. Schön musste der Park sein, und dafür habe ich gesorgt. Der Chef Arnold Ganahl war mit mir sehr zufrieden. Da er oft verreist ist, hatte ich auch die Aufsicht über das Haus. Ich übernahm vom Briefträger die Briefe und war im Besitz des Hausschlüssels. Es entwickelte sich ein Vertrauensverhältnis. Wir haben oft stundenlang gesprochen, oft bis die Frau des Chefs, Marianne, gekommen ist. Worüber wir gesprochen haben? Über alles Mögliche. Er hat mit mir über alles geredet. Er war bei diesen Herrengesprächen oft im Morgenmantel."*

Herr Dimitrow zeichnet vom „Textilbaron" Arnold Ganahl (gest. 1976) ein Bild, das in die Tradition von einem „patriarchalischen Firmenchef", der angeblich nur „um das Wohl seiner Untergebenen" besorgt ist, passt. Eine idealistische Auffassung, wie zahlreiche neuere Untersuchungen belegen![39]

„Über die Gartenanlage und die Gespräche über Blumen" – so die Sicht des Gärtners – *„entstand ein gewisses Vertrauensverhältnis"*. Dieses „Vertrauensverhältnis" förderte die absolute Loyalität des Angestellten und gab ihm das Gefühl, *„fast ein Familienmitglied zu sein"*. Eine ähnliche Stellung wie Herr Dimitrow nahm auch der persönliche Chauffeur des Firmenchefs ein. Nur einmal hat sich der Gärtner ein Herz gefasst und ist zur Arbeiterkammer gegangen: Laut Kollektivvertrag habe er am Anfang nur brutto 19 Schilling Stundenlohn erhalten. Damit sei er zufrieden gewesen, weil er eine Dienstwohnung hatte. Die Bauarbeiter in der Firma hätten eine Wetterzulage erhalten, er sei jedoch wie ein Textil-

[39] Siehe u.a. Bundschuh, Werner: Kreist das „Blut der Ahnen"?. Zum Bild der Dornbirner Unternehmer im Werk von Hans Nägele. In: Bundschuh, Werner / Walser, Harald: Dornbirner Statt-Geschichten (= Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs Bd. 1), Dornbirn 1987, S. 29-82.

arbeiter angemeldet gewesen. Da habe er nachgefragt, ob ihm als Gärtner nicht auch eine Wetterzulage zustünde, er übe seine Arbeit doch im Freien aus. Sein *„menschlicher Chef"* habe dieses Ansinnen jedoch abgelehnt – es blieb beim vereinbarten Mindesttarif. *„Doch ich war nicht unzufrieden. Ich konnte selbstständig arbeiten, und nach dem Nachzug meiner Frau und der Kinder konnten wir ab 1971 in einer 120 Quadratmeter großen Dienstwohnung wohnen."*

Wie stark sich der Hausgärtner mit seiner Aufgabe identifizierte, zeigt folgende Episode. Als Dr. Fritz ihm eine Woche Krankenstand verordnete, fragte der Gärtner: *„Was heißt das: ‚Krankenstand'?" „Eine Woche nix Arbeit!" „Das ist nix möglich! Garten braucht Gärtner!"* Nach vier Jahren hatte er aus dem gleichen Grund den ihm zustehenden Urlaub noch nicht in Anspruch genommen! Als er diesbezüglich vom Personalchef angesprochen wurde, gab er zur Antwort: *„Brauche keine Urlaub! Will nix Urlaub! Kenne keine Urlaub, nur Arbeit!"* Dennoch wurde er schließlich „überredet", frei zu nehmen. Allerdings musste dafür ein guter Grund gefunden werden: Nach achtundzwanzig Jahren besuchte er im Dezember 1974 für drei Wochen seine Familie in Bulgarien. *„Aber ich machen nur Besuch, nicht bleiben wollen! Aber Heimat bleibt Heimat. Besuchen tu ich sie gerne, aber nicht bleiben."* Seinen Bruder hatte er zum letzten Mal 1943 gesehen, ein Wiedersehen mit der Mutter war ihm nicht mehr vergönnt. Sie war kurz zuvor verstorben. Der Traum, dass die Kommunisten nur zwei, drei Jahre regieren würden und er dann nach Bulgarien zurückkehren könnte, war bereits in den fünfziger Jahren ausgeträumt. Und mit dem Heranwachsen der Kinder erübrigte sich die Frage. Ihm war nun klar, dass er in Österreich seinen Lebensabend verbringen würde. Auch wenn er in einem Land lebte, in dem Kontakte zu den ehemaligen Landsleuten nur schwer möglich waren. Die Bulgaren in Vorarlberg lassen sich ebenso an einer Hand abzählen wie die Angehörigen der orthodoxen Kirche.

Nach der Pensionierung im Jahr 1983 musste sich die Gärtner-Familie um eine neue Bleibe kümmern, da die Dienstwohnung von der Firma anderweitig genutzt wurde. Bei der gezielten Suche im Raum Alten-

stadt/Nofels/Tosters stieß Herr Dimitrow auf das Bauobjekt in der Egelseestraße 45, in dem er heute wohnt. Ihm hätten vor allem die geographische Lage von Tosters und die Einkaufmöglichkeiten in der Nähe zugesagt. Garten wollte er keinen mehr: Seit der Pensionierung hat er mit der Gärtnerei aufgehört. *„Ich habe genug im Garten gearbeitet, habe mich genug gebückt, heute ist Fahrradfahren mein Hobby!"*

Die Übersiedelung von Feldkirch-Stadt nach Tosters sei für ihn genauso wenig ein Problem gewesen wie der Umzug von Graz nach Vorarlberg. *„Heute ist Tosters meine Heimat geworden. Auf die Leute kommt es an. Und ich bin ein Naturmensch. Von hier aus kann ich mit meinem Fahrrad Ausflüge machen. Ich sitze nicht im Gasthaus, ich fahre in die Natur hinaus."*

Bei Wind und Wetter ist der Dreiundachtzigjährige mit seinem Fahrrad unterwegs. *„Der Bürgermeister hat gesagt, ich werde hundert!"* Die Chancen stehen für den ehemaligen Gärtner nicht schlecht. Drei bulgarische Gärtner habe es in Vorarlberg gegeben: Alle seien über neunzig Jahre alt geworden. *„Heute bin ich der einzige bulgarische Gärtner in Vorarlberg. Ich kenne zumindest keinen anderen. Wir Bulgaren werden alt. Wir essen wenig Fleisch und viel Gemüse. Darum sind Gärtner so wichtig. Meine Mutter ist mit 96 im Bett gestorben, ohne vorher nur einen Tag krank gewesen zu sein."*

Ein zentrales Wort für den bulgarischen Ex-Gärtner ist das Adjektiv „stolz". *„Ich bin stolz, Bulgare zu sein, aber auch Österreicher. Und auch auf Tosters bin ich stolz." „Wofür Sie schreiben?"*, fragt er am Ende des Gesprächs den Historiker. *„Ich schreibe einen Beitrag für eine Heimatgeschichte von Tosters." „Schreibe, dass wir Bulgaren fleißige Leute sind, wir sind die Alemannen des Balkans."*

Markus Barnay hat den „Alemannen-Mythos" in seinem Standardwerk „Die Erfindung des Vorarlbergers" einer wissenschaftlichen Kritik unterzogen. Inwieweit die mentalitätsvergleichende Aussage des Gärtners einer kritischen Überprüfung Stand hält, soll an dieser Stelle nicht geklärt werden.

„Du nix alles schreiben ..."

Auch **Salko Zucic** (Jahrgang 1936)[40] stammt aus einem bäuerlichen Milieu. Heute wohnen andere Familienangehörige und er auf dem Fabriksgelände neben der Eishalle in Tosters. Aus dem Bauernsohn wurde ein Bauarbeiter, dessen Lebensweg eng mit der Arbeitsplatzsituation im Vorarlberger Baugewerbe und den konjunkturellen Schwankungen im Zuzugsland verknüpft ist.

Geboren wurde der Moslem Salko Zucic in Teslić (Bosnien). Bei seinem Eintreffen in Österreich war er jugoslawischer Staatsbürger. Heute besitzt er einen Pass der Republik Bosnien-Herzegowina, den Pass eines Staates, dessen Geschichte eng mit jener der „Donaumonarchie" verknüpft ist.

1878 durften die Truppen Kaiser Franz Josephs I. nach dem Berliner Kongress dieses Land okkupieren, 1908 wurde es annektiert. Die österreichische Verwaltung legte bereits den „Keim für die heutige Spaltung Bosniens, indem sie das Wahlvolk für den – im übrigen machtlosen – Landtag in drei Gruppen teilte: Katholiken, Orthodoxe und Moslems. Die Katholiken und Orthodoxen heißen heute Kroaten und Serben."[41]

Wie bei vielen Einwanderern war es die blanke wirtschaftliche Not, die den Bosnier bewog, die Heimat zu verlassen: *„Damals bei uns ein so schwieriges Leben. Leben war brutal. Mama, Papa, fünf Schwestern, Bruder und ich hatten nur Notwendigste zum Leben. Ein paar Kühe, Schweine, mehr nicht. Habe gehört, Österreicher brauchen Lüt. Bei uns ganz wenig Arbeit. Habe gefragt, ob Arbeitsplatz. Hat Kontingente gegeben, die Österreich und Jugoslawien ausgemacht haben. Aber Österreich hat nicht jeden genommen: Drei Kommissionen haben Gesundheit überprüft: Magen, Zahn und Kopf, alles untersuchen! 1964 ich bin gekommen mit großem Transportzug nach Wien. Ich kein Wort sprechen Deutsch. Arbeitsamt mir geben Adresse. Auf Bahnhof warten Mann von Firma. Zwei Reihen, wie beim Militär, jeder halten Plakat mit Adresse.*

---

[40] Gespräch am 23. April 2001.

[41] Siegert, Kein Pardon gegeben, S. 43.

Leopold Laufer sagen zu mir: ‚Komm du hera!' Leben zu viert in Firmenwohnung, arbeiten auf Bau. Da nix verstehen, wir für Papiere Dolmetscher haben. Nachher Sprache selber lernen."

1966 kehrte er für kurze Zeit nach Bosnien zurück. Dort war inzwischen seine erste Frau verstorben. Sehnsüchtig wartete er auf eine neue Arbeitsbewilligung. Ein Dorfnachbar arbeitete inzwischen bei der Firma Hilti & Weh-Bau in Tosters. Über dessen Vermittlung erhielt er 1969 eine Arbeitsbewilligung. Nach elf Jahren ging diese Firma in Konkurs. Der Masseverwalter Dr. Gerold Hirn „verlieh" Zucic an die Baufirma Seeburger in Nüziders, die zwei Jahre später ebenfalls die Tore schließen musste, so dass er an „Rüscher und Süß" weiter vermietet wurde. Da Rüscher in Brederis ein neues Betonwerk errichtete, landete Herr Zucic 1985 bei der Firma Nägele-Bau. Dort blieb er bis zu seiner Pensionierung 1998. Juridisch hatte er nur einen einzigen Arbeitsplatz. *„Ich auf Bau alles machen. Platten, Schächte, Trichter sauber gemacht, Rohre verlegt. Dann sie bauen bei Nägele neuen Turm. Ich nun am Computer im Mischturm Beton machen. Da ich zum ersten Mal Hilfe bekommen."*

Die Familie Zucic wohnt heute im ehemaligen Büro-Block von Hilte & Weh. Insgesamt wurden hier dreizehn Wohnungen errichtet, in denen Gastarbeiterfamilien untergebracht sind. Dreimal steht der Name „Zucic" an der Wohnungstür: Sohn und Schwiegersohn und deren Familien wohnen im gleichen Gebäude.

Der Schweizer Schriftsteller Max Frisch hat in seinem Tagebuch 1966-1971 einen oft zitierten Satz festgehalten. „Ein Herrenvolk sieht sich in Gefahr: man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen."[42] Und jeder, der gekommen ist, hat seine eigene Geschichte. Die jüngste Familiengeschichte der Zucics ist geprägt durch Vertreibung und Gewalt. Dass die Angehörigen dieser Familie zum großen Teil heute in Tosters leben, hängt mit dem furchtbaren Bürgerkrieg in Ex-Jugoslawien zusammen.

---

[42] Frisch, Tagebuch 1966-1971, S. 14 f.

Auch Salko Zucic hat sich seinen Aufenthalt in Tosters als zeitlich begrenzten Abschnitt in seinem Leben vorgestellt. 1970 ließ er seine zweite Frau, Fatima Botic, nachkommen. Sie arbeitete in den siebziger Jahren als Textilhilfsarbeiterin bei der Firma F. M. Hämmerle in Gisingen. Dann musste sie krankheitshalber aufhören. Die heute 67-jährige hat die Hoffnung nicht aufgegeben, wenigstens den eingezahlten Pensionsbeitrag zurückzuerhalten. Sie hat keinen Rechtsanspruch auf eine Frühpension, da sie die notwendigen Versicherungsjahre nicht erreicht hat. So ist sie auf ihren Mann angewiesen, der sich vom Historiker Rechtsbeistand erhofft: *„Vielleicht du mir helfen können. Bei Arbeiterkammer es heißen, keine Möglichkeit. Wenigstens das Eingezahlte wir wollen zurück ..."*

Zurück wollte die Familie liebend gerne: In Bosnien warteten Angehörige, ein Häuschen und der Grund. *„Jedes Jahr ich wollen zurück, aber es geht nix. Du wissen: in Bosnien Krieg."*

Das Häuschen, in dem er seinen Lebensabend verbringen wollte, existiert nicht mehr. Serbische Tschetniks haben das Moslem-Dorf zerstört. Die Familie Zucic hatte Glück im Unglück. Herr Zucic ist es gelungen, seine Familie – Sohn, Tochter, Schwiegertochter, Schwiegersöhne – als Flüchtlinge nach Österreich zu bringen. *„Ich an dieser Stelle vielmals Dankeschön sagen Österreich. Österreich uns das Leben gerettet. Wenn nicht kommen können, alle von Tschetniks erschossen!"*

Österreich ist seine zweite, die „Notheimat" geworden. Der Zerfall Jugoslawiens und der Bürgerkrieg haben seinen Lebensplan verändert. Zu seinen serbischen Landsleuten gibt es keinerlei Kontakte. Wer an diesem Krieg schuld ist, ist für ihn keine Frage: *"Krieg machen Profiteure. Ich immer arbeiten, nix Politik, nix von Krieg haben!"* Und dass die serbischen Tschetniks solche Profiteure sind, steht für ihn außer Zweifel.

Es ist die Aufgabe des Historikers, persönliche Berichte und biografische Notizen in einen größeren Kontext und Zusammenhang zu stellen. Die vorgestellten Biografien sollen nur einen kleinen Einblick in die Vielfalt der Zuwandererbiografien in Tosters geben. Diese Zuwanderer und Zu-

wandererinnen sind seit 1945 aus allen Herren Länder – mehr oder weniger freiwillig – auf Grund sehr unterschiedlicher Lebensschicksale hierher gekommen: Zu ihnen gehören „Studierte" wie der Historiker und Stadtrat Dr. Karlheinz Albrecht (aus Bayern), aber auch Bauarbeiter wie Salko Zucic mit seiner Familie aus Bosnien. Letzterer bringt den Artikelschreiber in Konflikt mit seinem professionellen Auftrag, zu „schreiben, wie es gewesen ist". Denn Salko Zucic bittet ihn, Informationen nicht zu verwenden. *„Wenn du das schreiben, ich oder meine Familie sein vielleicht tot, wenn ich nach Bosnien kommen. Du nicht wissen können, ob nicht Tschetnik in Tosters das lesen! Und dann? Du mir nix Garantie geben können!"*

Die Hintergründe der Flucht der Familienangehörigen nach Tosters bleiben deshalb ungeschrieben. Am Beginn dieses Artikels wurden Frauenschicksale aufgezeigt, die durch den von den Nationalsozialisten entfesselten Zweiten Weltkrieg ihre Heimat verloren haben. Am Ende des Jahrhunderts kommen wieder Menschen nach Tosters, die durch die „ethnische Säuberungen" in unserer unmittelbaren Nachbarschaft aus ihrer angestammten Heimat vertrieben worden sind. Vielleicht werden auch sie eines Tages – wie Herr Rösler – sagen können: *„Ich bin Tostner. Ich sitze am Stammtisch der Urtostner und habe das Gefühl dazuzugehören. Meine Heimat ist Tosters geworden."*

Zuerst erschienen in
Heimatkundeverein Tosters (Hg.): Tosters. Eine Dorfgeschichte. Feldkirch 2002, S. 225-255.

Mäder

"Dass ich in Mäder landen werde..."

Dorfgeschichte als Geschichte von Zuwanderern

Im Juni 2002 wurde im Gemeindesaal von Mäder das Konzept des „Heimatbuchs" vorgestellt. Bei dieser Auftaktveranstaltung unter dem Titel „Erzählte Dorfgeschichte" befragte Adolf Vallaster Zeitzeugen und Zeitzeuginnen über vergangene Tage. Im „Heimat-Teil" der Vorarlberger Nachrichten wurde darüber ausführlich berichtet: „Dabei wurden die verschiedenen Zuwanderungswellen, die Bedeutung der Stickerei, Fuhrwerkerei, die Landwirtschaft, die Kiesentnahme vom Rhein und das ‚Schollensteacha' thematisiert. Ebenfalls wurde der Wandel des öffentlichen Dienstes in der Gemeinde aufgezeigt."[1]

„Alteingesessene" wie der Schuhmacher Nikolaus Ender (Jahrgang 1920), der Gendarm Karl Eugen Ender oder der „Pöstler" Arthur Hellriegel gaben Geschichten aus dem Dorfleben zum Besten. Ihre Schilderungen aus vergangenen Tagen trafen nicht nur bei den jungen Gemeindemitgliedern auf reges Interesse, sondern vor allem auch bei jenen, die nicht hier aufgewachsen sind. Und das sind viele, denn bei Mäder handelt es sich um eine „klassische" Zuwanderergemeinde[2]. Keine Einzelmeinung war die folgende: *„Ich weiß eigentlich noch sehr wenig über die*

[1] Vorarlberger Nachrichten vom 27. Juni 2002, Heimat Feldkirch, S. 14.

[2] Zur Geschichte der Zuwanderung nach Vorarlberg siehe Thurner, Der „Goldene Westen".

Geschichte dieser Gemeinde. Ich lebe jetzt zwar schon seit den sechziger Jahren hier, aber da war viel Neues dabei", so der aus der Steiermark zugewanderte Josef Koch, dessen Haus heute ein beliebter Treffpunkt der Mäderer Pensionisten und Pensionistinnen ist.[3] Und er fügt hinzu: *„Die Anfangsjahre waren schwierig, obwohl ich super aufgenommen worden bin. Am gravierendsten war jedoch das Sprachproblem: Ich bin mir vorgekommen wie in Russland"*. Damit spricht er eine Erfahrung vieler Einwanderer an, die in diversen Lebensgeschichten eine wichtige Rolle spielt.[4]

Die Bereitschaft, seine Lebensgeschichte einem Historiker oder einer Historikerin zu erzählen und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, ist nicht selbstverständlich. Deshalb gebührt jenen ein besonderer Dank, die sich der „Mündlichen Geschichte" gestellt haben. Wie die folgenden Lebensbilder zeigen, ist damit oft ein schmerzhafter Erinnerungsprozess verbunden.

Obwohl die Auswahl der Gesprächspartner(innen) naturgemäß nicht repräsentativ ist, lassen sich aus diesen Interviews Erkenntnisse gewinnen, die die geschriebene Geschichte aussagekräftig verdichten. Zum Beispiel, dass Mäder bis weit ins 20. Jahrhundert hinein eine „arme Gemeinde" gewesen ist: *„Ich bin in Götzis aufgewachsen. Wenn wir als Buben nicht brav waren, hat man zu uns gesagt: ‚Du kommst nach Mäder!' Das war schlimmer, als wenn mit dem Jagdberg gedroht wurde! Mäder war das Letzte, absolut das Letzte! Heute wohne ich hier, und ich fühle mich sehr wohl. Wie ich nach Mäder gekommen bin? Die Grundstückpreise waren extrem niedrig. Mit 50.000 Schilling im Sack konnte man hier noch zu Beginn der achtziger Jahre einen Grund am Dorfrand kaufen. Allerdings musste man zuerst einen Brunnen schlagen, denn eine Kanalisation oder*

---

[3] Gespräch mit Josef Koch am 7.8.2002.

[4] Siehe dazu Bundschuh, Altach – „Fremd fühlte man sich zunächst schon..." ; sowie derselbe: Tosters – „Zunächst hat man uns angeschaut, als wären wir bunte Hunde..." (im vorliegenden Band).

Wasserleitung hat es damals noch nicht gegeben. Viel hat sich in der Gemeinde seit damals verändert, sehr viel."[5]

Die älteste Gesprächspartnerin ist Jahrgang 1912, die jüngste kam 1977 auf die Welt. Beide haben eines gemeinsam: *„Wir möchten, dass unsere Lebensgeschichte ein Bestandteil dieses Heimatbuches wird. Denn die jetzigen und zukünftigen Mäderer sollen wissen, wie es gewesen ist..."*[6]

„Es hat schon eine Weile gedauert, bis man akzeptiert worden ist..."

Maria Gisinger (geborene Huber), von den meisten in der Gemeinde heute liebevoll „Mizzi" genannt, kam im Oktober 1945 ins Dorf. Zu Beginn des Jahres 1941 hatte sie in Rankweil in einer Kriegstrauung den aus Mäder stammenden Adolf Gisinger geheiratet. Sie hatte ihn kurz zuvor in ihrer Heimat in Bayern kennen gelernt. Während Adolf als Soldat den Frankreich- und Russlandfeldzug mitmachte und dabei schwer verwundet wurde, lebte Maria in Memmingen. Sie war nicht allein: Sie musste für die 1934 geborene Tochter Marianne und den noch 1941 auf die Welt gekommenen Sohn Albert sorgen. Nach Kriegsende durfte die Familie nicht in Bayern bleiben, da der aus russischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrte Familienvater Österreicher war. Überstürzt und nur mit ganz wenigen Habseligkeiten machte sich Maria mit ihren Kindern auf den Weg ins Heimatdorf ihres Mannes. *„Ich musste Marianne zu ihren Großeltern voraus schicken. Sie war schon im September in Mäder, wir kamen erst im Oktober. Denn wir durften nicht gleich nach Österreich hinein. Wir mussten bei einer Freundin in Schönau bei Lindau warten. Wir hatten fast nichts dabei. Einige wenige Möbel, die von den Mäusen angenagt wurden. Und zu allem Überfluss habe ich mir beim Holzhacken noch eine Blutvergiftung zugezogen. Die Zöllner haben mich richtig gefilzt. Und sie haben mir unseren Radio, einen ‚Volksempfän-*

[5] Gespräch mit Manfred Bechtold am 1.7.2002.

[6] Gespräch mit Mira Sturn am 17.2.2004.

ger', abgenommen. Deshalb hatten wir in Mäder auch lange Zeit kein Radio, und dann erfährt man auch wenig, was draußen in der Welt vor sich geht. Aber das war sicher nicht das Schlimmste. Denn schlimm war diese Anfangszeit in Mäder für uns schon. Wir hatten zunächst nichts, buchstäblich nichts – nur etwas hatten wir im Überfluss: Heimweh, schreckliches Heimweh. Marianne war elf Jahre alt. Bei einem Kind vergeht Heimweh rascher, aber bei mir hat es lange gedauert, sehr lange."

Maria Gisinger 1942 mit Tochter Marianne und Sohn Albert

Maria Gisinger hatte eine entbehrungsreiche Jugend hinter sich. Sie war am 3. September 1914 in Erkheim (Bayern) als fünftes Kind des Maurers Engelbert Huber geboren, acht weitere Geschwister sollten folgen. *„Was soll ich über meine Kindheit erzählen? Ich denke daran zurück, dass wir nicht immer satt geworden sind. Es war nicht leicht für meine Eltern, so viele Kinder durchzubringen. Aber wir sind alle groß geworden, nur ein Kind ist gestorben. Gelebt haben wir eigentlich von unserer kleinen Landwirtschaft, die hauptsächlich von der Mutter und uns Kindern betrieben wurde. Wir hatten drei Kühe und einen kleinen Acker, auf dem wir Weizen, Roggen, Gerste und Kartoffeln anbauten. Aber gereicht hat es für so viele Mäuler trotzdem nicht. Aber eines muss ich sagen: Bei Tisch hat es keine Bevorzugung der Buben gegeben, wir haben alle gleich viel oder – besser gesagt – gleich wenig bekommen."*

Bereits mit zwölf Jahren musste sich Maria bei begüterten Bauern im Dorf als Magd verdingen. Sieben Jahre besuchte sie die Volksschule, drei Jahre die Sonntagsschule. *„Am Morgen nach der Kirche ging es in die Schule, am Nachmittag mussten wir die christliche Unterweisung mitmachen, das war Pflicht. Doch schon während der Volksschulzeit lebte ich nicht mehr zu Hause. Man war um jedes Maul froh, das man nicht mehr stopfen musste."*

Dreizehn Jahre lang hütete sie bei fremden Leuten Vieh, half im Stall und auf dem Hof. Dann war sie drei Jahre lang in einer Metzgerei beschäftigt. *„Da habe ich auch alles gemacht. Hühner gerupft und geköpft, das Schlachtvieh gemolken, was nicht leicht war. Denn diese Tiere waren unruhig."*

Viele Episoden aus dieser Zeit sind ihren Kindern geläufig: Beim Gespräch mit dem Historiker wird die hochbetagte Frau von ihren Töchtern Marianne (Jahrgang 1934) und Edeltraud (Jahrgang 1953) unterstützt.

Marianne (Ender), heute selbst schon im Rentenalter, teilt viele Erinnerungen mit ihrer Mutter. Sie erinnert sich noch sehr genau an den Umzug von Memmingen nach Mäder und an die Kriegstage, die sie als junges Mädchen mitgemacht hat: *„Während des Zweiten Weltkrieges arbeitete meine Mutter bei einer Getränkefirma in Memmingen. In der Stadt zu leben war viel schwieriger als auf dem Land. Meine Mutter wusste oft nicht, was sie auf den Tisch bringen sollte. Die Lebensmittelmarken reichten hinten und vorne nicht, und so musste ich zu den Bauern aufs Land betteln gehen. Oft sind wir zu viert gegangen. Jedes Kind hatte mehrere Säcke dabei. In eine Tüte haben wir dann von den Bauern einen Löffel Mehl oder etwas anderes bekommen. Fett war besonders begehrt, ein Ei, das war ein außergewöhnliches Fest! Doch oft, allzu oft, mussten wir Kinder unverrichteter Dinge abziehen. Die Türen wurden einfach zugeschlagen.*

Und dann gegen Ende des Krieges die ständigen Fliegerangriffe! Direkt neben unserer Wohnung hat es bei einem Luftangriff einen Toten gegeben. Wir sind jedoch noch gut davon gekommen, wir konnten über

Schutthalden ins Freie klettern. Selbst im Kindergarten hatten wir ein gepacktes Bündel dabei, um möglichst schnell in den Luftschutzkeller in der Kirche zu kommen. Was man damals als Kind erlebt hat, das vergisst man nicht! Aber trotz allem: Wenn ich zurückdenke, so hatte ich eigentlich eine schöne Kindheit."

Dieser letzte Satz verwundert, wenn man die soziale Lage der Erzählenden betrachtet. Denn Marianne war ein „lediges" Kind und verbrachte die ersten Lebensjahre bei einer Tante, die im gleichen ländlichen Milieu wie ihre Schwester Maria lebte. *„Mir ist es dort gut gegangen! Und nachdem meine Mutter geheiratet hat, war ich bei ihr. Und auch mein Stiefvater hat mich aufgenommen wie sein eigenes Kind. Da hat es nie einen Unterschied gegeben. Er hat mich auch adoptiert, so dass ich den Namen Gisinger hatte. Das war in der Anfangszeit in Mäder doch sehr wichtig."*

Die Frage, warum sie den Vater ihres ersten Kindes nicht geheiratet habe, beantwortet Maria Gisinger sehr knapp: *„Ich durfte nicht!"* Es waren keine sozialen, sondern religiöse Barrieren, die eine Verehelichung unmöglich machten. Der Kindsvater arbeitete wie sie als Taglöhner bei Bauern. Er hatte aus Sicht der Familie Huber nur einen Fehler: Er war protestantisch. Und einen Protestanten zu heiraten kam nicht in Frage!

Engelbrecht Huber war streng katholisch. Jeden Abend wurde ein Rosenkranz gebetet. Und wenn der nötige Ernst bei den Kindern fehlte, griff der Vater – so Maria – zu sehr drastischen Mitteln, um seine Kinderschar zur Raison zu bringen. *„Er war sehr streng. Nicht nur in religiösen Dingen. Einmal habe ich beim Rosenkranzbeten die Hände nicht schön gefaltet gelassen. Nachdem die erste Ermahnung nicht geholfen hat, hat er mich in die Küche genommen und dann habe ich seine Hand auf meinem nackten Hintern gespürt. Unterhosen hat man damals noch keine getragen. Beim Beten, da hat er keinen Spaß verstanden!*

In Erkheim kamen wir mit der protestantischen Minderheit gut aus. Es hat eigentlich keine Reibereien gegeben. Sie sind sogar in die katholische Kirche gekommen und ich bin auch gleich zu einem evangelischen Bauern gegeben worden. Der hat sogar geschaut, dass ich alle vier Wochen zur Beichte gegangen bin. Dafür habe ich sogar frei bekommen.

Aber als ich einen Protestanten heiraten wollte, da hat mein Vater nein gesagt. Das war für ihn unmöglich. Lieber ein lediges Kind als einen Protestanten in der Familie! Da war er unnachgiebig. Seine katholische Gesinnung hat er auch während der Hitler-Zeit beibehalten. Während die meisten Verwandten Nazis wurden, blieb er bei seiner Haltung. Deshalb hat er auch nichts vom ‚Winterhilfswerk' bekommen, obwohl seine Familie Unterstützung bitter nötig gehabt hätte. Ledige Mutter zu sein, das war allerdings nicht einfach, da haben einen die Leute schon angeschaut!"

Einen katholischen Schwiegersohn erhielt Engelbert Huber in der Person von Adolf Gisinger (1913-1982). Dieser fand in seiner Heimatgemeinde Mäder während der austrofaschistischen Zeit keine Arbeit und war deshalb als Knecht ins benachbarte Bayern gezogen. Beim Kuhhüten für einen Viehhändler in Memmingen lernte er kurz vor Beginn des Zweiten Weltkrieges Maria Huber kennen. *„Während eines Fronturlaubes wurde in Vorarlberg rasch geheiratet. In der Hochzeitsnacht hat es in das Schlafzimmer hereingeregnet, so dass wir buchstäblich einen Regenschirm aufspannen mussten! Romantisch war das nicht!"* Dennoch: Im Oktober 1941 kam Sohn Albert zur Welt.

Als Schwerverwundeter – er hatte einen Fußdurchschuss erlitten und das Bein sollte amputiert werden – wurde Adolf Gisinger nach kurzer Kriegsgefangenschaft bereits Ende Mai 1945 entlassen, und er konnte zu seiner Familie in Memmingen heimkehren. Doch – wie bereits erwähnt – die vierköpfige Familie musste sich schleunigst auf den Weg nach Österreich machen.

„Wir waren eigentlich bei den ersten, die ins Dorf zugezogen sind. Außer den Finanzern oder dem Bürgermeister aus Luxemburg.[7] *Wir waren wirklich Fremde. Damals grüßte uns kein Nachbar. Am Tag schauten sie uns nicht an und selbst in der Nacht wurden wir beobachtet. Ja, sie waren ungeheuer neugierig und haben geschaut, was wir machen. Da wir*

[7] Näheres zum „Bürgermeister aus Luxemburg" in den Ausführungen zu Helmut Hamm in diesem Beitrag.

ebenerdig wohnten, musste ich einmal sogar einen Mann vertreiben, der durch die Läden hereingeschaut hat. So wündrig und misstrauisch waren sie. Sie wollten einfach wissen, was die Neuankömmlinge machen ... selbst in der Nacht. Die ersten Jahre waren wirklich schwer, sehr schwer. Es ist nicht leicht, als Fremde in einem Dorf zu leben. Sie behandelten uns, wie später die Türken behandelt worden sind. Dabei kamen wir aus Deutschland, aus Bayern. Aber die Deutschen mochte man nicht, wegen des Krieges und Hitler. Aber wir konnten doch nichts dafür! Durch meinen Dialekt stach ich in Mäder besonders hervor. Man merkt ja heute noch, dass ich aus Bayern komme."

Marianne wurde in der Schule zunächst richtig ausgegrenzt. *„Das tut weh und einzelne Schimpfwörter vergisst man nicht. Da ging ich aber zum Lehrer – und dann ist es besser geworden."* Lehrer Burkhard Kilga habe das *„fremde Mädchen"* unter seine Fittiche genommen und dann sei es rasch besser geworden. Marianne: *„Ich hatte bald eine Freundin. Und so verflüchtigte sich das schreckliche Heimweh bald. Ich wollte zunächst zur Tante zurück, ich wollte dorthin zurück, wo ich aufgewachsen war, denn ich hatte Sehnsucht nach meiner Heimat. Nicht jedoch nach der ehemaligen Schule. Denn in der dortigen Volksschule hatte nur der etwas gegolten, der etwas hatte. Dort hatte es deutliche soziale Schranken gegeben. Hier in Mäder war das nicht so. Eigentlich waren hier alle gleich arm, die einen mehr und die anderen etwas weniger. In der Schule merkte man diesen Unterschied nicht so. Zunächst stach ich ja noch heraus: Ich hatte aus Deutschland noch zwei paar Halbschuhe mitgebracht. Alle anderen trugen ‚Knospen'. Später trug ich selbstverständlich auch solche."*

Marianne und ihre Mutter sind sich darin einig, dass sie in diesen Anfangsjahren selbst für Mäderer Verhältnisse wirklich *„arm"* gewesen seien. Allerdings habe es noch ärmere Familien gegeben. Besonders für kinderreiche Familien sei es noch schwieriger gewesen. Spontan fallen den beiden einige Namen ein: *„Denen ist es noch schlechter gegangen als uns!"*

Einen wichtigen Platz im Gespräch nimmt die Erinnerung an die Ernährungssituation in den Jahren 1945 bis 1948 ein. Das Trinken von Geiß-

milch kostete Marianne besondere Überwindung. Die Hauptspeise bestand aus gebratenen Erdäpfeln und Riebel. *„Fleisch war für uns ein Fremdwort. Die Verwandtschaft aus Deutschland hat bei den Besuchen Essen mitgebracht."*

Allerdings waren diese Besuche mit großer Hektik und mit Aufregungen verbunden. *„Wir haben uns vor diesen Besuchern regelrecht gefürchtet. Da wurde geputzt, da wurde alles in Ordnung gebracht. Schließlich hatten sie Häuser, als wir noch Untermieter waren. Das Verhältnis zu den Brüdern meiner Mutter blieb immer gespannt, denn sie haben über uns Österreicher gespöttelt"*, so die beiden Töchter.

Während die Verwandtschaft aus Bayern, die es in den *„Wiederaufbaujahren zu etwas gebracht hatte"*, mit einem gewissen Nasenrümpfen auf *„die arme Mädererin"* blickte, wurde „Mizzi" in ihrer neuen Umgebung als *„Dütsche"* ausgegrenzt. *„Adolf, mein Mann, war ein begeisterter Musikant. Aber die Blasmusikausflüge waren für mich schlimm. Ich galt bei den Einheimischen einfach nichts. Ich war und blieb jahrelang nur ‚die Dütsche'. Ich musste viel weinen."* Damals habe es ein Sprichwort gegeben: *„Ein steiniger Acker und ein deutsches Weib, dann bist du bestraft ein Leben lang."*

Verständnis für ihre schwierige Lage fand sie bei der Hausfrau, bei der die Familie Gisinger wohnte. *„Wir wohnten im Haus Nr. 63. Heute ist dort die Neue Landstraße. Die Vermieterin war gut zu uns. Sie war eigentlich am Anfang der einzig freundliche Mensch. Sie selbst war eine angeheiratete Tirolerin, die ähnliche Erfahrungen gemacht hatte."*

Die Überwindung des Gefühls, eine Fremde zu sein, dauerte lange. *„Heute gibt es diese Probleme für mich nicht mehr. Bei den Pensionistentreffen reden alle mit mir. Ich bin jetzt eine Mädererin geworden. Schließlich lebe ich seit fast sechzig Jahren hier."*

Für Marianne waren die Theatergruppe und die Katholische Jungschar ein wichtiger Schritt auf dem Weg zur Integration. Die 1953 geborene **Edeltraud** hatte es in vielem leichter als ihre um neunzehn Jahre ältere Halbschwester. *„Du bist in den mageren Jahren auf die Welt gekommen, ich in den fetten"*, meint sie scherzhaft.

Die soziale Besserstellung erfolgte in den fünfziger und sechziger Jahren schrittweise. Adolf Gisinger, der nach dem Krieg in der Schuhfabrik Mayer in Götzis und dann bei der Rheinbauleitung gearbeitet hatte, wurde in Mäder Schulwart. Edeltraud ist froh, in Mäder aufgewachsen zu sein: *„Hierher sind wegen der niedrigen Grundpreise nicht die Reichsten gekommen. Das war für uns angenehm. Das soziale Gefälle war nicht so groß. Mäder war im Gegensatz zu Koblach eine Zuzugsgemeinde. Wir Mäderer hatten allerdings deshalb auch einen schlechten Ruf. In Götzis hieß es zu meiner Schulzeit: Wenn du nicht folgst, kommst du nach Mäder! Und in der Altacher Hauptschule mussten die Mäderer zusammenhalten, denn dort hatten wir eine Sonderstellung. Die Altacher waren jene mit den hohen Kragen und den langen Hälsen, sie galten als ‚Bessere'. Da war ein deutlicher sozialer Unterschied vorhanden."*

Für ihren Bruder Martin (Jahrgang 1955) war der Sport Motor für den sozialen Aufstieg. Weil er ein sichtbares Talent hatte, durfte er die Blasmusik verlassen und sich ganz dem Fußballspiel widmen. Mit Erfolg: Als Spieler bei St. Gallen verdiente er für damalige Verhältnisse recht gut, und seine Einberufung in die österreichische Nationalmannschaft wurde in seiner Heimatgemeinde nicht ohne Stolz zur Kenntnis genommen. *„Allerdings galt in Mäder die Blasmusik mehr, und so wurde er eigentlich hier wenig gewürdigt. Das war bei der deutschen Verwandtschaft anders. Dort wurde herausgestrichen, dass seine Mutter aus Bayern kommt, und als er in der Nationalmannschaft ein Tor geschossen hat, da reklamierten sie es für sich: Schließlich sei er ja ein halber Deutscher!"*, so seine Schwester.

Maria „Mizzi" Gisinger hat die schweren Aufbaujahre nach 1945 nicht vergessen. *„Es war schon schlimm am Anfang. Es ist schwer, wenn man gar niemanden kennt und wenn man nicht akzeptiert wird, nur weil man einen anderen Dialekt hat. Aber besonders weh tut einem, wenn das eigene Kind in der Schule wegen seiner Herkunft beschimpft wird!"*

Im Dienste der Gemeinschaft:
Über 60 Jahre bei der Feuerwehr

Maria Gisingers Tochter Marianne hat in die Familie der „Vorstehers" eingeheiratet. Sie ist mit **Romuald Ender** (Jg. 1929) verehelicht. Sein Großvater Josef Ender („Lippers") war von 1888 bis 1919 Ortsvorsteher, sein Bruder Hildebert von 1978 bis April 1993 Bürgermeister.

Romuald Ender 1974

Anton Ender, sein Vater, verdiente seinen Lebensunterhalt als Landwirt und Holzhändler. Nach der achtjährigen Volksschulzeit besuchte Romuald die „Fortbildungsschule" in Götzis. In seiner Schul- und Jugendzeit half er auf dem elterlichen Bauernhof mit, doch dann machte er seine große Leidenschaft zum Beruf. Ihn interessierten vor allem Fahrzeuge: Traktoren und Autos. *„Ich bin sogar noch Holzgastraktoren gefahren. 1953, beim großen Hochwasser, war ich bei der Rheinbauleitung beschäftigt. In dieser Zeit habe ich mir auch die Praxis als LKW-Fahrer geholt. Damit war mein beruflicher Werdegang bestimmt. 35 Jahre lang arbeitete ich bei ‚Huber Trikot' in der Werkstatt und als Chauffeur im Werksverkehr."*

Mit Begeisterung erzählt er von den technologischen Neuerungen und Innovationen, die „seine Firma" mitgemacht hat.[8] *„Ich habe die technischen Veränderungen und die Baufortschritte hier in der Mäderer Fabrik von der Pike auf miterlebt. Oder die Entwicklung bei der Energieversorgung: vom Heizhaus über die zwei Dampfkessel hin zur Erdgasversorgung. Anfang der Achtzigerjahre haben über 2000 Leute bei ‚Huber' Arbeit gefunden. Hier in Mäder waren es an die 300. Ich bin – als ich noch in Götzis Chauffeur gewesen bin – bis nach Altenstadt, nach Rankweil und Göfis, ja ins ganze Vorderland gefahren, um sie abzuholen."*

Bereits mit dreizehn Jahren kam Romuald Ender zur Ortsfeuerwehr, deren Ehrenkommandant er heute ist. Von 1974 bis 1995 stand er als Kommandant an der Spitze, der Neubau des Feuerwehrhauses fiel unter seine Ägide. *„Zur Feuerwehr sind die kräftigsten Burschen gegangen, auch Frauen waren dabei. Der Brandschutz war für die Gemeinde, die aus Bauernhäusern bestand, ganz, ganz wichtig. Aber löschen war in meiner Jugendzeit nicht einfach. Es hat im Ort kein Löschauto gegeben, nur eine Handspritze. Das Ross war meistens nicht da, wenn man es gebraucht hat. So haben wir die Handspritze zum Brunnen gezogen, der ins Grundwasser geschlagen war, einen Sauger angeschlossen und Schläuche zum Brandplatz gelegt. 1944 brannte in Kommingen ein Stall. Da konnten wir das Haus retten, weil wir von Götzis aus mit einer Hochdruckleitung arbeiten konnten. Die Geschichte der Feuerwehr ist in Mäder gut dokumentiert, die kann man nachlesen. 1983 haben wir eine Festschrift herausgegeben, die die Jahre 1908 bis 1983 umfasst."*

Die Frage, ob es bei der Feuerwehr politische Lager gegeben habe, beantwortet der Ehrenkommandant differenziert: *„Ich will das so beantworten: Früher hat man bei der Aufnahme über die politische Einstellung schon geredet, da hat das Politische noch eine größere Rolle gespielt als zu meiner Zeit. Und die Alten haben schon manchmal gesagt: ‚Den hätte ich nicht genommen!' In meiner Zeit als Feuerwehrkommandant hat die politische Farbe bei der Aufnahme keine Rolle mehr gespielt! Die Zeit*

[8] Gespräch mit Romuald Ender am 30.9.2002.

war auch vorbei, in der man Mäder als ‚Klein-Moskau' bezeichnet hat, weil es hier drei, vier Kommunisten gegeben hat."

Das Dorf habe sich in den letzten Jahrzehnten völlig gewandelt. *„In meiner Jugend hat es hier 500 bis 600 Leute gegeben. Ich habe alle gekannt, die auf die Felder gekommen sind. Wenn ich heute im Dorf einkaufen gehe und es sind im Laden 20 drinnen, dann kenne ich vielleicht zwei. Der Rest ist zugezogen. Und so schaut es auch bei der Feuerwehr aus. Die Zusammensetzung hat sich völlig verändert."*

Die ersten „Fremden" im Dorf seien die Zöllner gewesen. *„Bis 1938 die Zollhäuser gebaut wurden, waren die Finanzer, die recht arm waren, auf Quartiersuche im Dorf. Natürlich war die Grenze für uns Buben auch eine Schmugglergrenze. Statt einem hat man schon einmal drei Päckchen mitgebracht. Da könnte man viele Geschichten erzählen!"* Ob nach dem „Anschluss" an das Großdeutsche Reich, als die Grenze zur Schweiz scharf bewacht wurde, hier jüdische Flüchtlinge über die Grenze gekommen seien, wollte ich wissen. *„In die Schweiz hinüber hat es einen trockenen Weg gegeben. Hier in Mäder waren auch ‚Higa'[9] zur Bewachung der Grenze eingesetzt. In Altach und Götzis sollen Wirte als Fluchthelfer tätig gewesen sein, aber darüber hat man damals nichts Genaues gewusst."*

Seine Erinnerungen an die NS-Zeit im Dorf sind noch sehr lebendig. Er erinnert sich an die ukrainische Zwangsarbeiterin „Bascha", die *„wie ein Familienmitglied bei einer Nachbarin auf dem Hof behandelt wurde"*. Und auch in Mäder habe es Euthanasieopfer gegeben: Sie seien in die Valduna gekommen, man habe sie dann nie mehr gesehen. *„Floris Heinrich war wegen Schimpfereien kurze Zeit in Dachau und Leölis waren Spanienkämpfer. Der alte Feuerwehrhauptmann hat uns Jungen bis in die Achtzigerjahre hinein begeistert von seinen Kriegserlebnissen erzählt. Vom Hörensagen weiß ich auch, dass ein Mäderer den Wehrdienst verweigert hat."*

---

[9] Hilfsgrenzangestellte

Bei diesem „Wehrdienstverweigerer" handelt es sich wahrscheinlich um Alwin Schöch, der am 24. August 1944 wegen Wehrdienstverweigerung in Gestapohaft genommen wurde. Er wurde anschließend ins Zuchthaus Rebdorf überstellt. In der ausführlichen Studie über die Opfer der NS-Militärjustiz, die von Walter Manoschek herausgegeben wurde, heißt es, dass sein weiteres Schicksal unbekannt sei.[10] Doch Alwin Schöch überlebte und kehrte nach seiner Inhaftierung nach Mäder zurück. Er galt als „Dorforiginal" und verstarb am 9. März 1989.[11]

Die Namen des NS-Bürgermeisters, des Ortsgruppenleiters und des Ortsbauernführers sind Romuald Ender geläufig: *„Als die Franzosen dann gekommen sind, kamen sie für ein paar Tage nach Brederis ins Anhaltelager, einige mussten vorübergehend im Steinbruch arbeiten."*

Als Augen- und Zeitzeuge berichtet er, wie er die Vorbereitungen zur Sprengung der Rheinbrücke miterlebt hat. *„Unsere haben ein Fuder Stroh zum Anzünden zur Brücke transportiert, die Schweizer haben die Brücke zum Sprengen durch die Anbringung von Sprengkapseln an den Brückenpfeilern vorbereitet. Vor einigen Jahren kam ich sogar ins Fernsehen. Beim Abbruch der alten Koblacher Kanalbrücke machte ich den Kapo aufmerksam, es könnten noch Sprengmittel im Fundament sein. Er sagte, ob ich einen Witz mache. Ich konnte mich nämlich erinnern, dass die Organisation Todt Vorbereitungen zur Sprengung gemacht hatte. Tatsächlich waren noch einige Kilogramm unten."* Des Weiteren erzählt er, wie zwei Besatzungsmitglieder nach der Bombardierung eines Reservelazarettes und des Mädchenheimes der Lehrerbildungsanstalt in Feldkirch mit dem Fallschirm im Raum Mäder abgesprungen sind. Bei diesem Angriff der US-Luftstreitkräfte kamen 168 Menschen ums Leben. *„Ein Fallschirmspringer wurde nie gefunden, einen haben sie sofort mitgenommen. Was mit dem passiert ist, weiß ich nicht."* Besonders beeindruckt hat ihn die Zerstörung von Friedrichshafen Ende April 1944:

---

[10] Siehe Walter, Deliktgruppen und Deliktkategorien, S. 121. Er wird dort irrtümlich „Albin" genannt. Albin war sein Vater. Auskunft Gemeindeamt Mäder vom 29.9.2003.

[11] Alwin Schöch (geb. 3.8.1908) war ledig, wohnte im Haus Neue Landstraße 23 (mittlerweile wegen des Hauptschulbaues abgebrochene kleine Villa).

„Die Stadt wurde in Schutt und Asche gelegt. Der Himmel war blutrot, und die Detonationen hat man gehört."

Bei Kriegsende war er sechzehn Jahre alt. *„In den letzten Kriegstagen wurde von einem tief fliegenden Jäger aus ein getarntes Auto der ‚Organisation Todt' beschossen. Der LKW fuhr am Haus vorbei. Sie haben ihn beschossen, und ein Geschoss ging durch den Kachelofen und kam beim Haus vorne wieder heraus. In der Nacht vor dem Einmarsch der Franzosen hat es von Lustenau her Granatfeuer gegeben. Zahlreiche Einschläge gab es im Kummen, und in Götzis haben Häuser gebrannt. Auch im Wald meines Vaters hat es Einschläge gegeben. Ich habe später Splitter der Granaten mit nach Hause genommen."*

Er wisse auch genau, dass auf dem Huber-Areal zehn Geschütze aufgestellt worden seien, die gegen Götzis gerichtet waren. Den Panzergraben beim Kobele – das ist bei der Ortseinfahrt aus Richtung Koblach - habe er zuschütten geholfen. *„Zu Hause war nach Kriegsende ein französischer Offizier einquartiert. Die einfachen Soldaten, die Marokkaner, haben mit ihren Mulis in der ‚k. k. Ärar-Hütte' gehaust. Die haben Hennen und Schafe geklaut und sie dann am Spieß gebraten. Das hat natürlich besser geschmeckt als die Verpflegungskonserven! Auch das Wild am Kummen wurde gejagt. Auch zwei Todesfälle hat es in der Zeit gegeben: Das eine Mal hat ein Mann zum Fenster herausgeschaut. Da haben die Marokkaner hinaufgeschossen und ihn getroffen. Aber das haben die französischen Offiziere nicht geduldet, da sind sie scharf vorgegangen! Weil Götzis verteidigt wurde, waren dort die Franzosen länger einquartiert als bei uns. Kurzfristig waren auch hier in Mäder zahlreiche Besatzungssoldaten untergebracht. Sie hausten zum Beispiel im Gasthaus ‚Adler' und bei Sales Ender. Die Gemeindekanzlei im Hause des Apothekers Rudolf Böckle stand unter französischer Verwaltung und es wurden dort Passierscheine fürs Grenzgebiet ausgegeben. Requiriert wurde natürlich auch: Zum Beispiel mussten alle Motorräder abgeliefert werden. Die wurden dann in Feldkirch gesammelt. Als Bub bin ich hinaufgegangen und habe mir die Maschinen, die am Leonhardsplatz gestanden sind, angesehen. Die haben mich mächtig interessiert."*

Auch sei er Augenzeuge der Sprengung des Stollens im Breitenberg gewesen: *„Nach der Zerstörung der Rüstungsbetriebe in Friedrichshafen wurden die unterirdischen Anlagen im Breitenberg weiter ausgebaut. Die Friedrichshafner Zahnradfabrik produzierte gegen Kriegsende im Hohenemser Steinbruch. Die Franzosen haben dann die Drehbänke, Werkzeugkisten etc. abtransportiert, bevor sie die Stollen gesprengt haben. Aber auch Einheimische haben sich bedient. An die Sprengung kann ich mich gut erinnern: Da hat es eine gewaltige Druckwelle gegeben!"*

Mit „den Besatzern" habe man gut handeln können: *„Für Schnaps – und den hatten wir – hat man von den Franzosen alles bekommen können. Heute kann man sich das gar nicht mehr vorstellen, was es für uns Jugendliche damals bedeutet hat, ein Stück Schokolade zu ergattern! In der unmittelbaren Nachkriegszeit ist die Versorgungslage sehr schlecht gewesen, nur den Bauern ist es etwas besser gegangen. Und so kamen Tauschgeschäfte zustande, von denen beide Seiten profitiert haben. Die Franzosen haben sogar Pferde aus Belgien herbeigeschafft."*

Das Einsetzen der „Wirtschaftswunderjahre" sei mit dem Zuzug der „Innerösterreicher" Hand in Hand gegangen. *„Die Kärntner und Steirer waren bei den großen Baufirmen – etwa bei Hilti – beschäftigt. Zunächst waren sie in Untermiete, später haben sie dann eigene Häuser gebaut. Zwischen den Einheimischen und diesen Zuwanderern hat es manchen Konflikt gegeben. Bei den Dorffesten und bei bunten Abenden waren Raufereien an der Tagesordnung: Hauptkampfobjekt waren natürlich die Mädchen! In den Sechzigerjahren kamen dann die Jugoslawen und die Türken in die Gemeinde: Zu den ältesten Zuwanderern gehören Herr Balcic im Feldweg, dessen Tochter heute Kindergärtnerin in Mäder ist, oder Mustafa Sehic, der heute Vorarbeiter ist und im Huber-Block wohnt."*

Für viele Arbeiter sei Mäder eine Durchgangsstation in die Schweiz gewesen. *„Dort waren die Löhne deutlich höher als bei uns. Bei uns wurden sie ein halbes Jahr lang in der Fabrik angelernt, und dann sind sie in die Schweiz gewechselt. Wir waren ein Sprungbrett. Doch viele*

sind auch geblieben, für immer. Es hat sich eine typische Struktur herausgebildet: Drei, vier Einheimische waren zum Beispiel in der Färberei Vorarbeiter, dann hat es ein Drittel Jugoslawen gegeben, der Rest waren Türken. Dabei wurden die Jugoslawen besser akzeptiert."

Doch die Zeit, in der seine Frau wegen ihrer Herkunft in der Schule beschimpft worden war, sei längst vorbei: *„Man hat in Mäder gelernt, mit den Fremden zu leben."*

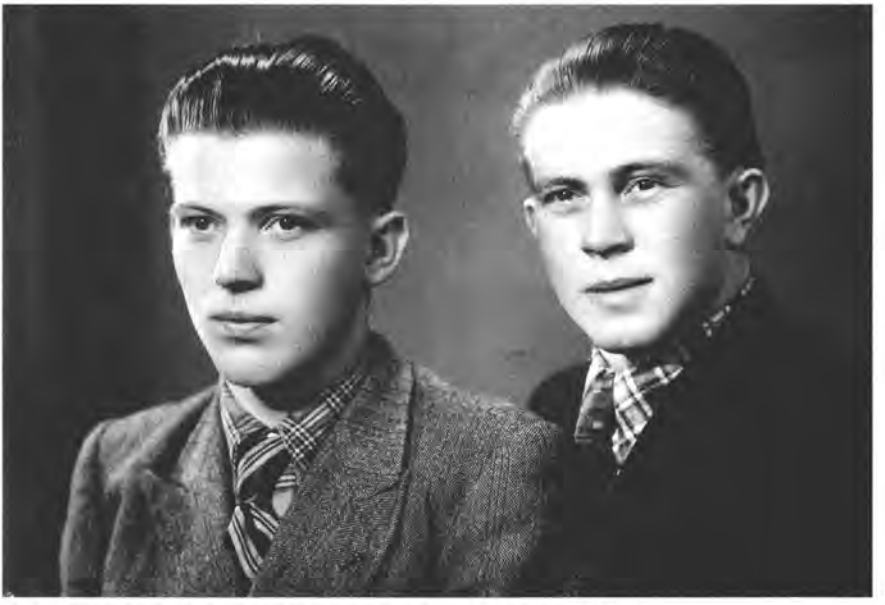
„Wir haben keine Entschädigung bekommen..."

Für **Helmut Hamm** (geb. 1933)[12] sind die Monate nach Kriegsende bis heute ein Trauma geblieben. *„Je älter ich werde, desto mehr beschäftige ich mich mit dieser Zeit. Unser Unglück war, dass die Franzosen Willi Paret zum Bürgermeister bestellt hatten. Dieser Kriegsflüchtling aus Luxemburg gebärdete sich als Verfolger der Nationalsozialisten. In Wirklichkeit war er selber einer. Als die Franzosen das erkannt haben, haben sie ihn abgesetzt und im Jänner 1946 für ein paar Monate im Anhaltelager Brederis eingesperrt. Als Bürgermeister hat Paret jedoch dafür gesorgt, dass unsere Familie im Sommer 1945 Mäder verlassen musste, denn mein Vater war Mitglied der NSDAP gewesen und außerdem Reichsdeutscher. 24 Stunden Zeit hat man uns gelassen, dann musste mein Vater mit seiner Frau und den drei Kindern zurück nach Rheinland-Pfalz, obwohl er fast zwanzig Jahre hier in Mäder gewesen war. Mitnehmen durften wir, was wir tragen konnten. Mehr nicht. Es war wie heute in Uganda."* Bitterkeit schwingt beim Erzählen mit. *„Mein Vater war nicht mehr oder weniger Nazi wie die meisten in der Gemeinde. Schließlich haben am 10. April 1938 bei der ‚Anschlussabstimmung' hier in Mäder 100 Prozent für den Anschluss gestimmt. Das lag über dem Vorarlberger Durchschnitt. Also haben alle mitgemacht. Öffentlich politisch betätigt hat sich mein Vater nie. Bei der Ausweisung wurden alte Rechnungen beglichen. Mein Vater hatte auch eine Theorie, wer da*

[12] Gespräch mit Helmut Hamm am 3.1. 2002.

dahinter gesteckt ist, aber die möchte ich nicht breit treten, denn noch leben Beteiligte. Zum Glück ist alles gut ausgegangen, und wir konnten nach ein paar Monaten zurück nach Mäder, denn schließlich bin ich hier geboren worden. Jeder wollte nach 1945 kein Nazi gewesen sein, da wurde viel vertuscht und verschwiegen."

Der in Erdesbach (Rheinland-Pfalz) geborene Anton Hamm (gest. 1982)



Helmut (links) und Elmar Hamm in den fünfziger Jahren

kam im Jahre 1927 mit zwei anderen Handwerksburschen auf ihrer dreijährigen Walz nach Mäder. Sie waren gesuchte Steinklopfer und fanden bei der Firma Hilti beim Steinabbau am Bocksberg Arbeit. Anton Hamm und sein Freund Ernst Kreutz blieben als Fachkräfte hier. Diese Facharbeiter wurden sehr gut entlohnt, und sie konnten sich auch in der Zeit der Weltwirtschaftkrise manches gönnen. *„In der Arbeitslosenzeit konnte es sich mein Vater leisten, alle Antons aus Götzis einzuladen. 21 sind gekommen, er hat dann ein Fass Bier spendiert. Natürlich ist da ein gewisser Neid aufgekommen, denn Mäder war arm und solche Eskapa-*

den konnte sich eigentlich im Dorf sonst kaum jemand leisten. ‚Die Deutschen tun groß', hat es da geheißen. Und dass mein Vater nicht in das führende Dorfgasthaus gegangen ist, dorthin, wo die Dorfpolitik gemacht worden ist, das hat ihm nach Kriegsende geschadet."

Ab den dreißiger Jahren scheinen „Kreutz, Hamm und Ludwig" als Pächter des Steinabbaus am Bocksberg auf. In die benachbarte Schweiz bestanden enge Geschäftsbeziehungen, und einen Teil der Freizeit verbrachte Anton Hamm in Buchs: Auch dort turnte das Mitglied des Turnvereins Mäder und des Turnvereins Jahn Götzis und nahm an Wettkämpfen teil. *„Noch mit 75 Jahren hat mein Vater einen Handstand gemacht. Er war sein Leben lang ein begeisterter Turner. Vor 1945 war auch das Turnen in den Vereinen politisch organisiert. Er gehörte ‚nationalen' Turnvereinen an. Seine Verbindungen in die Schweiz haben dazu geführt, dass er aus geschäftlichen Gründen als ‚Reichsdeutscher' 1937 der NSDAP beigetreten ist."*

Im Juni 1945 wurde Anton Hamm auf Veranlassung von Bürgermeister Paret in der Turnhalle Götzis („Töbele") interniert. Die Ausweisung erfolgte per 30. August 1945. Anton war mit Helene Sailer (1932-1982) verheiratet. Sie stammte aus Slowenien und wurde als Kind von Gebhard Sailer[13] (geb. 1865) adoptiert. Aus dieser Ehe stammten drei Kinder: Elmar (1932–1990), Edith (geb. ebenfalls 1932) und Helmut (geb. 1933). Zu fünft mussten sie als „Reichsdeutsche" Mäder verlassen.

„Mit dem Zug fuhren wir nach Bregenz, dann nach Lindau. Dort wurden wir in Viehwaggons hineingepfercht. Für eine Strecke, für die man sonst ein paar Stunden veranschlagt, brauchten wir acht ganze Tage. Im gleichen Zug befanden sich noch zwei weitere Familien aus Mäder: Agnes Bächle geb. Pümpel hatte ebenso einen ‚Reichsdeutschen' geheiratet wie Alma Schneider geb. Koch. Deshalb wurden beide Frauen mit ihren Männern ausgewiesen. Agnes blieb in Deutschland, Alma kam zurück. Sie hatte nach Deutschland geheiratet und war, als die deutschen

[13] Schreibweise alternativ „Seiler". Korrekt sei „Sailer", so Helmut Hamm.

Städte bombardiert wurden, mit einem eineinhalbjährigen Kind nach Mäder gekommen. Ihr Mann war zu dieser Zeit beim Militär.

Wir ausgewiesenen Mäderer kamen an den durch die alliierten Bombenangriffe zerstörten Städten vorbei. Zu Fuß mussten wir über den Rhein, denn die Brücken bei Mannheim waren gesprengt, Schutthaufen und zerstörte Bahnhöfe, in die man nicht einfahren konnte, steigen in meiner Erinnerung hoch. In Kaiserslautern stiegen wir ins ‚Kohlenzügle' um – und so kamen wir schließlich in der Nähe von Kusel völlig erschöpft an. In diesem kleinen Dorf hatte mein Großvater eine kleine Landwirtschaft, wo wir unterkommen sollten. Mein Vater holte einen Leiterwagen, der von einer Kuh gezogen wurde, um uns ‚nach Hause' zu bringen. Doch die französischen Behörden gestatteten uns den Aufenthalt nicht und schickten uns umgehend nach Vorarlberg zurück. Als wir völlig verzweifelt in Mäder ankamen, schickte uns Paret sofort wieder retour. Seine Drohung lautete: 'Wenn ihr euch noch einmal in Mäder sehen lässt, dann kommt ihr nach Frankreich!' Nach Frankreich in ein Internierungslager wollte mein Vater auf keinen Fall. So machten wir uns wieder auf den Weg nach Kusel. Wir waren wieder acht Tage unterwegs. Das zweite Mal konnten wir bleiben. Acht, neun Monate dauerte unser Exil. Schlecht ist es uns eigentlich nicht gegangen. Vom Bauernhof konnte man leben. Mein Vater ging nebenbei ins Holz, die Mutter half bei den Hofarbeiten."

Für den dreizehnjährigen Elmar Hamm hatte die vorübergehende Aussiedlung besondere Konsequenzen. *„Er hatte im Mai im Rhein mit Zündkapseln gefischt. Nach der Detonation schwimmen die toten Fische im Wasser obenauf. Das hatten wir bei den Franzosen und Marokkanern gesehen. Leider war mein Bruder unvorsichtig, und es riss ihm drei Finger weg. Er wurde im Dornbirner Spital operiert. Die Nachoperation konnte wegen der Ausweisung nicht mehr durchgeführt werden, deshalb waren die Finger endgültig verloren."*

Den Kontakt zu Mäder ließ Anton Hamm während dieser Monate nicht abreißen, denn er wollte mit seiner Familie unbedingt zurückkehren. Er begab sich sogar einmal illegal nach Vorarlberg. Emilian Ender, der

ehemalige Vorsteher und Bürgermeister nach 1945, habe ihm versichert, dass er nach der Zeit von Paret wieder zurückkehren könne.

Helmut Hamm hütet heute die schriftlichen Unterlagen seines Vaters wie einen Schatz. Aus diesen Aufzeichnungen geht hervor, dass sich der Pflastersteinmacher am 15. November 1945 sogar an Landeshauptmann Ulrich Ilg gewandt und ihn um die Ausstellung einer Aufenthaltsbewilligung gebeten hat. Er begründete dieses Ansuchen wie folgt:

„Als deutscher Staatsangehöriger musste ich dem Bund der Reichsdeutschen beitreten und wurde im Jahre 1937 dazu veranlasst der NSDAP beizutreten.
Im Jahre 1940 wurde ich zur Wehrmacht einberufen und habe bis 20. Mai 1945 gedient.[14]
Ich bin als Parteimitglied nie besonders hervorgetreten und war auch nie fanatisch eingestellt. Das wird Ihnen die Bevölkerung von Mäder, sowie meine Arbeitskollegen bestätigen. Insbesondere führe ich als Auskunftspersonen an:
Ender Emilian, früherer Bürgermeister von Mäder
Kilga Josef, früherer Bürgermeister von Mäder
Hug Michel, Landwirt in Götzis, Mitglied der Widerstandsbewegung
Gebr. Hilti, Bauunternehmen in Feldkirch.
Am 30. August 1945 wurde ich über Antrag des Herrn Bürgermeister von Mäder mit meiner Familie ausgewiesen. Die Französische Militärregierung in Kusel/Pfalz hat mir und meiner Familie mit Passierscheinen vom 19.10.1945 die Rückkehr nach Mäder und den Verbleib dortselbst erlaubt. Wir sind am 14. November in Vorarlberg eingetroffen.
Mit meinem Beruf als Pflastersteinmacher bin ich Spezialarbeiter. In Vorarlberg ist von jeher Mangel an Arbeitskräften dieses Berufes gewesen, was Ihnen die Fa. Gebr. Hilti in Feldkirch jederzeit bestätigen

[14] Er war in amerikanische Gefangenschaft geraten. „Ein Neger führte ihn an Pfingsten heim bis Götzis in die Kirche", so sein Sohn heute.

wird. Die Firma Hilti hat vor, junge Leute durch mich in diesem Beruf unterweisen zu lassen."[15]

Wer dieses Schreiben tatsächlich abgefasst hat, ist heute nicht mehr nachvollziehbar. Ebenso wenig lässt sich eruieren, ob das Schreiben vom 8. August 1945 an die „Demokratische Widerstandsbewegung in Feldkirch" wirklich abgeschickt worden ist. Jedenfalls unterscheiden sich diese Briefe in der sprachlichen Ausführung und in der Rechtschreibung sehr wesentlich voneinander. Da Anton Hamm zu diesem Zeitpunkt in Götzis interniert war, ist zu vermuten, dass sein Schwiegervater in seinem Namen tätig geworden ist:

„Da ich auf Schwierigkeiten gestoßen bin, betreffs Aufenthalt und ich mich nicht politisch betätigt habe, so bitte ich die Demokratische Widerstandsbewegung um weiteren Aufenthalt bei meinen Schwiegereltern, da ich Ihre einzige Stütze bin und Sie Ihre kleine Landwirtschaft nicht mehr bearbeiten können."[16]

Noch während Paret Bürgermeister war, machte sich die Familie Hamm erneut auf den Weg nach Vorarlberg. Aber die Rückankunft in Mäder hatten sich die Hamms anders vorgestellt. Anton Hamm wohnte mit seiner Frau und den Kindern bei seinem 79 Jahre alten Schwiegervater Gebhard Sailer, der eine kleine Landwirtschaft betrieb. Die Rückankunft war für den damals dreizehn Jahre alten Helmut mit einem Schock verbunden:

„Als wir beim Haus – wir hatten die Hausnummer 75 – meines Großvaters angekommen sind, trauten wir unseren Augen nicht. Die Franzosen hatten alles, was nicht niet- und nagelfest gewesen ist, ausgeräumt. Kein einziges Möbelstück war mehr im Haus. Wir sind auf dem Boden gelegen wie in der Dritten Welt! Ein Teil der Möbel lagerte bei Pfarrer

---

[15] Schreiben von Anton Hamm an Landeshauptmann Ulrich Ilg vom 15. November 1945. Kopie im Besitz des Verfassers.

[16] Schreiben vom 20. August 1945 an die „Demokratische Widerstandsbewegung" in Feldkirch, ohne Unterschrift. Orthografie wurde „normalisiert". Kopie im Besitz des Verfassers.

Gohm im Pfarrhaus. Wir haben sie nie mehr gesehen! Einen Tisch und drei Stühle haben wir schließlich in Feldkirch aufgefunden. Sie sind heute noch in meinem Besitz. Für diesen Raub wurden wir nie entschädigt und das ‚wurmt' mich heute – immer mehr."

Helmut Hamm hat penibel die erhaltenen Schriftstücke und Dokumente aus dieser Zeit gesammelt. Mit ihnen untermauert er seine Jugenderinnerungen. *„Damit man nicht sagen kann, dass ich nur herumrede. Ich kann alles schwarz auf weiß belegen."* Und er legt jene Schreiben vor, die die Bemühungen der Familie um Entschädigung belegen. *„Das war damals eine große Ungerechtigkeit, die wollte mein Vater nicht auf sich sitzen lassen. Aber genützt hat es nichts. Wir haben unser Eigentum nicht wieder erhalten."*

Seine Mutter Helene listete auf der Gemeinde am 25. Juli 1946 die Verluste auf:

„Am 28. 12. 1945 wurde aus unserer Wohnung in Mäder Nr. 75 von französischen Besatzungstruppen mit Auto abgeholt:
1 Küchenschrank 3teilig, 1 Tisch, 6 Sessel, 2 Hocker, 1 Sofa, 1 Elektrischer Tischherd samt Schränkle, 1 Uhr, 1 Wandbild und 1 Eimer. Schlafzimmer: 2 Bettstellen, 1 Matratzenschoner und Kopfpolster, 2 Steppdecken, 4 Bettücher, 1 Wandbild, 1 einfacher Kleiderkasten, 1 Waschtisch und 2 Nachtkästle."[17]

Die jahrelangen Bemühungen, den Verlust ersetzt zu bekommen, blieben erfolglos. Die Finanzlandesdirektion entschied fast zehn Jahre nach dem Ereignis, dass es sich um einen „Plünderungsschaden" gehandelt habe:

„Nach den einschlägigen Bestimmungen des Bundesministeriums für Finanzen kann derzeit lediglich ein Vorschuss auf die Entschädigung von Beschlagnahmeschäden, nicht für Plünderungsschäden gewährt werden.

[17] Bürgermeister der Gemeinde Mäder vom 25. Juli 1946. Angaben von Helene Hamm. Kopie im Besitz des Verfassers.

... Es konnte daher Ihrem Antrag auf Gewährung eines Vorschusses auf die Entschädigung für Besatzungsschäden nicht entsprochen werden."[18]

Für diesen Entscheid hat Helmut Hamm heute noch kein Verständnis: *„Für uns war es egal, ob es ein Beschlagnahmeschaden oder ein Plünderungsschaden gewesen ist. Wir standen vor dem Nichts. Wir mussten völlig von vorne beginnen. Das hatten wir alles nur Bürgermeister Paret zu verdanken. Mit der Darstellung des Jahres 1945 im Kilga-Buch[19] bin ich auch nicht ganz einverstanden. Da gäbe es noch viel zu sagen. Vor allem darüber, wer mit Paret unter einer Decke gesteckt ist. Jedenfalls ist es für uns erst nach der Absetzung und Inhaftierung von Paret wieder normal geworden. Die Mäderer haben uns nichts merken lassen, wir hatten dann keinerlei Probleme mehr. Aber mein Vater hat ein Leben lang jenen Gemeindeblattausschnitt aufbewahrt, in dem Paret seinen Rücktritt bekannt gegeben hat. Das Verschwinden von Paret war für uns sehr wichtig."*

Ein Tag, bevor das Haus Sailer-Hamm ausgeräumt wurde, erschien jene Kundmachung im Gemeindeblatt, die Helmut Hamm sorgfältig auf die Seite gelegt hat:

„Nach dem Einzug der französischen Befreiungstruppen hat man mich gebeten, provisorisch die Bürgermeistergeschäfte führen zu wollen. Obwohl ich Belgier bin, habe ich im Interesse der Mäderer Bevölkerung dieses Angebot angenommen. Ich habe es speziell deshalb getan, um mich dankbar zeigen zu können für die freundliche Aufnahme, die ich als Flüchtling mit meiner Familie hier gefunden habe. Ich habe getan, was möglich war um jedem zu helfen. Gewiss war das nicht immer leicht, zumal die führenden Nazis nicht immer zufrieden waren mit meiner Einstellung. Ich nehme hiermit Abschied als Bürgermeister und danke meinen treuen Mitarbeitern sowie der gesamten Bevölkerung für das erwiesene Vertrauen und bitte dieses an meinen Nachfolger Herrn

---

[18] Schreiben der Finanzlandesdirektion für Vorarlberg, Zl. 663-BV, vom 8. August 1955, Kopie im Besitz des Verfassers.

[19] Gemeint ist das Buch von Burkhard Kilga: Mäder - Heimatdorf am Rhein. Feldkirch 1997.

Emilian Ender übertragen zu wollen. Ich wünsche Euch allen alles Gute und bitte Euch friedlich weiterarbeiten zu wollen am Gedeihen Eurer wunderschönen Heimat, für das freie unabhängige Österreich. Mäder, den 27. Dezember 1945. Der Bürgermeister: W. Paret."

Doch nicht nur Bürgermeister Paret hat der Familie Hamm Schwierigkeiten gemacht, auch Pfarrer Gohm. Denn Anton Hamm war evangelisch. Bei der Heirat mit der Katholikin Helene Sailer musste er geloben, die Kinder aus dieser Ehe katholisch taufen und erziehen zu lassen. *„Die Mutter hat für die religiöse Erziehung gesorgt. Wir Kinder sind jeden Sonntag in die Kirche gegangen, haben an den Prozessionen teilgenommen, sind nach Arbogast gepilgert – da hat es nichts gegeben. Trotzdem hat das Pfarrer Gohm scheinbar nicht genügt. Mit ihm hatte ich im Religionsunterricht große Schwierigkeiten. Er hat mich regelrecht verfolgt. Dieser Pfarrer war auch mehr Politiker als Pfarrer, denn eigentlich hat er das Dorf regiert."*

Dass Helmut aus einer „Mischehe" stammte, war dem streng katholischen Dorfgeistlichen ein Dorn im Auge. So weigerte er sich, Helmut zur Kommunion zuzulassen. *„Als einziges Kind der Klasse durfte ich 1942 die Kommunion nicht empfangen. Und 1944 hätte ich eigentlich gefirmt werden müssen, auch da wurde ich hinausgeworfen, obwohl es meine Mutter so gerne gehabt hätte, dass ich gefirmt worden wäre. 1946 musste ich kurz vor der Firmung wegen unserer Ausweisung die Schule verlassen und 1948 – in meinem letzten Volksschuljahr – eskalierte der Konflikt. Der Pfarrer behauptete, dass ich nichts gelernt habe, und er weigerte sich erneut, mich zu firmen. Eine Mitschülerin verpetzte mich dann beim Pfarrer. Ich hatte gesagt, er könne mir den Buckel hinunterrutschen. Schließlich war ich schon älter und ließ mir nicht mehr alles gefallen. Der Pfarrer begab sich nun zu meinem Vater. Da hat es einen heftigen Krach gegeben. Für mich war klar, dass ich bei einer erneuten Zurückweisung den Glauben meines Vaters angenommen hätte. Da hat mich der Pfarrer schließlich doch noch gefirmt. Dass ein Teil unserer geraubten Möbel im Pfarrhof gelagert war, habe ich auch nicht vergessen."*

Helmut Hamm ist froh, dass er seine Jugenderinnerungen publik machen kann. *„Ich würde meine Geschichte gerne einmal im ORF erzählen. Und nicht alles, was in Chroniken geschrieben steht, ist richtig. Ich weiß doch noch ganz genau, wie wir 1945 für einen Monat lang im Gasthof ‚Schäfle' unterrichtet wurden. Wir sind auf der Stiege gesessen und wurden vom Wirt verjagt. Das vergisst man doch nicht, auch wenn das nicht in der Schul-Chronik steht und der Lehrer das heute nicht mehr wahrhaben will. Es war so, auch andere Mitschüler wissen das noch. Diese Erinnerungen sind so stark, dass man sich auf sie verlassen kann."*

Für Helmut Hamm, dessen Vater es als „Deutscher" im Dorf schwer hatte, brachte der Zuzug von Steirern und Kärntnern in den fünfziger Jahren durchaus positive Aspekte mit sich. *„Die alte Dorfelite musste es billiger geben. Es war ein schleichender Prozess, dass sie eine Minderheit wurde. Für mich persönlich war es eine Genugtuung, dass sich die Strukturen in der Gemeinde durch die Zuwanderung geändert haben. Der Bericht über das Zuwandererfest im ‚Usschäller' war das Beste, was ich je in diesem Blatt gelesen habe. Aber eigentlich kommt das 55 Jahre zu spät! Denn früher hat die Dorfelite hier in Mäder schon auf die Fremden von oben herabgeschaut."*

Problemlose Integration

Zu jenen Steirern, die sich schon in den frühen fünfziger Jahren in den „goldenen Westen" aufgemacht haben, zählt der Zimmerermeister **Rudolf Schuster** (Jahrgang 1929). Er stammt aus Kruckenberg (Deutschlandsberg) in der Weststeiermark.

1943 begann er seine Lehrlingsausbildung in der Firma Mayreder–Kreil–List & Co., im Juli 1946 legte er seine Gesellenprüfung ab. Als Polier hätte er in Graz einen Betrieb übernehmen können, aber die Geschäfte seien damals nicht nur in der Bundzimmerei schlecht gelaufen: *„Es hat in der Steiermark einfach zu wenig Arbeit gegeben. Da habe ich ein Inserat der Zimmerei Josef Kilga in Koblach gelesen. Kilga hat Facharbeiter gesucht. Ich habe nicht lange überlegt und habe mich auf den Weg*

gemacht. Vorstellungen von Vorarlberg hatte ich eigentlich gar keine, ich wusste nur, dass es dort Arbeit gibt. Das war das Entscheidende für mich. Als lediges Kind von sehr armen Leuten, das bei Pflegeeltern aufgewachsen ist, und das seine Lehrzeit in einem Lehrlingsheim verbracht hat, hat mich in der Steiermark nichts gehalten."

Die Zugfahrt im Jahre 1954 ist ihm in lebhafter Erinnerung geblieben. *„Im Morgengrauen bin ich durch Tirol gefahren. ‚Diese engen, traurigen Täler', habe ich mir gedacht. Nach dem Arlbergtunnel ist es weiter und freundlicher geworden. In Götzis hat mich der Sohn vom Chef abgeholt. Die Marillenbäume haben an diesem strahlenden Tag geblüht – da wusste ich, hier gefällt es mir. Und am nächsten Tag hat mich der Chef sofort mit zu einer Baustelle in die Schweiz genommen. Auf der Rückfahrt hat er mir als Zeichen der Wertschätzung eine Zigarre angeboten. Es war meine erste Zigarre und mir ist furchtbar übel geworden."*

Rudolf Schuster Mitte der 50er Jahre

Die Aufnahme am neuen Arbeitsplatz war äußerst freundlich: Der Neuankömmling bekam eine Unterkunft bei der Mutter seines Arbeitgebers. *„Sie war für mich tatsächlich eine Mutter. Mir ist es bei ihr besser gegangen als je zuvor. Ich bin mir in dieser Familie vorgekommen wie ein Sohn, so wohl habe ich mich hier gefühlt."*

Dort lernte er auch Anna Kilga, die Jüngste der elf Kilga-Geschwister, kennen. Bereits ein Jahr später wurde geheiratet, und 1956 kam Sohn Gunnar auf die Welt.[20]

„Integrationsprobleme hatte ich überhaupt keine. Bis auf den Dialekt. Die Sprache war zunächst tatsächlich ein Problem. Nicht nur im Alltag. Die Zimmerei Kilga, die 1949 gegründet wurde, war ein typisch mittelständischer Betrieb. Zunächst arbeitete der Chef mit drei Mitarbeitern, später waren wir fünf oder sechs. Lauter Einheimische. Ich war Polier und tat mir zunächst mit den heimischen Fachausdrücken schwer. Aber das hat sich mit der Zeit gelegt. 1959 habe ich in Bregenz noch die Bundesgewerbefachschule abgeschlossen, und im Jahr darauf haben wir auf dem Bauplatz meiner Frau im Torkelweg buchstäblich mit nichts in vier Jahren das Eigenheim errichtet."

Rudolf Schuster bezeichnet sich als Beispiel einer „geglückten Integration". *„Man muss aber auch einiges selbst dazu tun. In Mäder war es leichter als etwa in Koblach, Götzis oder Altach. Da hat es doch gravierende Unterschiede gegeben. Wenn man dort als Steirer an einem Biertisch gesessen ist, hat man einem kaum das Wort gegönnt. Da ist man allein gesessen, da war man der Fremde. In Mäder war es anders: Man wurde am Biertisch akzeptiert, denn hier stammten ja viele nicht aus dem Dorf."*

Diese Unterscheidung treffen auch andere Interviewpartner(innen). In der Zuwanderungsgemeinde Mäder war das Leben für die „Innerösterreicher" leichter als in den umliegenden Gemeinden. Im „klassischen" Zuwanderungsland Vorarlberg sahen sich „Fremde" durch die vorherrschende „Alemannenideologie" vielfachen Vorurteilen ausgesetzt.

Ein Jahr früher als Rudolf Schuster kam zum Beispiel sein Landsmann Rudolf Czizegg nach Vorarlberg. Er ließ sich schließlich in Altach nieder. Seine zentrale Erinnerung heute: *„Die Jugoslawen und die Türken wurden in den sechziger Jahren wesentlich besser aufgenommen als wir ‚Innerösterreicher' in den Fünfzigern. Denn Vorarlberg war damals noch*

---

[20] Heute Musiklehrer in Feldkirch. Geschwister: Bianca (1959) und Marco (1969).

eine sehr geschlossene Gesellschaft, in der es die Fremden nicht leicht hatten."

Eine entscheidende Hilfe bei der Integration war für Rudolf Schuster die Musik. „*Nachdem ich keinen fixen Platz in der Koblacher Musik in Aussicht hatte, ging ich zur Mäderer Kapelle. Die hat mich mit offenen Armen genommen. Das war sicher ein wichtiger Schritt für mich.*" Heute ist Rudolf Schuster Ehrenmitglied der „Bürgermusik Mäder".

Schon drei Wochen nach seiner Ankunft fanden sich drei Steirer Arbeitsmigranten und machten gemeinsam Tanzmusik. Als Trio „Die lustigen Steirer" blieben sie sechs Jahre lang beisammen und spielten in Gasthäusern bei Hochzeiten und anderen Gelegenheiten auf. Über die Grenzen hinaus bekannt wurde Rudolf Schuster mit seiner nächsten Kapelle:

„*1960 gründete ich dann die ‚Die lustigen Rheintaler'. Man könnte diese Formation mit den ‚Klostertalern' heute vergleichen. Ein Vierteljahrhundert lang sind wir in Vorarlberg, in der Schweiz, in Deutschland, Liechtenstein und in Südtirol aufgetreten. Wir hatten Rundfunk- und Fernsehauftritte, vier ‚Bändle' und eine Langspielplatte haben wir mit mehr als 50 Eigenkompositionen aufgenommen.*" Den Vergleich mit den „Klostertalern" lässt seine Frau allerdings nur bedingt gelten: „*Die Musik war ähnlich, der Verdienst allerdings nicht. Denn reich sind sie mit ihren Auftritten nicht geworden. Ein Sackgeld haben sie hereingespielt, mehr nicht. Aber beim Bauen war man über die paar Schillinge schon froh. Und dann musste immer wieder investiert werden: in ein Auto, in eine neue Anlage oder in ein neues Instrument. Mein Mann hat Saxophon und Klarinette gespielt – und diese Instrumente sind nicht billig.*"

Das Zeitbudget von Rudolf Schuster wurde durch das Musizieren sehr eingeschränkt: „*Während der Woche haben wir hart gearbeitet. Als Polier musste ich ein Vorbild sein. Am Montag war das schon manchmal sehr schwer. Am Anfang haben wir oft zwölf Stunden ohne Anlage gespielt. Oder unsere Auftritte im Schwarzwald: Da waren wir drei Tage hintereinander im Einsatz. In Uri haben wir einmal in drei Tagen fünf-*

undzwanzig Stunden live gespielt. Bei diesen Konzerten ist es oft rund gegangen!"

Manchmal spielten dabei Rivalitäten zwischen den unterschiedlichen Einwanderergruppen beziehungsweise zwischen den Arbeitsmigranten und den Einheimischen eine Rolle. Zwischen Kärntnern und Steirern ist es manchmal zu Reibereien gekommen. Aber auch Streitigkeiten mit Einheimischen wegen der Mädchen waren an der Tagesordnung. *„Einmal mussten wir Musikanten 1956 oder 1957 sogar in Brand durch ein Fenster flüchten. Zunächst wurde ein Solotanz für die Brandner gefordert, dann für die Lünerseearbeiter und schließlich für die ‚Italiener', die Stollenarbeiter. Und da ist es los gegangen. Die Fäuste flogen, die Küche wurde demoliert – und wir ab durch die Mitte, so schnell wir nur konnten!"*

Die Frage nach einem Urlaub stellte sich über Jahrzehnte nicht. *„Während der Urlaubszeit wurde durchgearbeitet. Besonders als wir gebaut haben, waren wir jede freie Minute auf dem Bau. Auch meine Frau. Als Zimmerer konnte ich vieles selber machen. Sogar die Ziegel habe ich selbst angefertigt. Und dann haben Kollegen geholfen. Damals hat es noch einen Zusammenhalt gegeben. Dass man sich gegenseitig auf dem Bau hilft, war selbstverständlich. Er hat mir das Bad gemacht, ich ihm dafür den Dachstuhl. So hat das funktioniert. Wir sind als Bautrupp sogar in die Steiermark gefahren, um dort Kollegen zu helfen. Diese gegenseitige Bauhilfe fehlt heute, die Entsolidarisierung hat nicht nur am Arbeitsplatz zugenommen."*

Achtzehn Jahre lang hat Rudolf Schuster bei der Firma Gächter Fertigteilhäuser aufgestellt, ehe er 1989 in den Ruhestand getreten ist. *„Ich war froh, denn die Arbeitswelt, in der ich aufgewachsen war, hatte sich völlig verändert. Der Rechenschieber wurde durch den Computer ersetzt. Kurz vor der Pensionierung noch diese neue Technologie lernen, das wollte ich mir nicht mehr antun."*

Über fünfzig Jahre lang war Rudolf Schuster musikalisch tätig. *„Heute reicht mein Atem nicht mehr zum Musizieren aus. Das tut mir sehr leid, aber so ist es nun einmal. Jeder muss leiser treten, wenn er in mein Alter*

kommt. Ich verdanke der Musik so viel! Durch sie habe ich viele Freunde gewonnen – auch hier in Mäder."

In den siebziger Jahren wurde der beliebte Musiker unter Bürgermeister Albert Gisinger auch politisch aktiv. Als parteifreier Kandidat wurde er von der ÖVP aufgestellt, und für eine Gesetzgebungsperiode gehörte Rudolf Schuster der Gemeindevertretung an. Dieser Ausflug in die Politik blieb allerdings eine Episode im Leben des halbprofessionellen Musikers.

„Mit 85 noch nach Mäder geradelt"

Ida Greiner, geb. Ender (Jahrgang 1912), hat die ersten zehn Lebensjahre in Mäder verbracht. *„Wir waren fünf Buben und drei Mädchen. Die durchzubringen war sehr, sehr schwierig. Besonders die Not nach dem Ersten Weltkrieg vergisst man nicht. Meine Mutter war eine Vollwaise aus Tirol und heiratete den Spenglermeister Leo Ender. Deshalb war unser Hausnamen ‚Leöles'. Und wie es damals so war, fast jedes Jahr kam ein Kind: Der Älteste, Gottfried, wurde 1905 geboren, Rudolf im Jahr darauf. Rosa kam 1908 auf die Welt, Eugen 1909. Dann war drei Jahre Pause. Ich bin Jahrgang 1912, Gabriel 1913. Während des Krieges kam Lorenz (1916) und dann noch Agnes im Jahre 1920. Da war meine Mutter allerdings schon krank – sie hatte es auf der Lunge – und sie*

Ida Greiner 1986, mit 74 Jahren

ist auch schon kurz darauf verstorben. Bei meiner ersten Kommunion musste ich mit einem schwarzen Kleid in die Kirche. Man muss sich das vorstellen: Alle im weißen Kleidchen und ich in Schwarz!"[21]

Schon als Kind wurde sie während der Schulferien bei einer Großtante in Lustenau zum Arbeiten – im Gasthof „Hofsteig", dem nachmalig bekannten Tanzlokal „Sender" – untergebracht. *„Barfuß bin ich ‚Mäderer Hutzla' von dort bis ins Dorf gelaufen, denn ich musste meine Schuhe schonen. Und schon als Kind musste man sehr hart arbeiten, da hat es nichts gegeben. Da wir zu Hause viele Kinder waren, wurde ich von Mai bis Oktober vom Schulbesuch befreit. Im Heimatkundeunterricht hat Lehrer Benz einmal gesagt, ich sei am schönsten Platz von Mäder zu Hause. Da war ich mächtig stolz! Mein Elternhaus stand in der Nähe vom Gasthaus Adler, an der Landstraße, dort wo heute Wohnblöcke stehen. Als meine Mutter im Jahr 1921 verstorben ist, hat sich die Familie sehr rasch zerstreut. Was hätte mein Vater auch mit so vielen Kindern machen sollen? Ich bin dann nach der Schulzeit einfach in Lustenau geblieben."*

Die Erinnerung an die Kindheit in Mäder ist auch nach achtzig Jahren nicht verblasst. *„In gewissem Maße bin ich bis heute Mädererin geblieben. Es zieht einen an den Ort, wo man aufgewachsen ist, zurück. Noch mit fünfundachtzig Jahren bin ich mit meiner Freundin Elfriede Muxel am 27. September 1995 von Lustenau nach Mäder geradelt. Den Ort erkennt man allerdings kaum mehr wieder, so viel hat sich verändert!"*

Eine andere Freundschaft geht bereits auf die Schulzeit zurück. *„Elvira Madlener war vaterlos, ich hatte keine Mutter mehr, das verbindet. Wir gehörten wie Pech und Schwefel zusammen. Und das auch nach der Schulzeit!"*

Auf die Frage, welche prägenden Eindrücke der Unterricht in der Volksschule hinterlassen habe, braucht sie nicht lange nachzudenken. *„Einmal hat mich Lehrer Josef Benz vor der ganzen Klasse gelobt. So wie ich, wäre keine, sagte er. Ich würde in die Kirche nicht rennen, sondern*

---

[21] Gespräch mit Ida Greiner (geb. Ender) am 12.6.2003.

laufen. Und dann würde ich noch schön grüßen, nicht wie die Buben. So ein Lob tut einem gut, das vergisst man nicht! Und schöne Ausflüge haben wir gemacht. Einmal sind wir von Mäder bis nach Oberegg zu den ‚Zwergle' gelaufen. Im Gasthof ‚Falken', der heute noch steht, waren zwei Kleinwüchsige. Diese ‚Zwergle' waren eine Attraktion. Da sind die Leute von weit her gekommen, um sie zu bestaunen, das war ein beliebter Sonntagsausflug. In Reih und Glied sind wir marschiert – und wehe, einer ist aus der Reihe getanzt, um Wasser zu trinken! Mein Bruder Gottfried hat dafür einen Tatzen bekommen! Und einmal hat der Lehrer meiner Schwester Rosa mit seinem dicken Stecken das Nasenbein gebrochen. Er wollte eine andere treffen, aber die hat sich geduckt. Deshalb ist Lehrer Benz zu meinem Vater gegangen und hat sich entschuldigt. Mein Vater hat nur gesagt: ‚Das geht schon in Ordnung!'"

„Leöles" Kinder seien im Dorf bekannt gewesen, besonders die Buben. *„Meinen Brüdern fehlte eigentlich die Mutter. Die Mutter kränkelte und Vater war mit Arbeit eingedeckt. Als einziger Flaschner und Spengler im Dorf lieferte er Waren bis in die Schweiz. Auf dem Wägelchen habe ich mit meinem Vater Dachrinnen bis nach Feldkirch und Dornbirn transportiert. Und wenn meine Brüder allein waren, haben sie manchen Blödsinn gemacht."*

Die Jugendstreiche, die Ida erzählt, würden heute den Staatsanwalt auf den Plan rufen. *„Besonders Gottfried hat es arg getrieben. Er ist mit seinen Brüdern und Freunden regelrecht auf Tour gegangen. Im Dorf hieß diese Bande die ‚Dudlers'. Einmal haben sie sich in einem Graben versteckt. Eine Frau hat in einer Pfanne etwas angebraten. Als die Pfanne unbeaufsichtigt war, haben sie einen Kuhfladen hineingegeben. Solche Geschichten könnte ich viele erzählen! Gottfried war immer der Anführer!"*

Die Söhne von Leo Ender galten als „bunte Hunde" im Dorf. Diese Bezeichnung traf in mehrfacher Hinsicht zu, denn Leo Ender war überzeugter Sozialdemokrat. Die Versammlungen der SDAP-Ortsgruppe fanden nach 1918 in seinem Haus statt. Die kleine Gruppe „der Roten" hatte in der Wohnstube Platz. Schon früh wurden die Buben – im Gegen-

satz zu den Mädchen – in die politische Arbeit eingeführt: Sie verteilten regelmäßig bei Wahlkämpfen Flugblätter. *„Als Sozi war man im Dorf ein bunter Hund. Da war man exponiert, da stand man wie im Schaufenster. Ein Roter zu sein war nicht einfach!"*

Da Ida die Geschichte von der ersten Kommunion erzählt hatte, wollte ich wissen, wie das Verhältnis ihres Vaters zum Pfarrer gewesen sei und ob es in den zwanziger Jahren einen spürbaren „Kulturkampf" im Dorf gegeben habe. *„Meine Brüder sind nicht in die Kirche gegangen. Das hat dem Pfarrer natürlich nicht gepasst. Mein Vater ging – vor allem nach dem Tod der Mutter – in die Kirche. Kirchschläger hat gesagt, man könne ohne weiteres Sozi und Katholik sein. Bei meinem Vater war das bereits in den zwanziger Jahren so.*

Als Sozi war er allerdings ein Feind des Alkohols. Und deshalb ist er niemals in ein Gasthaus gegangen. Schon deshalb gehörte er nicht dazu. Aber ausgerechnet eine Flasche Wein hat ihn dann vor das Gericht gebracht. Einmal hat er in der Schweiz eine Flasche Wein geschenkt bekommen, die er meiner kranken Mutter bringen wollte. Der Grenzer ließ ihn mit der Weinflasche trotzdem nicht herüber. Da hat er ihn an die Wand geworfen. Es ist in Feldkirch zu einer Verhandlung gekommen. Waren wir froh, als der Vater wieder aufgetaucht ist! Der Richter hat ihn am gleichen Tag nach Hause geschickt: ‚Gehen Sie zu ihren Kindern, die brauchen sie nötiger als wir!'"

Ida macht an dieser Stelle eine kurze Pause: *„Mein Gott! Was diese Kinder alles erlebt haben. Wir haben schwierige Zeiten durchgemacht. Manchmal frage ich mich, wie man das alles durchhalten kann!"* Die Einundneunzigjährige fasst die Erinnerungen an die Dreißiger- und vierziger Jahre in einem Satz zusammen: *„Traurige Zeiten waren es, nur gut, dass alles vorbei ist."*

Diese Aussage bezieht sich nicht zuletzt auf die Lebensgeschichte ihrer Brüder, die 1936-1939 aus politischer Überzeugung auf der Seite der Spanischen Republik für die Erhaltung der Demokratie gekämpft haben.

„Für die Geschichte ihrer Brüder haben sich die Jüngeren in der Familie nach 1945 eigentlich nicht interessiert", meinen die beim Gespräch an-

wesenden Familienmitglieder. *„Ma hät nit glosat. Von Onkel Gabriel wusste man, dass er Kommunist ist. Aber was soll's? Er war ein netter Mensch. Man wusste, dass er ein Spanienkämpfer gewesen war, viel mehr auch nicht. Und dass seine Lebensgefährtin auch eine überzeugte Kommunistin war."*

Auch Ida sagt, sie habe von ihren Brüdern Gottfried, Gabriel und Lorenz wenig über ihren Spanienaufenthalt erfahren. *„Ihre Geschichte kann man in einem Buch nachlesen. Da steht eigentlich mehr drinnen als ich weiß."*

Der Historiker Gernot Kiermayr(-Egger) hat vor mehr als zwanzig Jahren Gabriel Ender (gest. 1995) für seine Arbeit über die Vorarlberger Spanienkämpfer interviewt.[22] Seine Lebensgeschichte wurde damals ausführlich dokumentiert und im Band „Nachträge zur neueren Vorarlberger Landesgeschichte" unter der Abkürzung „G. E. aus Mäder" abgedruckt. Auch die Geschichte seines Bruders Lorenz wurde anonymisiert. *„Ein Spanienkämpfer zu sein – damit konnte man in diesem Land nicht hausieren gehen. Darüber hat man in der Öffentlichkeit nicht so gerne geredet!"*

Als erster der Brüder war Gottfried schon in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre nach Spanien gezogen. Im Dorf San Sadurni de Noya hatte er sich als Kunstmaler niedergelassen. *„Mein Bruder Gottfried war ein sehr begabter Maler. Aber ihm hat die Schule gefehlt. Ihn auf eine Kunstakademie zu schicken war undenkbar. Nach seiner Rückkehr aus Spanien hat er zum Teil in einer Sennhütte oberhalb von Nüziders gehaust. Dann hat er gemalt. In den sechziger Jahren hat er in Lustenau die Kreuzwegstationen in der Peter-und-Paul-Kirche geschaffen. Er hat sein Leben lang gemalt."*

Ob er in Spanien wie seine Brüder gekämpft hat, das weiß sie nicht. Er habe jedenfalls dafür gesorgt, dass auch Gabriel und Lorenz nach Spanien gingen. *„Als Gabriel und Lorenz in Spanien ankamen, trugen sie Lederhosen. Dafür wurden sie von der ganzen Bevölkerung bestaunt."*[23]

---

[22] Siehe Egger, Vorarlberg und die Republik in Spanien 1936–1939.

[23] Auskunft von Burga Ender, Nüziders, 2003-08-15.

Für die „Leöles" war das Leben hier in Mäder Anfang der dreißiger Jahre auf Grund der ökonomischen Situation äußerst prekär. *„Gabriel machte eine Metzgerlehre, doch 1934 ging der Betrieb bankrott. Danach war er arbeitslos. Im Jahr darauf war er volljährig und hat das mütterliche Erbe in Höhe von 1.126 Schilling erhalten. Ich weiß die Summe so genau, weil ich sie auch bekommen habe. Für 500 Schilling konnte ich vier Jahre lang in meiner Wohnung in Lustenau in Untermiete bleiben. Gabriel hat das Geld genommen und ist mit Lorenz zu Gottfried nach Spanien, denn hier hatte er keine Lebensperspektive."*

Ida hörte von ihren Brüdern jahrelang nichts mehr. *„Und dann kam Lorenz im Jahre 1942 plötzlich zur Türe herein. Er lebte irgendwo bei einem Bauern in Vorarlberg und musste sich regelmäßig bei der Gestapo melden. Mehr wusste ich damals nicht. Er hat mir nichts von seinem Aufenthalt in Spanien und Frankreich erzählt. Dann musste er zur Wehrmacht und wurde schwer verwundet. Bei der Bombardierung eines Lazarettzuges ist er am 15. Dezember 1943 in Innsbruck ums Leben gekommen."*

Gabriel und Lorenz Ender hatten sich nach dem Franco-Putsch 1936 sofort bei den anarchistischen Milizen gemeldet, um auf der Seite der spanischen Republikaner gegen die Faschisten zu kämpfen. Nach der Niederlage der republikanischen Truppen flohen beide nach Frankreich. Sie wurden dort zunächst interniert. Nach der Kriegserklärung Frankreichs an Hitlerdeutschland meldeten sich die beiden Brüder bei der französischen Armee, um dem Internierungslager zu entkommen. Gabriel und Lorenz wurden beim Stellungsbau an der französisch-schweizerischen Grenze eingesetzt, der geplante Übertritt in die Schweiz wurde durch den Vormarsch der Wehrmacht unmöglich gemacht. Während Gottfried in den Süden fliehen konnte und sich dort den Partisanen anschloss, gelang Lorenz Ender die Flucht nicht. Er fiel der deutschen Wehrmacht in die Hände und wurde als „Spanienkämpfer" der Gestapo übergeben, die ihn in Innsbruck internierte. Andere inhaftierte Interbrigadisten, vor allem Johann „Pepi" Pergehr aus Lustenau (1914–1991), deckten ihn. Sie sagten aus, er sei nur Koch gewesen, er habe nie eine Waffe in der Hand

gehabt. Deshalb gelang es ihm, den Klauen der Gestapo zu entkommen, dem Bombenangriff auf den Lazarettzug in Innsbruck allerdings nicht. *„Die Freundschaft von Gabriel und Pepi hat lebenslang angehalten. Jetzt ist er auch schon gestorben und mit ihm die Erinnerung an diese Zeit. Er hätte über viele Frage, die Sie stellen, Auskunft geben können!"*

Gabriel Enders Beziehungen zu seiner Heimatgemeinde rissen nach seiner Heimkehr nicht ab. *„Nach dem Krieg hat sich Gabriel oft in Mäder aufgehalten. Er verstand sich mit seiner Stiefmutter Wilhelmine Ender, die in den sechziger Jahren verstorben ist, ausgezeichnet: Sie hat ihm auch alles vererbt, das kleine Häuschen, in dem sie mit unserem Vater gewohnt hat, hat er erhalten. Unser großes, gemauertes, herrliches Elternhaus wurde von der Lehrerfamilie Dünser gekauft – und jetzt steht dort ein ‚Türkenblock'. Als ich das gesehen habe, da hätte ich weinen können..."*

Mäder blieb durch die Verbindung von Gabriel zu seiner Stiefmutter der Bezugspunkt der Familie: An Allerheiligen trafen sich die „Leöles" im „Adler". *„In die Kirche sind wir ‚Roten' allerdings auch damals nicht gegangen – und wir haben viel zu wenig über das gesprochen, was Gabriel in Spanien und Frankreich erlebt hat. Heute würde mich seine Geschichte viel mehr interessieren als damals"*, meint seine Nichte.

„Partisanin verschwind!"

Die 1952 in Vedro Polje (Bosnien) geborene **Mira Sturn** (geb. Veljača) wuchs im ehemaligen Jugoslawien in einer recht wohlhabenden ländlichen Umgebung auf.[24] Ihr Großvater besaß in der Nähe der bosnischen Stadt Bihać zehn Hektar fruchtbaren Grund und Boden, der zum Teil auf ihren Vater Luca (1924–1973) überschrieben wurde. Mit seiner Frau Ana lebte er dort mit seinen acht Kindern in bescheidenem Wohlstand. Die Landwirtschaft wurde hauptsächlich von der Mutter geführt, er selbst war gelernter Zimmermann. Auf Grund eines Herzklappenfehlers konnte er

[24] Gespräche mit Mira Sturn am 3.9.2003, 13.1.2004 und 17.2.2004.

seinen Beruf allerdings nur eingeschränkt ausüben. Miras Mann bringt die ökonomischen Verhältnisse der Familie in ihrer Ursprungsheimat auf folgende Formel: *„Während wir zu Hause in Mäder Wienerle gegessen haben, hat die Familie meiner Frau zu Weihnachten Spanferkel gegessen. Eigentlich hatten sie alles: Auf den ausgedehnten Feldern standen Obstbäume, die Kühe gaben Milch und an Festtagen wurde geschlachtet. Heute schaut es anders aus. Der Bürgerkrieg nach dem Zerfall Jugoslawiens hat die einst blühende Gegend weitgehend zerstört. Der Familienbesitz gehört heute Josip, einem Bruder meiner Frau. Im Elternhaus von Mira lebten in den Kriegszeiten Flüchtlinge, alles ist in einem desolaten Zustand und müsste völlig neu aufgebaut werden."*

Maria Sturn 1983, bei der Stadterhebungsfeier in Hohenems

Dass er nach seiner Pensionierung mit seiner Frau nach Kroatien zieht, schließt er nicht aus: *„Die Gegend dort ist wunderbar. Vom Blick auf das Meer träumen wir schon manchmal..."*

Dass der Zimmermann Luca Veljača bereits 1965 den Entschluss fasste, Jugoslawien zu verlassen und als Arbeitsmigrant nach Vorarlberg zu gehen, hatte politische Gründe. Der praktizierende Katholik weigerte sich, in die Kommunistische Partei einzutreten. Das brachte ihm und seiner Familie Nachteile. *„Mein Vater arbeitete als Vorarbeiter bei ‚Tempo', einem großen staatlichen Betrieb. Dort setzte er sich für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen ein. Allerdings nahm der politi-*

sche Druck auf ihn ständig zu. Oft sagte er, er wolle sich unter keinen Umständen bei den Kommunisten anbiedern und seine Seele verkaufen. Auch wenn er dafür einen Preis bezahlen müsse."

Die bosnisch-kroatische katholische Familie lebte nicht nur politisch in einer Minderheitenposition. *„Bei uns zu Hause hing ein Kreuz. Wir zeigten, dass wir katholisch waren. Das gefiel nicht allen. Unser Lehrer war ein Moslem, mit dessen Tochter ich nicht gut ausgekommen bin. Besonders der Schulwart hatte es auf mich abgesehen. Er ließ mich als Kind spüren, dass wir katholisch waren und mein Vater nicht bei der Partei war. Einmal hat er mir mit dem Rohrstock eine gegeben, das habe ich bis heute nicht vergessen."*

Doch Mira war bereits in einer wesentlich besseren Situation als ihre ältere Schwester. Als sie in die Schule ging, war bereits eine gewisse Liberalisierung im politischen System auszumachen. *„Als Nada, meine älteste Schwester, Lehrerin werden wollte, wurde sie ohne Begründung trotz guter Noten abgelehnt. Auch eine Lehrausbildung als Friseurin oder Einzelhandelskauffrau konnte sie wegen der politischen Einstellung meines Vaters nicht machen. Für meinen Papa hatte die Ausbildung seiner Kinder absoluten Vorrang. Weiterbildung war für ihn äußerst wichtig. Deshalb hat er unter den Absagen sehr gelitten. Unter diesen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen wollte er auch nicht länger in Jugoslawien leben, und er hat trotz seines angegriffenen Gesundheitszustandes Arbeit im Ausland gesucht.*

Von einem Bekannten erhielt er die Adresse der Zimmerei Otto Gisinger in Götzis. Ich lernte in der Volksschule in Žegar ab der 5. Klasse Deutsch. Auf dem Moped bin ich mit meinem Vater zur Lehrerin gefahren, und wir haben dort einen Brief an die Firma geschrieben. Die Antwort kam schnell, mein Vater wurde gerne genommen. Die staatliche Ausreisegenehmigung war kein Problem. Die serbischen Behörden sahen es ganz gerne, wenn Kroaten ins Ausland gingen."

Zunächst wohnte Luca mit anderen Arbeitsmigranten im Kolpinghaus in Götzis. Ein halbes Jahr nachdem er in Vorarlberg Arbeit gefunden hatte, zog seine sechzehnjährigen Tochter Nada nach. Sie wohnte im „Mäd-

chenheim" und arbeitete in der Textilfirma Peter Mayer. Im Sommer 1966 kam seine Frau zum ersten Mal nach Vorarlberg. Zuerst allerdings nur zu Besuch. Zu Weihnachten übersiedelte Tochter Vera, dann ihre Mutter mit jenen vier Kindern, die noch nicht schulpflichtig waren. Mira und eine Schwester blieben noch in Jugoslawien, sie sollten dort ihre Schulpflicht erfüllen. Im Sommer 1967 war es soweit: Die zehnköpfige Familie war wieder vereint und hatte sich in Vorarlberg niedergelassen. *„Dass wir alle gemeinsam als Familie hier leben konnten, das war für uns ungemein wichtig. Deshalb war auch der Übergang von der alten zur neuen Heimat für uns eigentlich problemlos. Wir fühlten uns sehr wohl."*

Der Arbeitgeber Otto Gisinger stellte der Großfamilie ein altes Holzhaus in Neuburg zur Verfügung. Dort lebten die Veljača zusammen mit einer österreichischen Familie in einem Haus ohne Wasser und mit einem Plumpsklo.

„Die Wohnsituation war jener in Bihać sehr ähnlich. Für jene, die aus einer ländlichen Gegend kamen, waren die Wohnverhältnisse für Gastarbeiter in Vorarlberg nicht ungewöhnlich. Kam jemand aus der Stadt, dann war das oft anders: Diese Zuwanderer haben sich geschämt und waren über ihre neue Situation unglücklich. Bei uns war es anders: Wir hatten auch bald eines der ersten Fernsehgeräte in Neuburg. Zu uns sind alle einheimischen Nachbarkinder gekommen. Wir haben nicht nur gemeinsam gespielt, sondern haben auch gemeinsam in der Stube fern gesehen. Unser Vater hat für uns Holzbänke gezimmert, es hat ausgeschaut wie in einem Kino. Und wenn wir draußen verstecken gespielt haben, dann haben wir auf Kroatisch gerufen, die Nachbarkinder haben auf Deutsch geantwortet, so haben beide voneinander gelernt. Wir waren ein Haus der offenen Türen, sodass ich eigentlich nur gute Erinnerungen an diese Zeit habe. Bei uns durften sogar manchmal Burschen aus dem Kolping-Haus übernachten – allerdings hat da Mama schon sehr aufgepasst, dass nichts passiert! Die Heimordnung war im Kolping-Haus sehr streng. Wer dort nach 24 Uhr eintraf, musste Strafe zahlen. So sind sie manchmal halt bei uns geblieben und haben übernachtet. Solche Burschen, die ohne Anhang und Eltern hier als Gastarbeiter waren,

hatten es nicht einfach. Wenn wir von der Arbeit nach Hause kamen, hatte unsere Mutter gekocht. Uns ist im Gegensatz zu vielen anderen nichts abgegangen, wir haben nach unserem Weggang aus der alten Heimat dank des Familienzusammenhalts viel Schönes erlebt."

Ihr Vater hätte mit Unterstützung der Firma, bei der er beschäftigt war, ein eigenes Haus bauen können. *„Mein Vater hätte Holz zur Verfügung gestellt bekommen. Obwohl er krank war, hat er fast Tag und Nacht gearbeitet. Aber über allen Entscheidungen schwebte seine Krankheit, er hatte schließlich acht Kinder zu ernähren. Meine Mama lebte in ständiger Sorge um die Gesundheit ihres Mannes. Mit neununddreißig Jahren hat er Jugoslawien verlassen, bereits mit siebenundvierzig Jahren ist mein Vater hier in Neuburg verstorben. Sein großes Lebensziel war es, seiner Familie bessere Lebenschancen als in der ursprünglichen Heimat zu geben. Dafür hat er hart gearbeitet – und dieses Ziel hat er erreicht."*

In Vorarlberg wollte Mira nicht sofort wie ihre große Schwester in der Fabrik arbeiten. Sie absolvierte das neunte Schuljahr, und dann stand die Entscheidung an, ob sie geeignet wäre, eine weiterführende Schule zu besuchen: *„Alles hing von den Deutschkenntnissen ab. Ich konnte gut sprechen, aber bei den schriftlichen Arbeiten war ich unsicher. Ich hätte in eine Oberstufenform gehen können, aber letztlich traute ich mich nicht. Ich hatte vor dem Fach Deutsch Angst, und so bin ich halt zunächst wie meine Schwester bei Peter Mayer in Götzis und dann bei der Firma Huber als Näherin gelandet. Das Nähen hatte mir Papa beigebracht, er war der Meinung, das könnte hilfreich sein. Und so war es auch. In der Firma entdeckte man bald meine Begabung und machte mich mit sechzehn Jahren zur Vorarbeiterin. Auf Grund meiner Deutschkenntnisse übernahm ich die Funktion einer Dolmetscherin. Diese Rolle ist mir dann mein ganzes Leben geblieben: Später habe ich sogar bei Gericht für Rechtsanwälte gedolmetscht.*

Der Wunsch weiter zu lernen war bei mir immer da. Man kann ja schließlich nicht stehen bleiben! Der Drang nach ständiger Bildung ist mir bis heute geblieben. Mein Motto war und ist: Jedes Jahr einen Kurs zu besuchen! Natürlich lassen sich an diesen Kursen meine persönlichen

Entwicklungsschritte ablesen. Ich weiß gar nicht mehr, wie viele Fortbildungsveranstaltungen und Arbeiterkammerkurse ich in meinem Leben besucht habe. Vorzugsweise auch Kurse in St. Arbogast und in Batschuns. Zunächst belegte ich jedoch selbstverständlich Deutsch- und Rechtschreibkurse bei der Arbeiterkammer. Mit achtzehn Jahren habe ich auch einen Schreibmaschinenkurs besucht. Das war damals ungefähr so, wie wenn man heute einen Computerkurs macht. Und mit meiner Schwester habe ich bereits damals auch Englisch gelernt. Wir waren in diesen Kursen meist die einzigen ‚Jugoslawinnen'. Derzeit mache ich eine Psychotherapieausbildung, weil ich in der Hospiz-Bewegung eine neue Aufgabe gefunden habe. Eigentlich wollte ich Krankenschwester werden. Ich bin Krankenschwester auf einer anderen Ebene geworden. Viele Leute vertrauen mir ihre Sorgen, Alltagsnöte, Ängste und Eheprobleme an. Die Hospiz-Arbeit ist faszinierend und eine erfüllende Tätigkeit. Mein Mann und meine Kinder stehen dabei voll hinter mir."

Die bildungsbeflissene Bosnierin fiel bald den christlichen Gewerkschaftern und Arbeitnehmervertretern auf. Arbeiterkammerpräsident Bertram Jäger bewog sie Mitte der siebziger Jahre, sich bei den Betriebsratswahlen für die ÖVP-Liste aufstellen zu lassen. Sie wurde gewählt und engagierte sich in der Folgezeit für die Anliegen und Nöte der jugoslawischen Gastarbeiterinnen. *„Bei Arbeiterkammersitzungen war ich oft die einzige Frau. Und das als ÖVP-Vertreterin. Dass ich politisch zur ‚schwarzen Reichshälfte' gehörte, ließ man mich natürlich im Betrieb schon manchmal spüren. An eine Episode kann ich mich noch gut erinnern. Eine orthodoxe Serbin hatte ihre Arbeit nicht ordentlich gemacht. Ich stellte sie daraufhin zur Rede. Die Serben waren in der Regel sozialistisch eingestellt. Auch sie. Nachdem ich sie getadelt hatte, sagte sie zu mir: ‚Sei bloß still, du Ustascha!' Die Ustascha waren die kroatischen Faschisten. So beschimpft zu werden, hat mir weh getan. Ich bin nach Hause gegangen und habe geweint. Mein Vater hat mich getröstet. Er sagte: ‚Es gibt überall gute und schlechte Menschen!' Sein Erziehungsmotto war, uns Kinder vor Hass zu bewahren. Er hatte unter den Serben und Moslems viele Freunde, aber dennoch blieb er in einem Punkt sehr reserviert: Wir Mädchen sollten keinen Moslem oder Serben heiraten.*

Das gebe wegen der unterschiedlichen Religion nur Probleme. Und ich glaube, er hatte auch in diesem Punkt Recht!"

Probleme am Arbeitsplatz wie mit dieser Serbin seien die Ausnahme, nicht die Regel gewesen. *„Heute gibt es zur Integration EU-Gesetze. Damals hat es auf Betriebsebene eine freiwillige Integrationsarbeit gegeben. Ganz wichtig dabei waren die Betriebsfeiern und die Tanzabende. Bei uns waren bei solchen Abenden alle Nationalitäten versammelt. Da hat es auch keinen gestört, wenn eine kroatische Musik gespielt hat. Und selbstverständlich waren auch die Chefs anwesend, zu denen ich auf Grund meiner Vorarbeiterrolle eine ausgezeichnete Beziehung hatte. Heute würde ich die damalige Situation als ‚Integrationsarbeit ohne Vorschriften' bezeichnen. Man soll nicht idealisieren, aber so war es."*

Neben Mira gab es in der Abteilung noch zwei österreichische Vorarbeiterinnen. Mit den jugoslawischen und den wenigen türkischen Gastarbeiterinnen habe es im Großen und Ganzen keine Schwierigkeiten gegeben. Schwieriger sei der Umgang mit den einheimischen Arbeitskräften gewesen. *„Die ließen sich von einer Jugoslawin nicht gerne etwas sagen. Da musste ich mich schon durchsetzen. Aber ich hatte eine gute Rückendeckung durch meine Vorgesetzten. Da sie von mir einiges hielten, machte ich alle Abteilungen durch: Ich arbeitete als REFA-Zeitüberwacherin ebenso wie in der Zuschneiderei in Mäder."*

Nur einmal – im Jahre 1971 – sei sie der Firma *„untreu geworden"*: Als ihre Schwester Nada nach München ging, arbeitete sie drei Monate lang im Büro von Siemens. *„Als Dolmetscherin hatte ich dort einen Traumjob. Ich musste wirklich nicht viel arbeiten und es ging mir in der Firma ausgezeichnet. Aber ich hatte Heimweh, schreckliches Heimweh nach Vorarlberg. Denn dort lebten Mama und Papa – und Neuburg war die Heimat für mich. So bin ich wieder zurückgekommen. München blieb ein kurzes Intermezzo. Als ich meine Papiere abholte, sagte der Personalchef zu mir: ‚Wie kann jemand nur so dumm sein und eine solche Arbeit aufgeben!' Aber was sollte ich machen? Ich wollte zurück nach Vorarlberg!"*

Lange und ausführlich schildert Mira die Freizeitgestaltung einer „jungen Jugoslawin" Anfang der siebziger Jahre im „Ländle". *„Hauptvergnügen in der Freizeit waren die Tanzabende im Gasthaus ‚Hirschen' in Altach. Selbstverständlich durften wir Mädchen nur in Begleitung von Mama und Papa dort erscheinen. Zur Juke-Box-Musik habe ich mit Papa getanzt. Damals ist es mir gar nicht so aufgefallen, dass eigentlich nur Kroaten im ‚Hirschen' gewesen sind. Erst später kamen auch andere Jugoslawen dazu. Es hat ja nicht so viele Gastarbeiterlokale gegeben, wo man tanzen konnte."*

Mira weiß auch von manchen Barrieren zu erzählen, die sie und ihre Freunde und Freundinnen beim Besuch von Tanzlokalen zu überwinden hatten. *„Als Gastarbeiter oder Gastarbeiterin war man in den Lokalen nicht überall gern gesehen. Da hat sich ja nicht allzu viel verändert! Als wir in den siebziger Jahren einmal in Hohenems in ein Tanzlokal wollten, hieß es: ‚Zurück, es gibt keine Karten mehr!' In Wirklichkeit hätte er an der Kassa sagen sollen: 'Zurück, es gibt keine Karten für Jugoslawen!' Ich konnte ja Deutsch, da habe ich mich eingeschaltet – und dann hat es plötzlich Karten gegeben. Nur wenn ich dabei war, dann klappte es: Meine Sprachkenntnisse öffneten die Türen!*

Diskriminiert wurden wir in den Gasthäusern und Cafés auf vielfältige Weise. Das hat mich schon genervt und aufgeregt! Einmal habe ich einen älteren Herrn regelrecht angeschnauzt: ‚Zahlen wir denn nicht mit Schillingen? Wo liegt unser Fehler, dass wir so behandelt werden?' Und ich drohte ihm, dass sein Verhalten veröffentlicht werde. Mein energisches Auftreten blieb nicht ohne Folgen: Das Gastarbeiterreferat reagierte, und der kroatische Kaplan mobilisierte den ORF. Plötzlich stand ein Filmteam in unserer Wohnung und machte Aufnahmen für einen Fernsehbeitrag. Ich erzählte, warum und wieso wir unsere Behandlung als ungerecht empfinden. Auch in die Zeitung kam ich. Da hat es natürlich schon geheißen: ‚Die traut sich was! Die demonstriert für unsere Rechte!' Dieser Beitrag im ORF war einer der ersten, der auf die ‚Gastarbeiterproblematik' in der Freizeit aufmerksam gemacht hat!"

Mit achtzehn Jahren besaß Mira bereits den Führerschein und durfte auch manchmal das Auto ihres Vaters benützen. Das war für eine Jugoslawin eine absolute Ausnahme. *„Ich habe den Führerschein auf Deutsch gemacht. Ich weiß nicht, wie viele Jugoslawinnen aus meiner Generation heute einen Führerschein besitzen. Damals war ich fast die Einzige, die ihn gemacht hat. In meinem Alter hat in meinem Umkreis keine Jugoslawin einen besessen. Mir sind die Deutschkenntnisse natürlich sehr behilflich gewesen."*

Und dann erinnert sie sich daran, welche Emotionen geweckt wurden, weil sie Auto fahren durfte. *„Natürlich haben da viele scheel geschaut, dass ich einen Führerschein erworben hatte und wir Jugoslawen uns ein Auto leisten konnten. Der österreichische Bub in unserem Haus hat das überhaupt nicht verkraftet. Mit einem Schraubenzieher hat er den Lack beschädigt und mit einem Messer die Reifen aufgeschlitzt. Zunächst zwei, dann drei und schließlich alle vier Räder. Da musste mein Vater sich ordentlich ins Zeug legen, damit solche Vorfälle nicht mehr vorkamen. Es gibt bis heute ein generelles Problem: Was Einheimische anstellen, wird unter den Teppich gekehrt, bei Ausländern steht in der Zeitung bei jedem Vorfall der Name und die Nationalität dabei. ‚Jugoslawe als Reifenstecher!' Noch heute rufen mir Nachbarn zu: ‚Mira, hast du gelesen, was in der Zeitung gestanden ist? Der Jugoslawe XY hat das und das gemacht!' Da müsste man ansetzen, das schürt doch bloß unnötig Vorurteile!"*

Die trotz allem relativ unbeschwerte Zeit für die Familie Veljača endete abrupt mit dem Tod des Vaters im Jahre 1973. Die Familie lebte inzwischen in einer Firmenwohnung in Götzis. Mira und ihre Schwester Vera mussten über Nacht als Familienerhalter in die Bresche springen. Nur ein Bruder konnte sich halbwegs selbst über die Runden bringen er absolvierte sein erstes Lehrjahr, die übrigen vier Buben waren noch schulpflichtig. *„Das war für uns eine sehr, sehr harte Zeit. Aber alle haben uns geholfen: die Nachbarn, der Chef, der Pfarrer. Papas Wille war es, in Kroatien begraben zu sein. Deshalb haben wir ihn überführen lassen."*

Die nächste Generation lebt nicht nur im „Gastland", sie wird hier auch begraben werden. *„Heute ist unsere Familie hier fest verankert. Alle haben Eigentum erworben, die meisten besitzen Häuser. Auch bei den Berufen hat sich einiges geändert: Mein Neffe zum Beispiel ist Arzt geworden."*

Bei einem Firmensportfest lernte Mira ihren späteren Mann, Dietmar Sturn, kennen. 1985 heirateten die beiden, im gleichen Jahr kam Sohn Lukas auf die Welt, 1987 folgte Mathias.

Damit endete für sie auch ein wichtiger Lebensabschnitt: Von 1979 bis zur Geburt ihres zweiten Sohnes trat sie mit dem Tamburin im Ensemble „Tamburica" auf. *„Dieser kroatische Kulturverein mit Sitz in Lauterach existiert jetzt fünfundzwanzig Jahre. Im Jahre 2004 wird er wieder in Mäder auftreten. Wir hatten Auftritte im ganzen Land, auch in der Schweiz und in Deutschland. Meinen letzten Auftritt, als ich zum ersten Mal schwanger war, hatte ich in der Basilika in Rankweil. Damals hatten einige Ältere noch Schwierigkeiten beim Singen deutschsprachiger Messen. Bei ihren Söhnen und Töchtern ist das heute anders: Die sind ja hier in die Schule gegangen. Mein allerletztes Konzert hatte ich im ORF."*

Dass der Sohn eines aus Rankweil stammenden Zöllners eine „Jugoslawin" heiratete, führte zu familiären Unstimmigkeiten und Auseinandersetzungen. *„Das war kein Einzelfall, ich würde sogar sagen, das ist typisch für Mischehen. In der Regel dauert es, bis man als Ausländerin in einer Familie akzeptiert wird. Da spielen viele Faktoren mit. Man kann auch gar nicht erwarten, dass man sofort herzlich aufgenommen wird."*

Auch Mira war in der Familie zunächst „unerwünscht". Vorurteile spielten eine Rolle.

Mira erzählt, dass viele Ältere in diesem Land auch nach 1945 in „den Jugoslawen" den Feind gesehen hätten, gegen den *„man im Zweiten Weltkrieg gekämpft hatte. Deswegen konnten sie auch nicht akzeptieren, dass ein Mäderer eine Bosnierin, Kroatin oder Serbin heiratet. Viele traumatische Erlebnisse aus der NS-Zeit blieben in dieser Generation unbewältigt. ‚Partisanin verschwind!', hat man zu mir nicht nur einmal*

hier in Mäder gesagt." Ihre kirchliche Trauung haben die Sturns in Kroatien gefeiert: „*Dort kannten wir den Bischof, der uns getraut hat.*"

Mira hat verständlicherweise unter diesen Spannungen und Vorurteilen sehr gelitten. „*Jahrelang ausgegrenzt zu werden, das tut weh. Wegen meiner Herkunft hat man mir sehr viel Unrecht angetan. Aber ich habe auch viel daraus gelernt. Man soll Menschen nach ihrem Charakter, nach ihren Handlungen, nach ihrem Tun beurteilen, nicht nach ihrer Herkunft.*"

Eine Einschränkung macht sie allerdings: „*Man sollte selbstverständlich die unterschiedlichen Religionen respektieren. Ich habe viele Freunde und Freundinnen unter den Moslems und den Orthodoxen. Aber beim Heiraten habe ich meine Vorbehalte. Da gibt es bei Mischehen einfach Schwierigkeiten bei der Kindererziehung, bei den Fest- und Feiertagen. Machen wir uns nichts vor: Religion verbindet wie die Geschichte. Kroaten und Österreicher haben eine gemeinsame Geschichte im Habsburgerreich, das verbindet. Kroaten und Österreicher haben beide den Katholizismus als vorherrschende Religion, das verbindet ebenfalls. Deshalb habe ich auch in der Pfarre in Mäder mitgearbeitet: bei Kommunionrunden, bei Firmvorbereitungen. Und schließlich habe ich einen österreichischen Katholiken geheiratet. Da gibt es eben viel Gemeinsames.*"

Auf die Frage, ob sie in Mäder nun völlig akzeptiert werde, antwortet sie ohne Zögern: „*Auch in dieser Gemeinde haben die Einheimischen in den letzten Jahren viel gelernt und doch manches Vorurteil abgebaut. Nicht alle, aber doch einige. Was einst geschehen ist, kann man nicht vergessen, aber ich habe es für mich überwunden und trage niemandem etwas nach. Es gibt in jeder Bevölkerungsschicht, gleich welcher Herkunft, Gute und Schlechte. So ist das Leben.*"

Und man müsse ständig daran arbeiten, dass die Vorurteile abgebaut würden. „*Da spielt die Kindererziehung eine ganz wesentliche Rolle. Als meine Söhne in den Kindergarten gingen, habe ich diesbezüglich viele Erfahrungen gemacht. Elternausbildung ist ganz, ganz wichtig. Ich habe mit meinem Mann die ‚Elternschule' in Mäder besucht. Er war als Mann*

eine Ausnahme und ich als Ausländerin. Diese Arbeit kann man gar nicht hoch genug einschätzen: Eines Tages habe ich zum Beispiel gesehen, wie drei Mäderer Kinder auf zwei türkische Buben losgegangen sind. Sie wurden so geschlagen, dass sie Rotz und Wasser geheult haben. Da bin ich selbstverständlich dazwischen gegangen und habe die Mütter angerufen. Das Verständnis dafür war gering. Und man glaubt gar nicht, wie viele Mütter ihre Kinder dazu anhalten, keinen Kontakt mit Türken zu suchen. Da wundert es einen nicht, wenn Hass und Gewalt schon in Kinderseelen gesät wird. Heute hört man oft, dass die Türken keinen Kontakt zu den Einheimischen haben wollen. Das sind heute die Kinder von damals. Sie haben zum Teil ganz negative Erfahrungen schon im Kindergarten gemacht. Das muss man bedenken, wenn man darüber spricht, dass sie integrationsunwillig seien. Vielleicht tragen auch die Einheimischen ein gerüttelt Maß an Schuld an dieser Situation. Sie müssen darüber nachdenken!"

In den neunziger Jahren konnte Mira ihre reichen Erfahrungen bei der Betreuung von bosnischen Flüchtlingen einsetzen. *„Ich habe dabei immer versucht, Brücken zwischen den unterschiedlichen Kulturen zu bauen. Darin habe ich immer meine Hauptaufgabe gesehen."* Und sie bedankt sich dafür, dass sich jemand für ihre Lebensgeschichte interessiert: *„Die Gespräche über die Vergangenheit und meinen Lebensweg sind sehr wichtig für mich geworden. Bisher habe ich das allen noch nie in dieser geschlossenen Weise erzählt. Da ist mir erst vieles bewusst geworden. Ich bin sehr froh, dass ich meine Geschichte erzählen konnte. Erzählen heilt. Und eines ist mir nun klar: Ich bewege mich auf den Spuren meines Vaters. Auch er ist für Verständigung eingetreten. Ich bin Papas Tochter."*

„Unter einer Fahne sind wir auf die Welt gekommen, unter einer anderen leben wir..."

Der Vater von Nuray Sönmez hat einen weiten Weg zurückgelegt: Er wurde in eine arme, kinderreiche Familie an der Schwarzmeerküste

hineingeboren, die sich mehr schlecht als recht von einer kleinen Landwirtschaft ernähren musste. **Şahin Şentürk** (Jg. 1949) ist heute stolz auf das Erreichte: Mehr als dreißig Jahre lebt er in Vorarlberg, und hier konnte er einen Teil seiner Träume verwirklichen: Er hat Arbeit, er hat es zu einer eigenen Wohnung gebracht, und seine Familie fühlt sich in

Lütfiye und Şahin Şentürk Anfang der achtziger Jahre bei der Abreise zum Urlaub in der einstigen Heimat

Mäder wohl. Es war jedoch ein langer und steiniger Weg. Und manchmal war – und ist es *„ein Leben zwischen allen Stühlen"*.

Das Gespräch in der properen Wohnung seiner Tochter in der Siedlung in der Maximilianstraße weckt die Erinnerung an die schwierigen ersten Jahre als „Gastarbeiter" in einem Land, von dem er sich zunächst so gar keine Vorstellungen machen konnte.[25] Doch eigentlich sei er ein doppel-

[25] Gespräch mit Şahin Şentürk und seiner Frau Lütfiye, Nuray Sönmez, ihrem Mann und İsmet Akyıldız am 1.7.2003. Nuray Sönmez diente als Dolmetscherin. Ihr Vater spricht

ter Migrant: Zunächst habe er mit fünfzehn Jahren Turkeli (Bezirk Sinop) verlassen, um in İstanbul zu arbeiten. *„Von der Feldarbeit und den wenigen Kühen, die wir hatten, konnte unsere Familie nicht ernährt werden. Deshalb bin ich in die Stadt gezogen und habe bei einem Onkel und meiner Tante gewohnt. Ich wurde als Schweißer angelernt, aber bereits nach zwei Wochen hatte ich genug: Ich bekam nur 15 Lira wöchentlich, das war ein schandbarer Hungerlohn. Auch als Automechaniker habe ich sehr wenig verdient. Schließlich habe ich, bis ich zum Militärdienst einrücken musste, als Gussarbeiter gearbeitet. Das war eine sehr, sehr schwere Arbeit, aber ich habe so viel bekommen, dass ich einen Teil meines Zahltages meiner Familie schicken konnte."*

Den zweijährigen Militärdienst leistete Şahin bei der Marine ab. *„Ich war auf der ‚İzmir' und wurde befördert"*, erklärt er nicht ohne Stolz. Seine Tochter schaut im Wörterbuch nach und übersetzt dann: *„Er muss so eine Art Unteroffizier gewesen sein."* Bereits drei Monate nach dem Abrüsten reiste er mit einem Touristenvisum in Österreich ein. Die Absicht war klar: Er wollte für ein paar Jahre hier bleiben und so viel wie sein Bruder verdienen. Dieser war im Jahre 1969 nach Österreich gekommen und hatte bei einer Textilfirma in Egg im Bregenzerwald Arbeit gefunden. Zwei Jahre später folgte ihm Şahin nach. *„Alles hat mein Bruder organisiert: die Arbeitsbewilligung, die Aufenthaltsbewilligung. Das ist schnell gegangen, denn man hat uns schließlich gebraucht."*

Die Wohnsituation der Gastarbeiter war prekär: *„Ja, zehn bis fünfzehn Leute in einem Zimmer, kleiner als diese Stube, wo wir jetzt sind. Ging schon, jede Seite Stockbetten, auch Boden war belegt. Für alle nur ein Klo, aber nicht billig. Waren alle jung, unter dreißig, und alle haben gedacht, bleiben eh nicht lange, dann hält man das schon aus."*

Das war im Jahre 1971. *„Meine erste Erinnerung an Vorarlberg? Ich war wündrig, wie mich die Leute behandeln würden. Und die Leute hatten damals – glaube ich – ein Interesse an uns, aber wir konnten nicht*

---

gebrochen Deutsch. Seine Aussagen wurden der Verständlichkeit wegen zum Teil „normalisiert" und dann von seiner Tochter „autorisiert".

miteinander reden. Sie haben blöd geschaut – und wir auch. Es hat natürlich im Alltag eine Menge Schwierigkeiten gegeben. Etwa beim Einkaufen. Wir Fremde mussten im Laden hinter einer Schranke stehen bleiben. Wer nicht Deutsch konnte, war auf die Zeichensprache angewiesen. Wer Honig wollte, machte ‚sumsum', wer Eier wollte ‚gogog', bei Milch ‚muh'. Da konnte es schon passieren, dass man statt Milch Rindfleisch erhielt. Angeschrieben wurde nichts, wir mussten bar zahlen. Das hat bei den alten Registrierkassen immer sehr lange gedauert, denn viele von uns kannten sich beim Retourgeld nicht aus. Wir mussten zusammenhalten und uns gegenseitig helfen. Mein Bruder und ich hatten zum Beispiel nur eine einzige Geldtasche. Was ihm gehörte, gehörte auch mir."

Ob er Heimweh gehabt habe? *„Heimweh hat man immer. Ich habe nicht so viel durchgemacht wie viele andere. Aber trotzdem hatte ich immer Heimweh oder Sehnsucht nach der Ursprungsheimat. Zwei Jahre im Ausland kommen einem vor wie 15 Jahre in der Heimat. Ich bin jetzt dreiunddreißig Jahre hier und das Gefühl ist nicht völlig verschwunden."*

Der Übergang von der Türkei nach Vorarlberg sei für jene, die einen Zwischenschritt gemacht hätten, vereinfacht worden: *„Ich stamme aus einem ländlichen Gebiet, lebte dann in einer Großstadt und kam wieder in eine ländliche Gegend. Vieles erinnerte mich an meine Heimat am Schwarzen Meer, das machte es leichter. Für jene, die aus Ostanatolien stammten, war es sicher viel schwieriger als für uns, die wir aus İstanbul kamen. Drei bis fünf Jahre habe ich mir gesagt, mehr nicht. Jedes Jahr sagte ich mir: ‚Das ist das letzte' – und das denke ich heute noch. Aber ich habe hier in Mäder meine Familie und die Enkel. Und so ist dieser Ort allmählich meine zweite Heimat geworden. Und schließlich lebe ich hier länger, als ich in der Türkei gelebt habe!"*.

Nach drei Jahren machte er zum ersten Mal Urlaub in der Türkei. Dieser Aufenthalt sollte sein Leben entscheidend verändern. Seine Tante hatte für ihn *„eine nette, fleißige und hübsche Frau ausgesucht"*. Im Originalton: *„Sie mich eigentlich verkuppeln. Ich nix sehen, kein Foto, nur schreiben. Dann im April vorgestellt und im Juli geheiratet."* Zehn Tage

nach der Hochzeit kam Lütfiye mit ihm nach Vorarlberg. *„Vor jedem Urlaub ich eine Woche lang nicht schlafen. So Heimweh nach Mama und Papa. Vorarlberg war so fremd, so ganz anders. Heute Türkei für mich Urlaubsland."*

War es für männliche Gastarbeiter schwer, sich an die neuen Gegebenheiten anzupassen, so vervielfachten sich die Probleme für die Frauen. *„Jedes Jahr ich bekommen ein Kind. Eins im Bauch, eins auf dem Arm. Schließlich fünf. Das geben Probleme mit der Wohnung. Sie immer zu klein und wir nie allein".*

Weil die Wohnung zu klein war, kam **Nuray** 1975 in der Türkei auf die Welt. Die ersten drei Lebensmonate verbrachte sie dort. Als eine größere Wohnung für die Familie gefunden war, wurde sie „heraufgeholt." *„Also ich bin wirklich in der Türkei geboren worden, aber nicht freiwillig. Die Wohnsituation hier hat mein Geburtsland bestimmt"*, sagt Nuray.

Egg, Hohenems, Altach, Götzis und schließlich Mäder – jeder Wohnort birgt für die Familienmitglieder besondere Erinnerungen. Doch bis auf die letzte Station glichen sich die Wohnumstände: Die Küche musste an allen Wohnorten mit vier oder fünf Familien geteilt werden. Die Mieten waren unverschämt hoch – und in Götzis betrug die Wasserrechnung 3000.– Schilling pro Monat. *„Deswegen wir Wunsch nach eigener Wohnung – und hier in Mäder hat sich dann Traum 1984 erfüllt."* Ein Kollege war zurück in die Türkei gegangen. Dadurch wurde eine alte Wohnung bei der Familie Stadler frei. *„Dort wohnten wir zum ersten Mal allein, das war ein völlig neues Gefühl!"* Und seit diesem Zeitpunkt arbeitet Şahin Şentürk bei der Firma Huber Trikot als Textilarbeiter.

Allerdings warf ein schwerer Schicksalsschlag die Familie auf den Nullpunkt zurück: Im Jahre 1991 brannte die Wohnung aus ungeklärter Ursache völlig aus. *„Um fünf Uhr in der Früh brach der Brand in der Scheune aus. Mutter konnte nur noch die Kinder retten. Alles, was wir hatten, ist verbrannt. Die Fotos, alle Erinnerungsstücke, einfach alles. Ich war damals vierzehn Jahre alt und besaß nur noch meine Schuhe und meinen Schlafanzug"*, erzählt Nuray. *„Damals sind im Land viele Ausländerwohnungen abgebrannt. Und es wurden viele Vermutungen ange-*

stellt. Offiziell hat es keine ausländerfeindlichen Anschläge gegeben. Die gehäuften Brände im Land waren allerdings sehr merkwürdig. Bei uns im Stadel hat es gar keine elektrische Installation gegeben – also, sagen wir, es war sehr mysteriös."

In dieser äußerst schwierigen Lebenssituation hat die Familie allerdings auch viel Solidarität erfahren. *„Ich bin Adolf Vallaster mein Leben lang für seine Hilfe dankbar. Er hat uns sofort das ‚Pfadfinderhäuschen' zur Verfügung gestellt. Wir haben dort acht Monate gelebt. Nachdem ich geheiratet hatte, zog ich mit meinem Mann dort ein."* Nuray Sönmez bringt es auf den Punkt: *„In allen Ländern der Welt gibt es solche und solche Menschen. Es kommt immer auf den Einzelnen an. In dieser schweren Zeit haben uns viele geholfen. Auch Schulkameradinnen haben mich unterstützt, das werde ich nie vergessen. Und so hat auch eine solche Katastrophe ihre guten Seiten."*

Nuray betätigt sich heute in der Gemeinde mit großem Erfolg als „Integrationsarbeiterin". Sie organisiert Zuwandererfeste und Frauentreffs, sie bemüht sich, das Verständnis zwischen den Einheimischen und den Neuankömmlingen zu verbessern: *„Es ist gut, wenn man helfen kann oder Hilfe bekommt"*, sagt ihr Vater, *„und deshalb bin ich auch stolz darauf, was meine Tochter macht!"*

Für ihre Mutter blieben die Integrationshürden allerdings besonders hoch. Sie ist Analphabetin, und sie hat – wie viele türkische Frauen – die deutsche Sprache auch in dreißig Jahren nur sehr bruchstückhaft gelernt. *„Ich wollte lernen, aber ich durfte nicht. Ich bin als Kind von zu Hause ausgerissen, ich bin zur Schule gerannt. Ich wollte so gerne in die Schule gehen! Dafür habe ich Schläge erhalten. Ich musste auf dem Feld arbeiten. Mädchen sollten nichts lernen!"* **Lütfiye Şentürk** kennt die Zahlen, sie kennt die Buchstaben, sie kann sie jedoch nicht verbinden. Es sei doch schwer, sich in dieser Gesellschaft ohne Lesekenntnisse zu orientieren. Ob sie diese Kulturtechnik nicht doch noch lernen möchte? *„Schwer ist es schon. Aber jetzt noch lesen lernen? Nein, dafür bin ich schon zu alt!"* Und dann erzählt sie, wie schwierig es für sie gewesen sei, sich in einem fremden Land ohne Sprachkenntnisse zurechtzufinden.

Sie erzählt, wie sich der Brotausträger in Altach bemüht habe, ihr für den Alttag wichtige Sprachfloskeln beizubringen. *„Guten Morgen!"* habe sie von ihm gelernt.

„Hefe, Hefe habe ich auf dem Weg zum Geschäft immer vor mich hingesagt. Hefe, Hefe – und dann war ich dort – und dann hatte ich das Wort wieder vergessen!"

Nuray Sönmez (3. v. l.) unterstützt die Arbeit im Mäderer Schullandheim

Mit der Zeichen- und Gebärdensprache habe sie sich verständigt, auch beim Kinderarzt. *„Ich musste mit der Schesa zu Fuß von Altach nach Lustenau zum Kinderarzt. Und zu Fuß bin ich auch nach Götzis mit meinen Kindern einkaufen gegangen. Als Hausfrau war ich ganz auf mich allein angewiesen. Da keine türkische Familie in der Nähe war, konnte ich mit niemandem sprechen. Ich war ganz auf meine Kinder angewiesen."*

Auf der einen Seite hat sich heute ihre Kommunikationssituation wesentlich verbessert. Ein Netz von Bekannten ermöglicht Besuche und den so

wichtigen Gedanken- und Erfahrungsaustausch mit anderen türkischen Frauen. Auf der anderen Seite ist ihre Austauschmöglichkeit durch die herrschende Sprachbarriere gegenüber den Einheimischen beschränkt. Eine Besonderheit bestätigen alle anwesenden Gesprächspartner(innen): Die Beherrschung der deutschen Sprache habe bei der ersten türkischen Einwanderergeneration zum Teil sogar abgenommen. Daran sei hauptsächlich das Fernsehen schuld. Als sie gekommen seien, hätten sie zu Hause nur deutschsprachige Programme anschaut: *„Serien wie Dallas oder Schwarzwaldklinik. Aber seit es das Satellitenfernsehen gibt, schaut man die türkischsprachigen Programme an. Da verlernt man die deutsche Sprache wieder. Und wenn die Kinder zweisprachig aufwachsen, dann verlässt man sich auf sie. Sie übernehmen das Dolmetschen."*

Die innerfamiliäre Kommunikation erfolgt bei der Familie Sönmez dennoch zweisprachig: Mit der Tochter wird Deutsch und Türkisch gesprochen, bei den Familien Şentürk und Akyıldız steht allerdings das Türkische im Vordergrund. Auch am Arbeitsplatz ist das Türkische die vorwiegende Umgangssprache. *„Früher war ich eine Art Dolmetsch für die Neuankömmlinge. Die konnten kein Wort Deutsch, und ich habe zumindest einige Brocken verstanden und gesprochen. Aber heute kann ich viel weniger, ich habe vieles wieder verlernt"*, bestätigt İsmet Akyıldız, *„denn am Arbeitsplatz und zu Hause spreche ich fast nur Türkisch."*

İsmet Akyıldız (Jg. 1948) stammt ebenfalls von der Schwarzmeerküste, aus Trabzon. Seine Lebensgeschichte weist viele Parallelen zu jener seines Freundes Şahin auf. Auch er wurde in ein bäuerliches Milieu hineingeboren, lebte dann acht Jahre lang in İstanbul als Textilarbeiter und reiste mit einem Touristenvisum in Österreich ein. Es habe sich um einen typischen „Nachzug" gehandelt. Verwandte arbeiteten bereits hier in Vorarlberg, so habe er sich eben auf den Weg gemacht, um ebenfalls besser leben zu können.

Er habe sich aus einem Grund gleich recht heimisch gefühlt: *„Hier hat es so ähnlich ausgeschaut wie im Dorf, aus dem ich stamme."* Doch die

Anfangsjahre seien trotzdem schwerer gewesen als jene von Şahin: Er sei bereits bei seiner Ankunft verheiratet gewesen. Als Lediger gehe man viel leichter von zu Hause weg.

„Hier in Vorarlberg ist es mir gut gegangen, obwohl es nicht einfach war. Leichter wäre es zunächst gewesen, nach Köln oder in eine andere große Stadt zu gehen. Kaum hatte ich das Landleben hinter mir gelassen, lebte ich schon wieder auf dem Lande. 1971 bin ich für zwei Jahre zurück in die Türkei gegangen, seit 1973 lebe ich endgültig mit meiner Familie in Vorarlberg, zunächst in Götzis und seit 1991 hier in Mäder. Seit fünfundzwanzig Jahren bin ich Textilarbeiter bei Huber Trikot und wohne auch in einer Firmenwohnung."

Auch er wollte eigentlich nur fünf Jahre bleiben. Das ersparte Geld habe er zunächst seiner Frau geschickt, die drei Kinder zu versorgen hatte. Zwei seiner fünf Kinder sind in den Jahren 1977 und 1981 in Vorarlberg auf die Welt gekommen. Zwei Mädchen, die hier aufgewachsen sind, haben in der Zwischenzeit in der Türkei geheiratet und leben wieder dort, zwei Buben und ein Mädchen leben heute hier in Mäder. *„Meine Frau hat sich nach der Übersiedlung recht schnell eingelebt, sie konnte sich gut umstellen."* Auf die Frage, ob er es je bereut habe, hierher gekommen zu sein, gibt er eine klare Antwort: *„Gereut hat mich der Entschluss auszuwandern nie. Ein guter Mensch hat überall eine Heimat, und dort, wo ich satt werde, ist meine Heimat!"* Er habe in diesen dreißig Jahren auch persönlich nie unter ausländerfeindlichen Einstellungen zu leiden gehabt. *„Natürlich gibt es solche Haltungen, aber sie haben mich persönlich nicht betroffen. Bis vor zwei Jahren bei einem Fußballspiel in Bludenz: Mein Sohn spielt in Götzis. Er wurde als ‚Scheiß Türke' beschimpft und von Jugendlichen verprügelt. Als ich zu seiner Kabine wollte, habe ich auch etwas abbekommen. Das war der einzig wirkliche ausländerfeindliche Vorfall, den ich erlebt habe!"*

Die Frage nach ihrer „Identität" wird von allen Gesprächspartnern sehr differenziert beantwortet. *„Man ist wie dazwischen"*, sagt Nurays Vater. *„Ich fühle mich heute als moslemischer Mäderer."* Sein Bruder sei in den siebziger Jahren – wie so viele – nach Deutschland weitergezogen, weil

die Löhne dort wesentlich höher gewesen seien als in Vorarlberg. Wenn er heute seinen Bruder besuche, wolle er nach einer Woche zurück nach Vorarlberg: *„Obwohl ich türkisches Blut in den Adern habe, habe ich Sehnsucht nach Mäder, denn das ist meine Heimat geworden."* Schwierig sei es bei Fußballspielen. *„Österreich gegen Deutschland, da ist es klar. Mein Bruder ist für Deutschland, ich für Österreich. Bei Österreich gegen die Türkei bin ich neutral."* Und in Nurays Wohnzimmerschrank befinden sich beide Flaggen – in gleicher Größe.

Als „moslemische Mäderer" sind sie Mitglieder im Moscheeverein „ATIB Diyanet Camii", der mit seinen 150 Mitgliedern auch gleichzeitig ein Sport- und Kulturverein ist. *„Man kann kaum sagen, dass wir in einer Moschee beten. In einer Hütte passt besser. Aber wir sind froh, unser Freitaggebet dort überhaupt verrichten zu können."*

Şahin Şentürk ist dankbar, dass ihnen im Jahre 1973 der Pfarrer von Altach einen Raum unter der Kirche zum Gebet zur Verfügung gestellt hat. *„Hier haben wir beten können. Das war für uns ein ganz, ganz wichtiger Schritt. Wir wollen auch hier unsere Religion ausüben. Dazu gehört die Einhaltung des Ramadans und die Möglichkeit zum Freitagsgebet."*

Wie er sich verhalten würde, wenn seine Tochter einen Christen heiraten würde, frage ich ihn. *„Gegen die Liebe kann man nicht ankämpfen. Ich zwinge niemanden zu etwas. Meine Kinder sollen den heiraten, den sie lieben. Ein anständiger Mensch muss es sein. Es ist doch so: Bei fünf Türken sind zwei schlechte dabei, das ist überall so. Und die bestätigen dann die Vorurteile: Stellt ein Türke etwas in Dornbirn an, dann heißt es gleich: So sind die Türken eben. Das ist einfach dumm, fürchterlich dumm! Aber was soll man dagegen machen? Ich habe oft Leute freundlich gegrüßt, und die haben meinen Gruß nicht erwidert. Das hat mich schon sehr gekränkt."* Eine „Mischehe" wäre für ihn überhaupt kein Problem. *„Warum auch?"*

Viele Landesgewohnheiten haben die Zuwanderer übernommen: *„Wir gehen heute jassen. Früher waren wir im Löwen, heute im ‚Dück dich'. Ich habe als Sieger eines Preisjassens sogar einen Pokal von der Arbei-*

terkammer bekommen!", berichtet Şahin. „*Und die Essgewohnheiten haben sich geändert. Natürlich mögen wir Käsknöpfle und Polenta.*" Die österreichische Staatsbürgerschaft habe er allerdings nicht beantragt. „*Die Angst vor den Behördengängen und dem Papierkrieg ist zu groß. Da braucht man so viele Scheine und Bestätigungen, der Aufwand lohnt sich für mich nicht mehr. Auch die Kosten spielen eine Rolle. Meine Kinder sollen sie annehmen – das ist vernünftig.*" Şahin und İsmet sind der gleichen Meinung. „*Auf dem Papier bleiben wir Türken.*"

Ich mache sie darauf aufmerksam, dass sie im Falle von gesundheitlichen Schicksalsschlägen den Anspruch auf gewisse Sozialleistungen aufgeben würden. „*Im Pflegeheim sind keine Türken. Die Eltern werden ‚bei uns' nicht so schnell abgeschoben, der Familienzusammenhalt ist ein großer Wert*", wendet Nuray ein. Aber wenn mit der Staatsbürgerschaft solche Fragen zusammenhängen, müsse man sich das doch noch genauer überlegen. „*Schließlich hat mein Vater hier über dreißig Jahre lang Steuern und Sozialabgaben gezahlt!*"

Natürlich sei auch die Frage, wo sie einst beerdigt werden möchten, noch ungeklärt. „*Wo ich begraben werde, ist mir eigentlich gleich. Es muss nur nach moslemischem Ritus geschehen*", sagt Şahin, und İsmet nickt. „*Noch werden die Leichen meist in die Türkei zurückgeschickt. Sie haben hier gelebt, sie sind hier gestorben und werden dort, wo sie nur wenige Lebensjahre verbracht haben, beerdigt. Das wird sich mit der zweiten und dritten Generation ändern.*" Und Nuray ergänzt: „*Deshalb brauchen wir bald einen moslemischen Friedhof oder zumindest die Einsicht, dass es kein Problem mehr ist, wenn wir in Richtung Mekka bestattet werden wollen! Unter einer Fahne sind wir auf die Welt gekommen, unter einer anderen leben wir, hat mein Vater gesagt – unter welcher wir sterben werden, wissen wir noch nicht, füge ich bei ihm hinzu.*"

Und dann überreicht Nuray Sönmez zum Abschied dem Autor ein Gedicht. „*Ich habe es im Dialekt geschrieben, und es behandelt das Thema, über das wir gerade gesprochen haben. Ich habe ihm den Titel ‚Miteinander' gegeben, denn nur so kann man friedlich zusammen leben.*"

Miteinander

Ungföhr vor drißg, vierzg Johr siand dia ersta Türka do gsi.

Ida Hoamt hons sie sich vo der Frou, Kiand, Eltara und Verwandta verabschiadat.

Mit a kle Häs im Koffer, a kle Breand i da Naylontäscha und a kle Geld im Sack, hot die Reise ins frömde Land agfanga.

Nach zwo, drü Täg siand sie ako im Ländle. Ufgregt siand sie gsi, was sie alls gseha hond, anderst bauti Hüser, hellhütige, blondi Menscha,

dia ena frömd agschout und üseri dia frömd agschout hond. Denn hons versuacht an Dach überm Kopf zu fianda.

Mit da andra Landsmä hoans sie i a Gmeinschafts-Zimmera gwohnt. Nocha onera Wiele heat die Arbeitssuchi agfanga.

Es war alles so schwer für sie. Ma hot Sproch net verstanda, unds Ikofa war am Schwirigsta, hons ned sega künna, was sie wella hond.

Mit Händ und Füaß honds sie sich zverständiga versuacht. Jeder ischt jedem usm Weg ganga, alli bedi Sita hond da Kontakt zeinander vermida, jo halt

Weil ma anander net kennt hot. Sie heand sich denkt, mir sparend fest, denn gomma eh wider hoam. So isches aber net ko,

wia sie sich vorgstellt hond. Ma hot sie as Leba do im Ländle gwöhnt. Denn hät ma langsam gegasitig zum Grüaßa agfanga und gseha, dass ma

ko Angscht vo anander ha muss. Johre später hätt ma denn Kiand und Kegl uffa gholt. Sit dem leaben sie Seiti an Seiti mit der Vorarlberger

zemma. Mir hond gseha, dass dia Vorarlberger ganz netti Lüt siand und natürli hond sie o gseha, dass mir o ned so schlecht siand, wia sies

gmoand hond. Usgschlossa vo dr paar Lüt, egal welchara Rasse es o immer ischt, nemlich guti und schlechti giats überall, abr mir hoffen, dass dia guti

in Überzahl siand. Wenn ma doch uf dieser Wealt friedlich miteinander leba ka, warum noh so feindselig zuanander si!

Nicht alles kann veröffentlicht werden...

Wer sich auf mündliche Geschichte einlässt, begibt sich als Forscher(in) auf schwankenden Boden: Es gilt, einerseits wissenschaftliche und methodische Grundregeln zu beachten, andererseits muss unter Umständen Rücksicht auf die Erzählenden genommen werden. Dies trifft besonders bei sogenannten „Heimatbüchern" zu. Trotz der generellen Bereitschaft, Einzelheiten aus der Lebensgeschichte zu erzählen, besteht der verständliche Wunsch, dass nicht alle familiären Zwistigkeiten in gedruckter Form an die Öffentlichkeit geraten.

Die vorliegenden Lebensbilder sollen Einblicke in unterschiedliche Lebenswelten in der Gemeinde gewähren. Ebenso interessant wie das Erzählte ist jedoch oft das nicht veröffentlichte Material. Manche Episoden fehlen im Text. Nach einer gewissen Nachdenkpause hieß es: *„Ich bitte Sie darum, was ich Ihnen erzählt habe, doch nicht zu verwenden. Sie dürfen es erst schreiben, wenn der oder die Betroffene nicht mehr am Leben ist. Es ist zwar alles wahr, was ich Ihnen erzählt habe, aber wir wollen in der Familie oder in der Gemeinde keine Streitigkeiten mehr. Das Vergangene soll man ruhen lassen."* Und es gibt Lebensbilder, die zwar geschrieben, aber letztlich doch nicht veröffentlicht werden. Dazu zählt die dramatische Lebensgeschichte eines Mannes, der auf Grund seiner traumatischen Jugenderfahrungen während des Zweiten Weltkrieges eine pazifistische Grundeinstellung gewonnen hat: *„Jahrzehntelang habe ich mich am Wirtshaustisch mit den ‚Kameradschaftsbündlern' herumgeschlagen. Wenn dies alles in einem Heimatbuch steht, dann beginnen die Auseinandersetzungen von vorne. Ich bin es leid. Die Alten ändern sich nicht mehr, die Jungen können auch sonst aus der Geschichte lernen, wenn sie wollen. Dazu brauchen sie meine Lebensgeschichte nicht."*

Der Historiker hätte diese exemplarische Lebensgeschichte sehr gerne veröffentlicht, aber selbstverständlich geht der Wunsch des Betroffenen vor, sich in der Gemeindeöffentlichkeit nicht mehr zu exponieren. Die Frage bleibt, warum noch heute solche Ängste und Widerstände bei

Bürgern und Bürgerinnen vorhanden sind, wenn über „gewisse Abschnitte" der Vergangenheit gesprochen wird. *„Erzählen heilt"*, sagte die in Bosnien geborene Mira Sturn. *„Die nächste Generation soll daraus lernen, denn die kann sich gar nicht mehr vorstellen, was wir alles erlebt haben."*

Zuerst erschienen in
Harald Walser (Hg.): Mäder. Bregenz 2004.

Mündliche Geschichte: Werner Bundschuh im Gespräch mit Mira Sturn, geb. Veljača, Mäder im August 2004

Literaturauswahl

Amt der Stadt Feldkirch (Hg.): Feldkirch in Zahlen 1985/86.

Barnay, Markus: Die Erfindung des Vorarlbergers. Ethnizitätsbildung und Landesbewußtsein im 19. und 20. Jahrhundert. Bregenz 1988 (= Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs Bd. 3).

Barnay, Markus: Vorarlbergs Sonderfahrt durch die 2. Republik. Vom Alemannenmythos zur Euregio Bodensee. In: Kriechbaumer, Robert (Hg.): Liebe auf den zweiten Blick. Landes- und Österreichbewusstsein nach 1945. Wien-Köln 2000 (= Geschichte der österreichischen Bundesländer seit 1945, Suppl. Bd. Xb), S. 261-277.

Blaschke, Jochen / Greussing, Kurt (Hg.): „Dritte Welt" in Europa. Probleme der Arbeitsimmigration. Frankfurt a.M. 1980.

Bundschuh, Werner: „Fremd fühlt man sich zunächst schon." Biographische Notizen zur Zuwanderung. In: Giesinger, Rudolf / Walser, Harald: Altach. Geschichte und Gegenwart. Bd. 2, Altach 1999, S. 231-258.

Bundschuh, Werner: Mentalität, Identität, Integration. In: Mathis, Franz / Weber, Wolfgang: Vorarlberg. Wien-Köln-Weimar 2000, S. 201-219. (= Geschichte der österreichischen Bundesländer seit 1945).

Burmeister, Karl Heinz / Rollinger, Robert (Hg.): Auswanderung aus dem Trentino – Einwanderung nach Vorarlberg. Die Geschichte einer Migrationsbewegung mit besonderer Berücksichtigung der Zeit von 1870/80 bis 1919. Sigmaringen 1995.

Egger (-Kiermayr), Gernot: Vorarlberg und die Republik in Spanien 1936-1939. In: Pichler, Meinrad (Hg.): Nachträge zur neueren Vorarlberger Landesgeschichte. Bregenz 1982, S. 156-190.

Franzel, Emil: Die Vertreibung aus dem Sudetenland 1945/46. Nach Dokumenten des ehemaligen Bundesministeriums für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte. Bad Nauheim 1967.

Frisch, Max: Tagebuch 1966-1971, Frankfurt am Main 1972.

Geyde, G. E. R.: Als die Bastionen fielen. Die Errichtung der Dollfuß-Diktatur und Hitlers Einmarsch in Wien und den Sudeten. Eine Reportage über die Jahre 1927 bis 1938. Wien 1981.

Greber, Gebhard: „Sie sollen uns willkommen sein." – Die Südtiroler Umsiedler in Vorarlberg. In: Bludenzer Geschichtsblätter, Jg. 1990, Heft 6, S. 11-64.

Greber, Gebhard: Die Südtiroler Umsiedler in Vorarlberg. In: Montfort, 31. Jg., Heft 4, 1979, S. 259-294.

Greussing, Kurt: 100 Jahre „Gastarbeit" in Vorarlberg. In: Bludenzer Geschichtsblätter, Jg. 1989, Heft 3/4, S. 3-18.

Greussing, Kurt: Zuwanderungsland Vorarlberg: „Erbgesessene Bewohner" und fremde. In: Kultur. Zeitschrift für Kultur und Gesellschaft, Jg. 5, Nr. 4, Dornbirn 1990, S. 4-6.

Johler, Reinhard: Mir parlen Italiano und spreggen Dütsch piano. Italienische Arbeiter in Vorarlberg 1870-1914. Feldkirch 1987.

John, Michael / Lichtblau, Albert: Schmelztiegel Wien – einst und jetzt. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten. Wien-Köln-Weimar 1990.

Mayr, Monika: Gastarbeiter und Gastarbeiterwanderung in Vorarlberg in der jüngsten Vergangenheit. Hausarbeit am Institut für Geographie an der Universität Innsbruck. Innsbruck 1984.

Pichler, Meinrad: Auswanderer. Von Vorarlberg in die USA 1800-1938. Bregenz 1993.

Seberich, Rainer: Südtiroler Schulgeschichte. Muttersprachlicher Unterricht unter fremdem Gesetz. Bozen 2000.

Siegert, Michael: Kein Pardon gegeben. Wie sich Österreicher im vorigen Jahrhundert in Sarajewo und Umgebung benahmen. In: Profil, Nr. 6, 5.2.1996.

Thurner, Erika: Der „Goldene Westen"? Arbeitszuwanderung nach Vorarlberg seit 1945. Bregenz 1997 (= Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs Bd. 14).

Walser, Harald: Bombengeschäfte. Vorarlbergs Wirtschaft in der NS-Zeit. Bregenz 1989 (= Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs Bd. 6).

Walter, Nikolaus / Şurdum, Kundeyt: Landlos. Türken in Vorarlberg. Mit einem Nachwort von Kurt Greussing. Salzburg 1991.

Walter, Thomas: Deliktgruppen und Deliktkategorien. Die Kriegsdienstverweigerer in den Mühlen der NS-Gerichtsbarkeit. In: Manoschek, Walter (Hg.): Opfer der NS-Militärjustiz. Urteilspraxis – Strafvollzug – Entschädigungspolitik in Österreich. Wien 2003, S. 114-132.

Orts- und Herkunftsregister

Die **fettgedruckten Zahlen** verweisen auf die ethnische Herkunft beziehungsweise Zugehörigkeit der für dieses Buch befragten Personen.

Afrika 14
Ägypten 33, 91
Anatolien 178, 184
Altach 34-72, 137
Altenstadt 76, 123, 139
Altvater 93
Aussig 96

Bad Ischl 119
Baienfurt 39
Batschuns 169
Bayern 80, 82, 102, 127, **130-137**
Bensen 104 f.
Berlin 124
Bethlehem (USA) 95
Bihac 61, 65, 67, 164
Blons 49 f.
Bludenz 11 ff.
Böhmen 94, **104-111**
Bosnien 61–68, 124-127, 164-175, 188
Bosnien-Herzegowina 65, 124
Bozen 37, 77
Brand 157
Brederis 125, 141, 144
Bregenz 13 f., 16, 49, 76, 113 f., 146, 155
Bregenzerwald 49, 82, 113, 177
Brixen 38
Brünn 99, 104, 106-110, 115
Buchs 146
Bulgarien 115-123
Burgenland 14, 35, 118

Čepovan 43
Chemnitz (Karl-Marx-Stadt) 92

Dachau 140
Dalaas 49
Deutschland 20, 26, 34, 63, 74, 80, 82, 90–94, 97 f., 102, 105, 108, 115 f., 118, 135, 137, 140, 144, 146, 148, 156, 163, 183 f.
– ehemalige DDR 92 f.
– „Volksdeutsche" 34, 41, 74, 102 f.
Deutschlandsberg 153
Dolenja Tribuša 43
Dresden 105
Dornbirn 76, 88, 104, 113
Düsseldorf 49

Egg 177, 179
Eisendörfel 84
England 94
Erdesbach 145
Erkheim 131, 133
Euregio Bodensee 75

Feldkirch-Stadt 12, 76, 80, 85-99, 102, 105, 108, 113, 120, 123, 141 f., 149 f., 160
Fontanella 49
Frankreich 26, 34, 94, 98, 112, 130, 141-144, 147 ff., 163 f.
Frastanz 100
Friedrichshafen 141 ff.
Fronleiten 54
Fulnek 93, 95 f., 98

Gersdorf 93
Gewitsch 107
Gisingen 76, 85, 126
Gismann 37
Göfis 139
Götzis 51, 129, 137-140, 142, 145 f., 149, 154 f., 166, 172, 179-181, 183
Graz 116, 118, 120, 123, 153
Großbritannien 26
Großes Walsertal 14, 18, **49-52**, 90

Hohenems 16, 18, 44-46, 51 f., 54, 70, 90, 99, 102, 179
Hollabrunn 111 f.

Innsbruck 79 f., 85, 163
İzmir 20

İstanbul 68 f., 177, 182
Italien 4, 41, 43, 82, 94, 157

Jagdberg
Jugoslawien 7, 14, 18 f., 24, 26, 29, 34 ff., **43-49**, 55, 58, **60-68**, 74, 116, 119, **124-127**, 143 f., 155, **164-175**

Kaiserslautern 147
Kanada 45 f., 114
Karlsbad
Kärnten 14, 18, 35, 49, 52, **56-61**, 104, 143, 153, 157
Kindberg 52
Klaus 108
Klostertal 49
Koblach 137, 141 f., 153, 155 f.
Köln 183
Königsfeld 107
Krakau 84
Kroatien 14, **65-67**, 124, **165-174**
Kruckenberg 153
Krumbach (Bayern) 102
Kusel 147 f.

Laibach 44
Landeck 120
Lauterach 173
Lech 91
Lechtal 114
Leipzig 83
Leitmeritz 83 f.
Lengmoos 38
Lettland 87
Levis 76, 80 f.

Liechtenstein 58, 156
Lindau 92, 130, 146
Linz 118
Lösch 107
Lustenau 113, 142, 159, 162 f., 181
Luxemburg 80, 134, 144

Mäder 128-137
Mähren 94, 107
Mährisch Schönberg 93
Mailand 38
Mannheim 147
Marokko 14, 142
Mekka 185
Memmingen 130 f., 134
Meran 80, 82
Merrane 83
Mitteleuropa 32
Mitterberg 56
Mittewald 38 f
Moskau 140
Müllbach 39
München 94
Mureck 120

Neapel 38
Neuburg (Götzis) 167-170
Neutitschein 93
Niederösterreich 111-114
Nofels 76, 81, 109, 123
Nüziders 49 f., 125

Oberfranken 85
Oberegg 160
Oberhollabrunn 106
Oberösterreich 13 f., 35, 104
Osmanisches Reich 32, 115, 118
Österreich 18, 20, 31, 34, 37, 41, 46, 48, 63, 66, 68, 73, 82, 94, 98, 102, 105, 108 f., 117 f., 120, 122 ff., 126, 130, 134, 136 f., 174, 177, 182 f.
– „Innerösterreich" 9, 35, 42, 54 f., 58, 60 f., 63, 111, 114, 143, 155
Österreich-Ungarn (Habsburgerreich / „Altösterreich") 8 f., 34, 41, 77, 83, 101, 103, 105, 107, 109, 118, 124
Osteuropa 18, 27
Oströmisches Reich 33
Osttirol 14

Palermo 24
Philippinen 14
Polen 14, 84
Prag 96, 99 f., 107, 111

Radenthein 56
Rankweil 76, 90, 114, 130, 139, 173
Ravensburg 39, 98
Rebdorf 141
Rheinland-Pfalz 144 f., 148
Ritten 37
Rom 38
Russland 40, 45, 92, 96, 105, 130

Sachsen 83–93
Salzburg 85, 104, 118
San Sadurni de Noya 162
Scheibbs 85
Schönau 130
Schöngrabern 111
Schwarzach 27
Schwarzwald 156
Schweiz 41 f., 46 f., 109, 112, 140, 143, 146, 156, 160 f., 173
Seewinkel 118
Serbien 14, 65 f., 124, 126, 140, 143, 146, 154, 156, 160 f., 163, 166, 169 f.,173
Siffian 38
Sinop 68 f., 177
Sizilien 39
Skočaj 61
Slowakei 95, 97
Slowenien 14, 43, 48, 60, 146
Sonntag 49
Spanien 140, 161–164
St. Arbogast
St. Gallen 137
St. Gerold 49
St. Niklaus 77, 82
Steiermark 14, 18, 35, **52–56**, 104, 129, 143, **153–158**
Sudetenland 18, 34, 74, 90, **93-104**
Südtirol 14, **36– 43**, 73, **76-83**, 89, 95, 156

Teslič 124
Tetschen 104
Tirol 35, 73, 104, 112, 114
Tisis 76
Tosters 73-127
Trabzon 182
Trentino 11-14, 34, 73
Troppau 96
Tschechien 83, 93
Tschechoslowakei 84, **93-111,** 119, 143
Tunceli 20
Türkei 7, 12, 14 ff., 18 f., 24-29, 35 f., 55, 60, 62, 66, **68-72**, 74, 118, 135 f., 155, 164, 170, **175-187**
Turkeli 177

Uganda 144
Ukraine 34
Ultental 77
Ungarn 97 f.
Unterinn 38
Uri 156
USA 55, 95, 141, 148

Valduna 140
Valsugana 11, 13
Vatikan 30
Vedro Polje 164
Veliko Tarnovo 115
Villach 105

Wels 117
Westeuropa 32
Westfalen 4
Wien 49, 83, 85, 88-91, 96, 99, 103-105, 107, 109, 117 f., 124

Wiener Neustadt 117 f., 120
Wiesbaden 98
Zagreb 63
Żegar 166

Personenregister

Akyıldız İsmet 182 f., 185
Aksu Kasım 25
Albrecht Karlheinz 127

Bächle Agnes 146
Balcic, Familie (Mäder) 143
Baricevic Anna 61-68
Baricevic Iwan 61-68
Baricevic Mario 62
Baricevic Robert 62, 67
Baricevic Vlado 62, 67
Barnay, Markus 8, 123
Bayer Karl 89
Belcredi, Grafen-Familie 107
Beneš Eduard 94, 97 f., 107, 109 f.
Benz Josef 159 f.
Berchtold Manfred 130
Bischof Helena 49
Blaikner-Mayer Anna 39
Böckle Rudolf 142
Boris III., König von Bulgarien
Botic Fatima 126
Bretz Leo von 38
Brixa Zdenka 111
Brunner, Familie (Siffian) 38
Bundschuh Werner 7, 17 f., 20
Burtscher Christian 110
Burtscher Johanna (geb. Sigmund) 106–111
Burtscher Otto 108
Burtscher Wolfgang 110
Burtscher, Familie (Altach) 42

Concin Josef 13
Czizegg Christine 54
Czizegg Rudolf 52-56, 72, 155

Delfiner Max 88
Delucca, Frau (Tosters) 87
Dimitrow Gantscho 115-123
Dünser, Friedrich 164
Dürr Adolf 91

Egle, Familie (Altach) 42
Ender Agnes 158
Ender Anton 138
Ender Burga 162
Ender Emilian 147 f.
Ender Erika 58
Ender Ernst 54
Ender Eugen 158
Ender Gabriel 162 ff.
Ender Gottfried 158, 160, 162 f.
Ender Hildebert 138
Ender Josef („Lippers") 138
Ender Karl Eugen 128
Ender Leo („Leöles") 140, 158-164
Ender Lorenz 158, 162 f.

Ender (geb. Gisinger) Marianne 130-137
Ender Nikolaus 128
Ender Otto, Landeshauptmann 32
Ender Romuald 138-144
Ender Rosa 158, 160
Ender Rudolf 158
Ender Sales 142
Ender Wilhelmine 164
Enzi Ferdi 64

Fenkart Alois 53
Figl Leopold, Bundeskanzler 99
Firma Albert Ender & Co 47, 54
Firma Ausschneiderei Fessler (Altach) 42
Firma Ausschneiderei Monz (Altach) 42
Firma Collini 67
Firma F. M. Hämmerle 88, 126
Firma Franz M. Rhomberg 88
Firma Gächter, Fertigbau 157
Firma Ganahl 90, 120 f.
Firma Gebrüder Längle („Frixa") 41, 62
Firma Heine (Textildruck, Hohenems) 99
Firma Hilti & Weh 125, 143, 145, 148 f.
Gisinger Adolf 130, 134, 136 f.
Gisinger Albert 130, 134
Gisinger Albert, Bürgermeister von Mäder
Gisinger Arno 14
Gisinger Edeltraud 132-137
Gisinger Maria 130-137
Gisinger (Ender) Marianne 130-137
Gisinger Martin 137
Gohm Hermann, Pfarrer 150
Grabherr Elmar 9, 17
Greber Gebhard 37
Greiner Ida (geb. Ender)
Greiter Alois 113
Greiter Maria 113
Greiter Renate 113
Gürleyen Hümmet 68-72
Gürleyen Meryem 69 f.
Gürleyen Önder 71

Hácha Emil 94
Haider Jörg 16
Hamm Anton 145 f.
Hamm Edith 146
Hamm Elmar 145 ff.
Hamm Helene 150
Hamm Helmut 134, 144-153
Hellriegel Arthur 128
Helmer Oskar, Innenminister 102
Hegenbart Helmut, Dipl. Ing. 104-106
Hegenbart Gerda 105
Henlein Konrad 94
Herzmansky, Großkaufhaus, Wien 88
Hitler Adolf 34, 73, 93 f., 115 f., 118, 135
Hirn Gerold 125
Huber Engelbert 131, 133 f.
Hug Michael 148

Ilg Ulrich, Landeshauptmann 103 f., 148 f.

Jäger Bertram, Arbeiterkammerpräsident 169
Jussel Eugen 100

Kallinger Hans 14
Kauder Magda 55
Keck, Schlosserei (Tosters) 80
Keckeis (Altach) 46
Kiermayr Gernot 162
Kilga Anna 155
Kilga Burkhard 135
Kilga Josef 148, 153
Koch Josef 129
Kochle Ferdinand 85
Konstantin, römischer Kaiser 33
Kopf Julius, Bürgermeister von Altach 51
Krenn Kurt, Bischof 29
Kreutz Ernst 145 f.
Kühny (Landeshilfsfonds für Lawinenopfer) 51

Ladurner, Vermessungsrat (Feldkirch) 88
Laufer Leopold 125
Liechtenstein, Fürsten 93
Lins Guntram 16
Lipowski, Familie 95

Machunze Erwin, Nationalrat 103
Madlener Alois, Dr. 108
Madlener Elvira 159
Manoschek Walter
Markowski Christa 83-93, 100
Markowski Franz 83, 85, 87
Markowski Udo 87
Markowski Ulf 87
Markowski Ute 87
Markowski Uwe 87
Maurer, Schreiner (Feldkirch) 97, 99
Mayer, Familie (Tosters) 100
Meixner Anton 93
Mellich Franz, Bundesrat 102 ff., 110
Montecuccoli, Graf 84
Moosmann Karl 109
Morell, Familie (Altach) 50
Moses 33
Müller Albert 49
Müller Herbert 49
Müller Kurt 49
Müller Mathilde 49-52
Müller Reinhold 51
Mussolini Benito 34, 37, 73, 77 f.
Muxel Elfriede

Nesensohn, Pfarrer (Tosters) 91
Neururer Norbert 15
Nietzel Alfred Rudolf 83
Nietzel Edith 92
Nietzel Laurenz 84
Nitschmann Andreas 100
Nitschmann, Familie 90, 95, 102, 106
Nitschmann Olly (geb. Lipowsky) 93-104
Nitschmann Richard 95 f., 99
Nitschmann Stefan 100

Ostertag, Dr., Militärarzt 96

Paret Willi 144, 146 f., 149
Pergehr Johann 163 f.
Pichler Meinrad 17
Pius IX., Papst 30-32
Pleschberger Erika (geb. Ender) 57 f.
Pleschberger Richard 56-61
Pöder Josef 78 f.
Podgornik Anton 43-49
Podgornik Cäcilia (geb. Voncina) 43-49
Podgornik Nives 46, 48
Podgornik Pia 46, 48
Purtscher Martin, Landeshauptmann 13, 74

Röger, Dr. (Bregenz) 49
Rösler Georg 111-114, 127
Rösler Renate (geb. Greiter) 113

Sailer Gebhard 146, 149
Sailer Helene 146
Sandholzer Alfons 40 f.
Schäfer Franz Anton 51
Schäfer Jodok 40 f.
Schembera, Familie (Tosters) 90
Schertler Ing., Landeshilfsfonds für Lawinenopfer 51
Schneider Alma 146
Schöch Alwin 141
Schöch Harald 114
Schöch, Schulleiter (Tosters) 83
Schuster Bianca 155
Schuster Gunnar 155
Schuster Marco 155
Schuster Rudolf 153-158
Schweigkofler Anna 39
Schweigkofler Filomena 39
Schweigkofler Florian 37
Schweigkofler Rosa 40, 42
Sehic Mustafa 143
Şentürk Lütfiye 176, 179 f.
Şentürk Şahin 176 ff.
Simeon, König von Bulgarien 116
Sturn Mathias 173
Sturn Mira (geb. Veljăca) 164-165, 188 f.
Şurdum Kundeyt 12
Swoboda, Dipl. Ing. 88

Tanowski, Graf 84
Thaler (Bauer, Unterinn) 38
Tiso Jozef 95
Tito (Josip Broz) 44, 61, 65
Todt – Organisation Todt 40, 85, 105, 142
Tötsch Annemarie 40
Tötsch Anton 38, 42
Tötsch Frieda 38 f., 42
Tötsch Hermann 40, 42
Tötsch Maria 38
Tötsch Ottilie (geb. Schweigkofler) 37-43
Troy Kaspar 40
Tschaikner Manfred 11
Türtscher, Familie (Tosters) 90

Vallaster Adolf 128, 180
Vallaster, Familie (Altach) 39 f.
Veiter Thodor 10, 17

Veljača Ana 164
Veljača Josip 165
Veljača Luca 164 f.
Veljača Nada 166, 170
Veljača Vera 167, 172

Walter Nikolaus 12
Weber Erika 57
Weber Hubert 57
Weigl Brigitte 81
Weigl Ida (geb. Pöder) 76-83
Weigl Josef 80
Weigl Werner 81
Weigl Wilfried 81
Wittwer Werner 15

Zerlauth August 99
Zerlauth, Familie (Tosters) 99 f.
Zucic Salko 124-127

STUDIEN ZUR GESCHICHTE
UND GESELLSCHAFT
VORARLBERGS
16

>> Meine erste Erinnerung an Vorarlberg? Ich war wündrig, wie mich die Leute behandeln würden. Und die Leute hatten damals – glaube ich – ein Interesse an uns, aber wir konnten nicht miteinander reden. Sie haben blöd geschaut – und wir auch. Es hat natürlich im Alltag eine Menge Schwierigkeiten gegeben. Etwa beim Einkaufen. Wir Fremde mussten im Laden hinter einer Schranke stehen bleiben. Wer nicht Deutsch konnte, war auf die Zeichensprache angewiesen. Wer Honig wollte, machte ‚sumsum', wer Eier wollte ‚gogog', bei Milch ‚muh'. Da konnte es schon passieren, dass man statt Milch Rindfleisch erhielt. Angeschrieben wurde nichts, wir mussten bar zahlen. Das hat bei den alten Registrierkassen immer sehr lange gedauert, denn viele von uns kannten sich beim Retourgeld nicht aus. Wir mussten zusammenhalten und uns gegenseitig helfen. Mein Bruder und ich hatten zum Beispiel nur eine einzige Geldtasche. Was ihm gehörte, gehörte auch mir. <<

ISBN 3-900754-27-6

VORARLBERGER AUTOREN GESELLSCHAFT